GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Bauhardt | Feminismen in der postkolonialen Republik. Debatten um das Kopftuchverbot in Frankreich

Bührmann | Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität

Wetterer | Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion

Voss | Das differenzierte Geschlechterverständnis der Antike

Grenz | Das Begehren zu sprechen oder geschlechtsbezogene Artikulationen in Interviews mit heterosexuellen männlichen Freiern

Wehner | Studentische Väter – Pioniere neuer Vaterschaft?

Braunmühl von | Gender, Privatisierung der Wasserversorgung und Partizipation

Bauernberger | Das Potenzial von Mentoring in der universitären Frauenförderung

2|09

1. Jahrgang

ISSN 1868-7245

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Heft 2

1. Jahrgang 2009

ISSN 1868-7245

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Vorwort 7

Aufsätze

Christine Bauhardt	Feminismen in der postkolonialen Republik Debatten um das Kopftuchverbot in Frankreich	9
Andrea D. Bührmann	Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität	28
Angelika Wetterer	Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion	45
Heinz-Jürgen Voß	Das differenzierte Geschlechterverständnis der Antike	61
Sabine Grenz	Das Begehren zu sprechen oder Geschlechtsbezogene Artikulationen in Interviews mit heterosexuellen männlichen Freiern	75
Nina Wehner	Studentische Väter – Pioniere neuer Vaterschaft?	90
Claudia von Braunmühl	Gender, Privatisierung der Wasserversorgung und Partizipation	107

Aus Forschung, Politik & Praxis

Marietta Bauernberger	Das Potenzial von Mentoring in der universitären Frauenförderung	123

Tagungsberichte

Stefan Horlacher, Wieland Schwanebeck	Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present. Internationale Konferenz vom 17.–20. Juni 2009 in Dresden	133
Katharina Knüttel, Martin Seeliger	Grenzen des Wohlfahrtsstaates: Migration und Geschlecht Tagung am 26. Juni 2009 in Bochum	139

Rezensionen

Eva Tolasch	Ina Kerner, 2009: Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus	146
Almut Kirschbaum	Birgit Riegraf, Lydia Plöger (Hrsg.), 2009: Gefühlte Nähe – Faktische Distanz. Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung auf die „Wissensgesellschaft“	148
Sigrid Metz-Göckel	Doris Doblhofer, Zita Küng, 2008: Gender Mainstreaming. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor – das Praxisbuch	151
Ulrike Vogel	Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hrsg.), 2008: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie	154
Melanie Groß	Gabriele Winker, Nina Degele, 2009: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten	157

GENDER
Journal for Gender, Culture and Society

Foreword 7

Essays

Christine Bauhardt — Feminisms in the Postcolonial Republic. Debates on the law banning the veil in France — 9

Andrea D. Bührmann — Intersectionality – a research field on the way to becoming a paradigm. Tendencies, challenges and perspectives of the research about intersectionality — 28

Angelika Wetterer — Gender expertise, feminist theory and everyday knowledge of gender. A sociological reconstruction of different types of gender knowledge — 45

Heinz-Jürgen Voß — The differentiated understanding of gender/sex in the ancient world — 61

Sabine Grenz — Talks of Desire. Sex/Gender related articulations in interviews with heterosexual male clients of female sex workers — 75

Nina Wehner — Student fathers – pioneers of a new fatherhood? — 90

Claudia von Braunmühl — Gender, privatisation of water, and participation — 107

From Research, Politic & Practice

Marietta Bauernberger — The potencial of mentoring for the advancement of women in science at the university — 123

Conference Proceedings

Stefan Horlacher, Wieland Schwanebeck	Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present. Conference from 17th to 20th of June 2009 in Dresden	133
Katharina Knüttel, Martin Seeliger	Limits of the Welfare-State: Migration and Gender Conference on June 26, 2009, Bochum	139

Book Reviews

Eva Tolasch	Ina Kerner, 2009: Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus	146
Almut Kirschbaum	Birgit Riegraf, Lydia Plöger (Hrsg.), 2009: Gefühlte Nähe – Faktische Distanz. Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung auf die „Wissensgesellschaft“	148
Sigrid Metz-Göckel	Doris Doblhofer, Zita Küng, 2008: Gender Mainstreaming. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor – das Praxisbuch	151
Ulrike Vogel	Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hrsg.), 2008: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie	154
Melanie Groß	Gabriele Winker, Nina Degele, 2009: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten	157

Vorwort

Liebe LeserInnen,

das zweite Heft von GENDER. *Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* enthält Beiträge mit unterschiedlichen Themenstellungen. So werden in dieser Ausgabe das Kopftuchverbot in Frankreich, die Wasserversorgung in Entwicklungsländern, das Verhältnis von Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung und das Konzept der Intersektionalität ebenso thematisiert wie das Geschlechterverhältnis in der Antike oder die Situation studentischer Väter.

Wir zeigen damit das weite thematische und disziplinäre Spektrum auf, dem sich unsere neue Zeitschrift widmet. Bei aller Vielfalt sind die Beiträge aber in unterschiedlicher Weise miteinander verbunden:

Drei Beiträge widmen sich einer kritischen Reflexion aktueller Fragestellungen und Kontroversen der Geschlechterforschung: Den Auftakt des Heftes bildet der Beitrag von *Christine Bauhardt*, in dem die Autorin die Komplexität der Intersektionalitätsdebatte an einem aktuellen politischen Beispiel aus Frankreich, den feministischen Debatten um das Verbot des Tragens offensichtlicher religiöser Symbole an staatlichen Schulen, vorstellt. In einer – in Deutschland leider viel zu wenig beachteten – Debatte stehen sich Befürworterinnen und Gegnerinnen diametral gegenüber, obwohl sie sich beide explizit als feministisch verstehen und die Verwobenheit von Geschlecht, Ethnie (Herkunft) und Klasse (soziale Position) kritisch thematisieren. *Andrea Bührmann* setzt sich auf theoretischer Ebene mit dem Konzept der Intersektionalität auseinander, indem sie die Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität im Kontext der Geschlechterforschung differenziert nachzeichnet. In dem Beitrag von *Angelika Wetterer* über Gleichstellungspolitik aus wissenssoziologischer Perspektive steht das zunehmende Auseinanderdriften von Alltagswissen, ExpertInnenwissen und wissenschaftlichem Wissen über Geschlecht im Fokus. Nach Wetterers Analyse ist diese Ausdifferenzierung ebenso unvermeidlich wie akzeptabel, folgen doch die jeweiligen AkteurInnen ihren je eigenen Logiken, die nicht losgelöst von den jeweiligen Handlungsbezügen gesehen werden können. Auch dieser Beitrag mag zum Widerspruch reizen, passt doch die strikte Ablehnung einer Hierarchie des Wissens (die das wissenschaftliche Wissen dem ExpertInnenwissen und dieses dem Alltagswissen als überlegen betrachtet) wenig in das Selbstverständnis „handlungsentlasteter" WissenschaftlerInnen.

Dass in der Antike ebenfalls unterschiedliche Vorstellungen über Geschlecht existierten (wobei bei allen Differenzierungen die Inferiorität von Frauen nicht infrage stand), zeigt der kulturwissenschaftliche Beitrag von *Heinz-Jürgen Voß* über das Geschlechterverständnis der Antike. Die biologischen Vorstellungen dieser Zeit sind zweifellos überholt – die Argumentationsfiguren, bei denen aus (vermeintlichen) biologischen Unterschieden Schlussfolgerungen für soziale Verhältnisse gezogen werden, finden durchaus in heutigen Texten ihre Entsprechungen (z. B. in Teilen der Hirnforschung).

Drei weitere Beiträge bieten sehr unterschiedliche Einblicke in die aktuelle Männerforschung. In dem Beitrag von *Sabine Grenz* zu geschlechtsbezogenen Artikulationen in qualitativen Interviews geht es um die Frage, wie sich das Geschlecht der interviewenden Personen auf das Interviewverhalten von Konsumenten kommerzieller Sexualität

auswirkt. Die Ergebnisse basieren auf zwei Freier-Studien und verdeutlichen, wie die interviewende Person je nach Geschlecht auf unterschiedliche Weise in die Erzählung der Probanden eingebunden ist. Ob sich Studenten als Pioniere neuer Vaterschaft und damit auch neuer Formen von Männlichkeiten erweisen, versucht *Nina Wehner* anhand einer empirischen Interviewstudie mit studierenden Vätern zu klären, indem sie die Bedeutungen der Familiengründung während des Studiums für Männer rekonstruiert und die Wege zur Vaterschaft nachzeichnet. In dem Tagungsbericht von *Stefan Horlacher* und *Wieland Schwanebeck* wird sichtbar, wie in der englischsprachigen Literatur vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert „Constructions of Masculinity" hergestellt werden. Über die Einzelanalysen von Texten erwuchs die Frage, ob von einer gegenwärtigen Krise der Männlichkeit zu sprechen ist oder ob sich Männlichkeit – die britische Literaturgeschichte seit dem Mittelalter scheint dies nahe zu legen – nicht schon immer in einem Zustand der Krise befunden hat.

In dem Beitrag von *Claudia von Braunmühl* steht die Frage der Wasserver- und Entsorgung unter Gender-Aspekten im Zentrum. In Entwicklungsländern ist der Umgang mit Wasser in erster Linie Aufgabe von Frauen. Die Autorin arbeitet das Verhältnis von Gender, Privatisierung der Wasserversorgung und Partizipation heraus und zeigt, dass eine geschlechtersensible Wasser-Governance nicht von gesellschaftspolitischen Kontexten und Rahmungen zu trennen ist.

In der Rubrik „Aus Forschung, Politik und Praxis" stellt *Marietta Bauernberger* das Potenzial von Mentoring als Instrument zur Frauenförderung und Gleichstellung an Universitäten vor.

Darüber hinaus bietet das aktuelle Heft noch einen Tagungsbericht und fünf Rezensionen. Schließen möchten wir mit einem Ausblick auf die drei Ausgaben von GENDER im Jahr 2010 zu den Schwerpunkten „Religion und Geschlecht" (1/10), „Gender and Diversity" (2/10) und „Postsozialismus, Transformation und Geschlecht" (3/10) sowie einer Einladung, sich an der Entwicklung der Zeitschrift als LeserIn, UnterstützerIn und/oder AutorIn aktiv zu beteiligen.

In diesem Sinne wünschen wir eine produktive und interessante Lektüre.

Ihre GENDER-Redaktion
Ruth Becker, Heike Kahlert, Beate Kortendiek, Sigrid Metz-Göckel, Sabine Schäfer

Aufsätze

Christine Bauhardt

Feminismen in der postkolonialen Republik Debatten um das Kopftuchverbot in Frankreich

Zusammenfassung

Die französische Debatte um das Kopftuchverbot im öffentlichen Raum verweist auf den Bezug feministischer AktivistInnen auf die Prinzipien des republikanischen Universalismus trotz ihrer konträren politischen Positionen. Dieser Bezug wird von postkolonialen KritikerInnen radikal in Frage gestellt, die das gesetzliche Kopftuchverbot in der Tradition kolonialer Herrschaftsmuster sehen. Überlegenswert erscheint die Anregung, den republikanischen Laizismus als tatsächlich neutralen Raum zu verstehen, in dem Religionen als Stimmen der Zivilgesellschaft zum Ausdruck kommen, aber auch das Recht auf Nicht-Religiosität anerkannt wird.

Schlüsselwörter
Laizismus, Kopftuch, Postkoloniale Kritik, Universalismus und Differenz/en, Frankreich

Summary

Feminisms in the Postcolonial Republic. Debates on the law banning the veil in France

The French debate on the law banning the Muslim veil in public space shows that, feminist activists refer to the principles of republican universalism despite their controversial political attitudes. Republician laicism offers the challenge of being understood as a really neutral space, where religions can express themselves as voices of civil society, and where nonetheless the right to not be religious is also recognized.

Keywords
Laicism, Veil, Postcolonial critique, Universalism and Differences, France

Im Februar 2004 wurde in Frankreich das Gesetz verabschiedet, welches das Tragen von religiösen Zeichen in staatlichen Schulen verbietet. In erster Linie zielt das Gesetz auf das islamische Kopftuch, allerdings sind auch Kippa, Turban oder auffällige Kreuze von diesem Verbot betroffen. Dem Gesetzesbeschluss waren erbitterte Debatten um die Bedeutung des Kopftuchs einerseits sowie des in der Verfassung verankerten Laizismus andererseits vorausgegangen. Inzwischen haben sich die Wogen der öffentlichen Diskussion geglättet, Schülerinnen müssen ihr Kopftuch seit Schuljahresbeginn 2004/05 vor der Schule ablegen, aber die feministische Debatte um die Relevanz von Religion und ihr Verhältnis zum republikanischen Staatsverständnis hält an.

Der vorliegende Beitrag rekapituliert im ersten Teil die Debatte zwischen unterschiedlichen Gruppen und Positionsbestimmungen feministischer AktivistInnen zu dem Zeitpunkt, als der sog. Kopftuchstreit in Frankreich in vollem Gange war. Aufgrund eines längeren Forschungsaufenthaltes in Paris während dieser Zeit konnte ich die Kontroverse in teilnehmender Beobachtung empirisch untersuchen. Die Debatte weist aber deutlich über die Ereignisse jener Monate hinaus, denn anlässlich dieser hochkontroversen Frage wird im Kern das Verhältnis Frankreichs zu seiner kolonialen Geschichte

und zur In- bzw. Exklusivität der französischen Gesellschaft verhandelt.[1] Entsprechend werde ich im zweiten Teil des Aufsatzes die postkolonialen Diskurslinien nachzeichnen, die sich nicht ausschließlich, aber doch im zeitlichen Zusammenhang mit dem Verbot religiöser Zeichen in der öffentlichen Schule entwickelt haben. Abschließend soll die Frage beantwortet werden, ob und inwiefern die unterschiedlichen Positionen zu einer Klärung des Verhältnisses von französischen Feministinnen zu Republik, Nation und Religion geführt haben.[2]

1 Kurzer Abriss der Ereignisse

Die erste sogenannte Kopftuchaffäre reicht zurück in das Jahr 1989. Drei vierzehnjährige Schülerinnen, die im Schulunterricht nicht auf das Tragen des Kopftuches verzichten wollten, werden vom Schulbesuch in einer Pariser Vorstadt ausgeschlossen. Der Conseil d'État, das oberste Verwaltungsgericht Frankreichs, entschied damals, dass das Tragen des Kopftuches oder anderer religiöser Zeichen nur akzeptabel sei, wenn sie keine „signes ostensibles" darstellten, das heißt keinen provozierenden oder missionarischen Charakter zum Ausdruck brächten. Unter „signe ostensible" ist ein auffälliges, symbolisch eindeutig identifizierbares Zeichen zu verstehen. Das Tragen des Kopftuches allein sei jedoch kein hinreichender Grund zum Ausschluss vom Unterricht, so der Conseil d'État. Es erfolgten keine staatlichen Regelungen, Streitfälle waren auf der Ebene der einzelnen Schule zu entscheiden.

In der Folge kommt es immer wieder zu unklaren Situationen, bei denen kopftuchtragende Schülerinnen an manchen Schulen vom Unterricht ausgeschlossen werden, andere Schulen lassen das Kopftuch zu. Im Dezember 2002 eskaliert die Situation an einem Lyoner Gymnasium, wo die Lehrkräfte einen Streik ausrufen, um den Ausschluss einer Schülerin gegen die Schulleitung durchzusetzen. Der Schulleitung wird vorgeworfen, hinsichtlich der republikanischen Prinzipien in der laizistischen Schule zu nachsichtig zu sein.

Im Frühjahr 2003 findet der Aufsehen erregende und medial stark beachtete „Marsch der Frauen aus den Vorstädten gegen die Ghettos und für die Gleichheit" statt, der mit einer Großdemonstration am 8. März unter dem provozierenden Titel „Ni putes ni soumises" – Weder Huren noch Unterworfene – unter großer Beteiligung in Paris endet.

1 Ich beschränke mich in diesem Beitrag auf die Positionen von politischen Gruppen und Bewegungen, die sich selbst als feministisch bezeichnen, und ihre öffentlichen Diskursbeiträge im Zusammenhang mit dem Gesetz über das Verbot des Tragens auffälliger religiöser Zeichen in öffentlichen Schulen. Zur Kontextualisierung der Kopftuchdebatte in den französischen und deutschen Diskurskontext und zur Selbstrepräsentation von muslimischen Frauen in Frankreich und Deutschland vgl. Amir-Moazami (2007), zum Vergleich der Religionskontroversen in beiden Ländern vgl. die Beiträge in Koenig/Willaime (2008), für eine ausführliche Einbettung der Auseinandersetzung um das Kopftuch in die Debatte um den Stellenwert des Islams in der französischen Gesellschaft vgl. Bowen (2007).

2 Die Auseinandersetzung mit dem republikanischen Universalismus fand auch 1998/99 in der politischen Diskussion um die Verankerung der Geschlechterparität in der französischen Verfassung statt. Allerdings ging es in dieser Debatte nicht um Fragen der Religionszugehörigkeit. Außerdem wurde mit der Formel, die Geschlechterdifferenz sei „die einzige universelle Differenz der Menschheit" (Agacinski 1999), eine mehrheitsfähige Interpretation des Verhältnisses zwischen Universalismus und Differenz/en in Frankreich gefunden (vgl. Bauhardt 2004a).

Dem Marsch war 2002 eine als „Generalversammlung der Frauen aus den Vorstädten" bezeichnete Tagung an der Sorbonne vorausgegangen (NPNS 2003).

Diese Abfolge von Ereignissen führt im Sommer und Herbst 2003 zu heftigen Auseinandersetzungen um das Tragen des Kopftuches im öffentlichen Raum, insbesondere in der staatlichen Schule, und zur Bedeutung des Laizismus insgesamt. Im Juli setzt Staatspräsident Jacques Chirac eine Kommission unter dem Vorsitz des Zentrumspolitikers und langjährigen Abgeordneten der Nationalversammlung und des Europäischen Parlaments Bernard Stasi ein, die nach ausführlichen Anhörungen im Dezember 2003 ihren Bericht vorlegt (Comm. Stasi 2004). Auf der Grundlage dieses Berichts wird im Februar 2004 das Gesetz über das Verbot des Tragens auffälliger religiöser Zeichen in öffentlichen Schulen verabschiedet, das zum Beginn des Schuljahres 2004/05 in Kraft tritt. Das Verbot betrifft das islamische Kopftuch und das christliche Kreuz ebenso wie die jüdische Kippa und den Turban der Sikhs. Religiöse Symbole sind nur noch erlaubt, wenn sie unauffällig, zum Beispiel als kleine Schmuckanhänger, getragen werden. Im ersten Jahr der Geltung des Gesetzes wurden achtundvierzig Mädchen (Musliminnen) und drei Jungen (Sikhs) vom Unterricht ausgeschlossen (Ezekiel 2006).

2 Historischer Kontext: katholische Kirche und französische Republik

Bevor ich auf die verschiedenen feministischen Positionen Pro und Contra islamisches Kopftuch eingehe, werde ich diese Auseinandersetzung in die Debatte um den Stellenwert von Religion im republikanischen Staatsverständnis einordnen. Um die außerordentliche Vehemenz zu verstehen, mit der sich feministische Gruppen für oder gegen das Kopftuch engagiert haben, muss zunächst geklärt werden, wie der französische Staat bzw. die verschiedenen sozialen und politischen Kräfte das Verhältnis zur Religion im Laufe der Geschichte definiert haben.

Zunächst ist dabei die historische Bedeutung des Katholizismus in Frankreich hervorzuheben, die dazu geführt hat, dass sich Frankreich über Jahrhunderte als die erstgeborene Tochter der katholischen Kirche, La fille ainée de l'Église, sah (vgl. Rémond 1992). Darunter ist zu verstehen, dass sich die französischen Könige der römischen Kurie und dem Katholizismus in besonders enger Weise verbunden fühlten. Das Verständnis der nationalen Identität beruht bis zur Revolution auf diesem besonderen Band zwischen französischem Staat und katholischer Kirche. Erst durch die Revolution und die Etablierung der Republik wird die Zusammengehörigkeit von Glaubensgemeinschaft und nationaler Gemeinschaft aufgebrochen, wenn auch nicht völlig zerstört. Als Konsequenz dieser Infragestellung durchzieht während des gesamten 19. Jahrhunderts ein Bruch die französische Gesellschaft, der sie in zwei Lager von KatholikInnen und Antiklerikalen spaltet. Mit der Verankerung des Laizismus in der französischen Verfassung im Jahr 1905 finden die heftigen Konfrontationen zwischen den beiden Lagern zumindest ein juristisches Ende (vgl. Mollenhauer 2004). Allerdings stehen die Positionen nach wie vor kontrovers gegeneinander. So kommt der Historiker René Rémond (1992) zu dem Schluss, der Streit um die religiösen Bezüge Frankreichs habe die französische Gesellschaft in den vergangenen zwei Jahrhunderten am stärksten von allen Konfronta-

tionen in zwei Teile gespalten. Der Ausdruck „les deux France“ bezieht sich vor allem auf diese Opposition zwischen republikanischer und katholischer Position.

Mit der rechtlichen Trennung von Staat und Kirche wird die Bindung der nationalen Zugehörigkeit an die Religionszugehörigkeit aufgelöst. Dies ist zentral für das republikanische Modell der gesellschaftlichen Kohäsion, demzufolge sich die französische Nation aus Individuen zusammensetzt, deren Zugehörigkeit zu wie auch immer definierten Identitätsgruppen, seien diese ethnisch oder religiös begründet, für ihre gesellschaftliche Partizipation keine Rolle spielt (vgl. z. B. Schnapper 1994). Dieses Modell der gesellschaftlichen Integration beruht auf dem republikanischen Universalismus. Die Nation ist im französischen Verständnis *die* Universalie gesellschaftlicher Integration. Häufig werden in der deutschen Debatte Nation und Staat gleichgesetzt, in Frankreich jedoch sind beide Konzepte streng getrennt: Die Nation gilt als sinnstiftende kollektive Identität, unterhalb derer keine anderen Gruppenidentitäten politikfähig sind. Der Staat stellt das Instrumentarium bereit, das garantiert, dass das politische Subjekt in seiner Individualität allen anderen gleichgestellt und gleich behandelt wird.

Diese kurze historische Skizze des schwierigen und kontroversen Verhältnisses von Gesellschaft und Kirche, Nation und Religion liefert den Hintergrund für die nun folgende Darstellung der feministischen Positionen zum Kopftuchstreit. Als Fallbeispiele dienen mir die Gruppe „Ni putes ni soumises“ sowie das Kollektiv „Une école pour tou-te-s“ (vgl. Bauhardt 2004b; Dornhof 2006).

3 Positionen feministischer AktivistInnen im Streit um das gesetzliche Kopftuchverbot

3.1 Ni putes ni soumises: „Le voile, symbole de l’oppression féminine“

Die Gruppe „Ni putes ni soumises“ – Weder Huren noch Unterworfene – gründete sich im Frühjahr 2003 in Paris im Anschluss an einen mehrere Wochen dauernden „Marsch der Frauen aus den Vorstädten gegen die Ghettos und für die Gleichheit“. Auslöser für die Bewegung der Frauen war die Ermordung einer achtzehnjährigen jungen Frau, die in einer Pariser Vorstadtsiedlung bei lebendigem Leib verbrannt worden war, weil sie sich nicht den Anforderungen ihrer Altersgenossen und deren freiheitsbeschränkenden Vorstellungen über das Leben junger Musliminnen in Frankreich anpassen wollte. Kurze Zeit zuvor war das Buch „In der Hölle der Gruppenvergewaltigungen“ (Bellil 2002)[3] erschienen, in dem die Autorin in Ich-Form über kollektive Vergewaltigungen in französischen Großsiedlungen berichtet. Die Auseinandersetzung mit sexistischer Gewalt stand also am Beginn der Bewegung „Ni putes ni soumises“. Sexualisierte Gewalt in den Vorstädten steht auch im Zentrum des Buches von Fadela Amara (2003), die zu den Gründerinnen der Bewegung gehört und von Nicolas Sarkozy nach seiner Wahl zum Staatspräsidenten im Jahr 2007 zur Staatssekretärin für Stadtentwicklung ernannt wurde.

Die Bewegung der Frauen aus den Vorstädten – damit sind implizit auch gemeint: die Migrantinnen und Nachfolgegenerationen früherer MigrantInnen – prangert als Ur-

3 Bellil, Samira. (2002). Dans l’enfer des tournantes. Paris: Denoël

sache für eine zunehmende Islamisierung der Großsiedlungen aus den sechziger und siebziger Jahren deren Verarmung und baulichen Verfall und ihre politische Vernachlässigung an. Ihre räumliche Marginalisierung spiegele die soziale Marginalisierung ihrer BewohnerInnen wider, was von ihnen als Zurückweisung durch die französische Mehrheitsgesellschaft erlebt werde. Besonders die Jungen in den Vorstädten erlebten dies als „immense sentiment d'injustice" (Amara 2003: 64), als enorme Ungerechtigkeit. Sie fühlten sich abgestellt, geparkt in Armutsquartieren und von den PolitikerInnen ihrem Schicksal überlassen. Deshalb sei nachzuvollziehen, dass einige von ihnen in die Kriminalität abrutschten. Sie seien zwar in der Minderzahl in den Cités, aber sie machten der Mehrheit das Leben schwer. Die Autorin kommentiert dies mit folgenden Worten:

„Quand ces garçons m'expliquent qu'ils s'organisent entre eux parce qu'ils ne veulent pas s'insérer dans un système qui les a exclus, qu'il n'y a pas de raison qu'ils se battent pour participer à une société qui les rejette, je me dis que nous sommes en train de perdre la bataille de *l'intégration républicaine*" (Amara 2003: 67; Hervorhg. C. B.). – Wenn diese Jungen mir erklären, dass sie sich untereinander organisieren, weil sie sich nicht in ein System einordnen wollen, das sie ausgeschlossen hat, dass sie sich nicht anstrengen, an einer Gesellschaft teilzunehmen, die sie zurückweist, dann sage ich mir, dass wir gerade dabei sind, die Schlacht um die *republikanische Integration* zu verlieren.

Die Berufung auf die republikanische Konzeption der sozialen Integration ist hier bezeichnend. Das Versprechen des republikanischen Universalismus, gleiche gesellschaftliche Partizipation aller BürgerInnen ohne Ansehen ihrer materiellen Situation oder ihrer ethnischen Herkünfte zu garantieren, wird durch die tatsächliche Ungleichheit der Lebensbedingungen, wie sie etwa durch die sozialräumliche Segregation greifbar dokumentiert wird, grundsätzlich in Frage gestellt. Entsprechend fordert die Bewegung „Ni putes ni soumises" tiefgreifende Verbesserungen der Lebensbedingungen in den Großsiedlungen (Amara 2003: 133ff.), um die republikanische Integration wieder herzustellen.

Als zentrales Problem der Cités – neben Armut, Arbeitslosigkeit und baulichem Verfall – gelten der Bewegung die Geschlechterbeziehungen. Sexualität sei ein tabuisiertes Thema, zumindest im Verständnis von gleichberechtigter und respektvoller Sexualität (Amara 2003: 51ff.). Die Geschlechtertrennung in den Siedlungen habe jedoch den unbefangenen Umgang mit dem anderen Geschlecht hochgradig erschwert, wenn nicht verunmöglicht. Kenntnisse über Sexualität verbreiten sich Fadela Amara zufolge über Pornos, Annäherungen zwischen Jungen und Mädchen in der Öffentlichkeit würden sofort sexualisiert und freundschaftliche Beziehungen seien somit ausgeschlossen. Die sexuelle Misere sei Quelle für Gewalt. Um dieser Gewalt zu entkommen und um sich der permanenten Infragestellung ihrer Jungfräulichkeit zu entziehen, akzeptierten viele junge Frauen die Unterwerfung unter die religiös verbrämten Regeln ihrer Altersgenossen. Im Unterschied zu denjenigen, die das islamische Kopftuch als Ausdruck ihrer Religiosität betrachteten, trügen es zahlreiche Mädchen und junge Frauen als Schutzschild gegen männliche Aggressivität (Amara 2003: 48). Tatsächlich würden die kopftuchtragenden Frauen niemals von Jungen und Männern belästigt, denn verhüllt würden sie in deren Augen unangreifbar.

Dies ist der Hintergrund für die politische Position von „Ni putes ni soumises" im Kopftuchstreit. Dabei geht es nicht in erster Linie um Religion. Was diese Bewegung anprangert, sind die sozialen Bedingungen und Konsequenzen, die zum Kopftuch geführt haben. Die sozialräumliche und politische Abgrenzung der Großsiedlungen von

der Mehrheitsgesellschaft steht im Mittelpunkt der Kritik. Diese sei dafür verantwortlich, dass die ökonomische und soziale Krise zu einer Geschlechterkrise geführt habe, wobei das Kopftuch nur deren sichtbarstes, aber dafür umso ausdrucksstärkeres Zeichen sei. Das Kopftuch symbolisiere die Unterdrückung von Frauen in einer Situation, die sich von den Prinzipien der republikanischen Integration verabschiedet habe.

3.2 Collectif Une école pour tou-te-s: „Contre les lois d'exclusion"

Das Kollektiv „Eine Schule für alle, Mädchen und Jungen" formiert sich Ende 2003 im Zusammenhang mit den Anhörungen der Kommission Stasi und als Reaktion auf das Gesetzesvorhaben, offensichtliche religiöse Zeichen in staatlichen Schulen zu verbieten. Das Kollektiv besteht aus mehreren Gruppen in verschiedenen französischen Großstädten und beteiligt sich am öffentlichen Diskurs über das Internet (Collectif 2004) sowie durch Präsenz bei Demonstrationen. Das Kollektiv hat sich eine Charta gegeben, die die Grundsätze seiner Arbeit formuliert. Diese Charta beginnt mit den Worten: „C'est au nom des *principes universels de liberté et d'égalité* que nous refusons la loi interdisant les signes religieux ostensibles à l'école." (Hervorhg. C. B.) – Im Namen der *universellen Prinzipien von Freiheit und Gleichheit* lehnen wir das Gesetz über das Verbot offensichtlicher religiöser Zeichen in der Schule ab.

Auch hier ist der Bezug zu den Prinzipien des republikanischen Universalismus augenfällig.

Die Charta umfasst sechs Prinzipien, denen sich die Bewegung verpflichtet fühlt. Das erste Prinzip ist die Forderung nach Gleichbehandlung der Religionen, denn es wird davon ausgegangen, dass das Gesetz maßgeschneidert gegen die muslimischen Mädchen und jungen Frauen und damit de facto gegen den Islam formuliert wurde. Auch wenn formal alle religiösen Zeichen von dem Gesetz betroffen seien, so sei doch offensichtlich, dass es im Kern auf die als „Andere" konstruierten Musliminnen abziele.

Das zweite Prinzip ist formuliert in der Forderung nach Gleichbehandlung von Männern und Frauen und als Fortsetzung feministischer Kämpfe. Das Prinzip schließt an die Ablehnung von jeder Form von Zwang an, denn feministische Kämpfe hätten niemals repressive Formen *gegen Frauen* angenommen. Das Kopftuchverbot und der damit verbundene Ausschluss von Mädchen und jungen Frauen aus der Schule verhindere ihre Emanzipation anstatt sie in ihrem Kampf um Rechte zu unterstützen. Der Zwang, das Kopftuch abzulegen, sei ebenso abzulehnen wie der Zwang, das Kopftuch zu tragen. Das dritte Prinzip schließt an die Forderung nach Rechten an: Das Kollektiv spricht sich für das unveräußerliche Recht aller auf eine öffentliche, laizistische und kostenlose Bildung aus – „le droit inaliénable de tous et toutes à une éducation publique, laïque, gratuite". Kein Argument, sei es religiös oder politisch begründet, rechtfertige eine derart drastische Maßnahme wie den Verweis von der staatlichen Schule, deren Besuch eine demokratische Errungenschaft sei. In der Schule begegneten sich Menschen unterschiedlichster Herkünfte, Kulturen und Religionen, wo alltäglich Toleranz, Respekt und Dialog eingeübt werde.

Bemerkenswert sind hier der explizite Bezug auf den Laizismus der öffentlichen Bildung und der implizite Bezug auf die Schule als den Ort, an dem die Republik ihre

Werte vermittelt.[4] Damit sind zwei Kerndimensionen des republikanischen Wertekonsens angesprochen: einerseits die öffentliche Schule und andererseits der Laizismus als Inkarnation der republikanischen Überzeugung, Religionszugehörigkeit sei als private und nicht als öffentliche Angelegenheit zu betrachten, worauf ich später noch zurückkommen werde.

Der Laizismus wird im vierten Prinzip nochmals thematisiert als Garant der Gewissensfreiheit und Grundlage für die Emanzipation von religiösen Dogmen. Das fünfte Prinzip spricht sich gegen die Bestrafungslogiken aus, die alle Sphären des sozialen Lebens, aber besonders die Schule durchdrungen und pädagogische Maßnahmen verdrängt hätten. Das sechste und abschließende Prinzip greift die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit auf:

„Ce que nous n'acceptons pas, c'est enfin que la jeune musulmane qui porte un foulard joue le rôle d'un bouc émissaire, sur lequel on s'acharne pour mieux oublier les logiques de domination et d'exclusion qui traversent notre société : libéralisation de l'économie, chômage de masse, précarisation des salarié-e-s, extension du contrôle social et des logiques sécuritaires, permanence des discriminations racistes et de l'inégalité sociale entre hommes et femmes." – Wir akzeptieren nicht, dass die junge, Kopftuch tragende Muslima die Rolle eines Sündenbocks spielen muss, auf den man sich stürzt, um die Logiken von Herrschaft und Ausschluss in unserer Gesellschaft zu vergessen: Liberalisierung der Wirtschaft, Massenarbeitslosigkeit, Prekarisierung der Erwerbstätigen, Ausweitung der sozialen Kontrolle und der Sicherheitslogiken, Fortbestand von rassistischer Diskriminierung und sozialer Ungleichheit zwischen Männern und Frauen.

Das Kopftuch gilt dem Kollektiv „Une école pour tou-te-s" als Kleidungsstück, nicht als Zeichen von Religion im öffentlichen Raum. Auch hier wird, obwohl die politische Position konträr zu der von „Ni putes ni soumises" ist, auf die sozialen Probleme verwiesen, die von der Debatte über das Kopftuch verdeckt würden. Allerdings wird dabei auf die Lebensbedingungen der jungen Frauen und Männer kein Bezug genommen und es wird auch nicht nach den Gründen gefragt, die die Hinwendung zum Islam befördern. Der Blick richtet sich stattdessen auf die französische Mehrheitsgesellschaft und ihre exkludierenden und strafenden Praktiken, die sich gerade gegen diejenigen richteten, die sie am wenigsten „verdient" hätten und denen sie maximal schadeten, nämlich den jungen muslimischen Frauen.

Aufschlussreich ist der Bezug beider Bewegungen, die sich explizit als feministisch verstehen, auf das republikanische Konzept von gesellschaftlicher Integration, auf die in der Verfassung garantierte Trennung von Staat und Religion sowie auf die Gleichheit der Geschlechter beziehungsweise den Freiheitsanspruch der Frauen. Beide politisch absolut konträren Positionen – Ni putes ni soumises für das Kopftuchverbot, Une école pour tou-te-s dagegen – beziehen sich auch in ihrer öffentlichen Selbstdarstellung positiv auf die Republik und den damit verbundenen Universalismus. Das soll im Folgenden anhand einer kurzen Analyse der Ikonografie beider Bewegungen gezeigt werden. Zentral ist dabei die Ikone der Marianne, die seit der Dritten Republik, also seit den 1880er Jahren, die Ideen der Republik verkörpert.

4 Seit der Dritten Republik gelten Schule und Militär als die zentralen Transmissionsinstanzen der republikanischen Ordnung.

Ausschnitt aus „Die Freiheit führt das Volk an", Eugène Delacroix, 1830, Musée du Louvre

Dieses berühmte Monumentalgemälde von Eugène Delacroix mit dem Titel „Die Freiheit führt das Volk an" entstand 1830 und thematisiert die Julirevolution dieses Jahres. Der Aufstand richtete sich gegen die Wiedereinführung der Monarchie und hatte deren vorläufige Abschaffung zur Folge. Die Republik siegt auf den Barrikaden, hier dargestellt als Frau, die in einer Hand das Gewehr zur Verteidigung der Freiheit hält und in der anderen die von den Bourbonen verbotene Trikolore schwingt. Auf dem Kopf trägt sie die phrygische Haube, das von den Jakobinern eingeführte Symbol der Revolution, das seinerseits an die Kopfbedeckung der freigelassenen Sklaven in der Römischen Republik erinnert.

Die Ikone der Marianne findet sich als Büste in allen Rathäusern, auf Briefmarken oder als Monumentalstatue auf der Place de la République in Paris.

Marianne-Büsten

Place de la République, Paris

Auf diese fest im kollektiven Gedächtnis verankerte Repräsentation der Republik beziehen sich nun beide Bewegungen in ihrer Selbstdarstellung. „Ni putes ni soumises" initiierte mit der Unterstützung der etablierten Parteien zum 14. Juli 2003 eine groß angelegte Ausstellung unter dem Titel „Mariannes d'aujourd'hui – Hommage des femmes des cités à la République" – Mariannen von heute – Die Frauen aus den Vorstädten erweisen der Republik ihre Reverenz. Diese Ausstellung wurde einige Wochen in großformatigen Plakaten an den Säulen der Assemblée Nationale, der Französischen Nationalversammlung, gezeigt. Ihre Bildsprache greift explizit auf die Ikone der Marianne zurück.

Werbeplakat für die Ausstellung „Mariannes d'aujourd'hui – Hommage des femmes des cités à la République"

Die Ausstellung bestand aus Fotos von Frauen, die als Bewohnerinnen von Vorstadtsiedlungen vorgestellt werden und die sich mit einem markanten Satz zu Marianne, also der Republik, ins Verhältnis setzen. Die Frauen sind zum Teil als ethnisch markiert zu dechiffrieren, entweder über äußere Merkmale oder über ihre Vornamen, und zum Teil als Weiß markierte Französinnen zu identifizieren. Darin soll die gemeinsame Lebenssituation in den Cités ebenso zum Ausdruck kommen wie die Verbundenheit im feministischen Kampf. Zwei der insgesamt dreizehn Plakate stelle ich hier vor:

Samira, 30 Jahre, aus Saint-Denis:
„Für mich ist Marianne eine Frau, die sich nicht unterwirft und den Weg öffnet"

Ingrid, 22 Jahre, aus Fontenay-sous-Bois:
„Meiner Meinung nach ist die Haupteigenschaft von Marianne ihre Beharrlichkeit"

Das folgende Foto entstand bei der Großdemonstration am 8. März 2004 in Paris anlässlich des Internationalen Frauentags, an der mehrere zehntausend Frauen und Männer teilnahmen, die aus ganz Frankreich angereist waren. Das Gesetz über das Verbot des Tragens von religiösen Zeichen in der öffentlichen Schule, la loi dite „contre les signes religieux ostensibles", war zu diesem Zeitpunkt gerade verabschiedet. Zur Demonstration aufgerufen hatte ein breites Bündnis von Gruppen und Initiativen, die sich für das Kopftuchverbot stark gemacht hatten. Die KopftuchbefürworterInnen, also diejenigen, die sich gegen das Gesetz organisiert hatten, nahmen als kleine Gruppe ebenfalls an der Demonstration teil, allerdings unter Schwierigkeiten, denn ihre Präsenz war von den VeranstalterInnen nicht erwünscht. Bei dieser Demonstration nahm ich unabsichtlich und zufällig dieses Foto auf, weshalb auch das Plakat, um das es hier geht, nicht vollständig zu erkennen ist:

Foto:
Christine Bauhardt

Diese Gruppe ist Teil des Kollektivs „Eine Schule für alle – Gegen die Gesetze des Ausschlusses". Im Hintergrund ist ein Plakat zu sehen, das besagt: „FeministInnen gegen Diskriminierungen". Besonders interessant ist hier aber die kopftuchtragende Frau im Mittelgrund, die ein Plakat hält, auf dem eine Marianne dargestellt ist, erkennbar an der phrygischen Haube sowie an der Cocarde, und das die Aufschrift trägt: „Républicaine ostensible". Der Bezug zur Republik und zum Kopftuchverbot ist hier also zusätzlich zur Ikonografie in einem Wortspiel versteckt: Kennzeichen der republikanischen Marianne-Ikone ist ihre symbolisch eindeutig identifizierbare Kopfbedeckung („ostensible"). Sowohl sie als auch die Trägerin des Plakats, so ist die Aussage wohl zu deuten, sind unzweifelhafte Repräsentantinnen der Republik, des républicaines ostensibles.[5]

3.3 Zwischenfazit

Beide Positionen, in der Selbstbezeichnung als feministisch charakterisiert, beziehen sich also in positiver Weise auf die republikanische Tradition und auf den Laizismus. Wie eingangs beschrieben, ist die Trennung von Staat und Religion dem republikanischen Selbstverständnis inhärent. Der Laizismus sprengt die enge Verknüpfung von gesellschaftlicher Integration mit dem (historisch katholischen) Glaubensbekenntnis und löst die Zugehörigkeit zur französischen Nation als einer „communauté des citoyens" (Schnapper 1994) von der Religion. Die Auffassung der Nation als einer fiktiven Gemeinschaft, als sozialer Konstruktion, setzt voraus, dass diese Konstruktionen wandelbar sind und sich je nach kulturellem und historisch-politischem Kontext unterscheiden. Das Verständnis der Nation in Frankreich ist inklusiv und universalistisch, zumindest im Hinblick auf seine normative Orientierung und Vision. Dass in der gelebten Realität

5 Denkbar wäre auch die Interpretation der anonymen Gutachterin, dass durch die Verwendung des Wortes „ostensible" auch der Laizismus als Religion gekennzeichnet werden soll und nicht als neutraler Zustand, wie vom republikanischen Selbstverständnis reklamiert. Ich bedanke mich für diesen Hinweis.

Differenzkonstruktionen zu sozialen Hierarchien und Diskriminierungen führen, bleibt davon unbenommen. Aber die Utopie einer inklusiven gesellschaftlichen Integration unter Absehung von individuellen Differenzen ist deshalb auch für die dargestellten feministischen AktivistInnen der Bezugsrahmen ihres politischen Engagements.

4 Die Kritik der Kritik: Postkoloniale Positionen

Besonders die Bewegung „Ni putes ni soumises" wurde und wird aktuell stark von Stimmen aus dem postkolonialen Diskurskontext kritisiert. In einem viel diskutierten Beitrag der Soziologin Christine Delphy (Delphy 2005) wird das Konzept der Intersektionalität, ohne diesen Begriff zu verwenden, aufgenommen und zur Analyse der postkolonialen Situation in Frankreich verwendet. Delphy benennt als sich überlagernde Differenz- und Herrschaftskategorien „race, *caste* et genre". Dabei übernimmt sie den Begriff „Kaste", um damit das Ergebnis und die Dauerhaftigkeit von rassistischen Ausschlussmechanismen zu beschreiben. Nach Delphys Konzeption ist Kaste ein angemessener Begriff zur Analyse eines Gesellschaftssystems, das einen Teil seiner Bevölkerung in einer ererbten und vererbbaren Unterordnung hält. Sie analysiert die Situation der heute lebenden maghrebinischen und afrikanischen Französinnen und Franzosen als Erbschaft der kolonialen Geschichte Frankreichs, bei der sich frühere Dominanzverhältnisse ins Heute verlängern – und dies ohne Chance auf Veränderung dieses Status durch die so Marginalisierten, da für sie soziale Mobilität weder wahrscheinlich noch möglich sei. Das Konzept „caste" ist nach ihrer Auffassung dazu geeignet, die Besonderheit der rassistischen Unterdrückung in der Klassenherrschaft zu beschreiben, wozu das Konzept „Rassismus" nicht ausreiche: „En effet, tandis que le concept de racisme met l'accent sur des processus, le concept de caste met l'accent sur les résultats de ces processus en termes de structure sociale" (Delphy 2005: 163). – Während das Konzept „Rassismus" den Akzent auf die Prozesse legt, legt das Konzept „Kaste" den Akzent auf die Ergebnisse dieser Prozesse hinsichtlich der Sozialstruktur.

Zur Illustration des postkolonialen Erbes in der aktuellen französischen Debatte zieht Delphy den unterschiedlichen Status von „Franzosen mit europäischen Wurzeln" und „muslimischen Franzosen" in Algerien, bis 1962 Teil der französischen Republik, heran, ein Status, der auf der Religionszugehörigkeit beruht habe:

„En Algérie occupée, les indigènes de sexe masculin peuvent sortir du statut de sous-citoyen: mais à condition de renoncer à leur religion (...) Ainsi l'islam devient, sur le plan ideólogique et légal, la raison donnée pour leur statut d'indigènes" (Delphy 2005: 164). – Im besetzten Algerien können die männlichen Indigenen ihren Status als untergeordnete Staatsbürger verlassen, vorausgesetzt, sie geben ihre Religionszugehörigkeit auf. So wird der Islam auf ideologischer und legaler Ebene die Begründung für den Status als Indigene.

Die Beziehung zwischen kolonisierender und kolonisierter Gesellschaft beschreibt Delphy als Beziehung zwischen zwei Patriarchaten:

„[L]es rapports entre la société colonisatrice et la société colonisée sont des rapports entre deux patriarcats. Les protagonistes du conflit colonial sont, des deux côtés, les hommes. Seuls ils ont le statut de sujets dans les deux sociétés, et dans les deux, les femmes sont des objets, des propriétés. Il est logique

que le colonisateur veuille déposséder les hommes indigènes de leur possession la plus précieuse, la dernière qui leur reste aussi, les femmes" (Delphy 2005: 165; Hervorhg. im Orig.). – Die Beziehungen zwischen der kolonisierenden Gesellschaft und der kolonisierten Gesellschaft sind Beziehungen zwischen zwei Patriarchaten. Die Protagonisten des Kolonialkonfliktes sind auf beiden Seiten Männer. Allein sie haben den Status von Subjekten in beiden Gesellschaften, und in beiden sind Frauen Objekte, Besitztümer. Es ist logisch, dass der Kolonisator die indigenen Männer ihres wertvollsten Besitzes enteignen will, auch des letzten Besitzes, der ihnen noch bleibt, der Frauen.[6]

Diese Enteignung fand Delphy zufolge ihren konkreten Ausdruck in den Kampagnen zur Zwangsentschleierung von muslimischen Algerierinnen, sowohl in der Kolonialzeit als auch während des Algerienkriegs (Delphy 2005: 165). Beide patriarchalen Gesellschaften verfolgten über die Frage der Ver-/Entschleierung ihre Herrschaftsinteressen: die französischen Kolonialherren die ihrer kolonialen Dominanz, die algerische Befreiungsbewegung diejenigen ihres nationalistischen Projekts.

Der hier analysierte Text, der vor seiner wissenschaftlichen Publikation vielfach über Diskussionsforen im Internet verbreitet sowie in diversen politischen Gruppen diskutiert wurde, steht in engem Zusammenhang mit der Gründung eines neuen politischen Aktionskollektivs. Im Januar 2005 lancierte ein Zusammenschluss verschiedener Gruppen und Individuen den Appell „Nous sommes les indigènes de la République !" – Wir sind die Eingeborenen der Republik. Der Aufruf trägt den Untertitel „Appel pour les Assises de l'anti-colonialisme post-colonial" – Aufruf zur Versammlung des postkolonialen Antikolonialismus (Indigènes 2005). Die Bezeichnung, die hier als Selbstidentifikation der AktivistInnen verwendet wird, ist „les personnes issues des colonies, anciennes ou actuelles, et de l'immigration post-coloniale" – die Personen aus den alten oder aktuellen Kolonien und aus der postkolonialen Einwanderung stammend.

In dem Aufruf wird die These vertreten, Frankreich war und bleibe ein kolonialer Staat, der die Reichtümer der Kolonien ausgebeutet habe, die Kulturen und Traditionen zerstört, die Geschichte geleugnet und die Erinnerung ausgelöscht. Die aktuelle Behandlung der aus den Kolonien stammenden Bevölkerung verlängere die französische Kolonialpolitik in den früheren Kolonien in die Gegenwart hinein. Die Diktion des Aufrufs ist die eines politischen Pamphlets und wurde unter anderem auch von postkolonialen WissenschaftlerInnen als reduktionistisch kritisiert. Dennoch sei seine politische Wirkung auf die postkoloniale französische Gesellschaft nicht zu unterschätzen (Bancel/Blanchard/Lemaire 2005: 22).[7] Und in der Tat hatte der Aufruf eine ungeheure Resonanz im medialen und politischen Raum, denn er erschien praktisch zeitgleich mit dem Gesetzentwurf, der „insbesondere die positive Rolle der französischen Präsenz in Übersee, vor allem in Nordafrika" in den Lehrplänen der Schulen zu verankern beabsichtigte (vgl. dazu Ritzenhofen 2006).

Für den Kontext dieses Aufsatzes besonders interessant ist der Bezug des Aufrufs der „Indigènes de la République" zum Kopftuchverbot. Das Gesetz wird dort als dis-

6 Diese Argumentation ermöglicht es Christine Delphy, die koloniale Herrschaft in ihren patriarchatskritischen Ansatz zu integrieren (vgl. Delphy 1998).

7 Das Aktionskollektiv ist nach wie vor politisch sehr aktiv. Es ist als pro-arabisch zu identifizieren mit deutlichen anti-jüdischen/anti-israelischen Tendenzen. Zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Artikels bereiten die AktivistInnen eine Großdemonstration am 8. Mai 2009 in Paris vor. Der 8. Mai ist in Frankreich ein Feiertag, an welchem des Endes des Zweiten Weltkriegs gedacht wird. Gleichzeitig wurden am 8. Mai 1945 Demonstrationen gegen die Kolonialmacht in Algerien blutig niedergeschlagen. In der Folge wurden hunderte von MuslimInnen von der französischen Armee und französischen Milizen ermordet.

kriminierend, sexistisch und rassistisch bezeichnet, und es gilt als in der Tradition kolonialer Praktiken der Zwangsentschleierung stehend. Die Sprecherin der Bewegung, Houria Bouteldja, attackiert in einer Positionsbestimmung frontal die AktivistInnen von „Ni putes ni soumises" als HandlangerInnen des ideologischen Staatsapparats und damit des postkolonialen Rassismus (Bouteldja 2004). Die Entschleierung wird von ihr als „koloniale Gewalt" bezeichnet. Koloniale Praxis sei es gewesen, das Herz der algerischen Widerstandsbewegung anzugreifen, indem die Kolonialmacht den muslimischen Frauen ihre eigenen Ehemänner, Väter oder Brüder als Feinde präsentiert hätten, um sie von der kolonialen Unterdrückung abzulenken (Bouteldja 2004). Dieses Projekt sei im Frankreich des Jahres 2004 nach wie vor aktuell und „Ni putes ni soumises" lasse sich für dieses Unternehmen funktionalisieren. Dabei handle es sich um einen „Feminismusersatz" („ersatz de féminisme") beziehungsweise „Billigfeminismus" („féminisme bon marché"), während die eigene Position als eigentlicher Feminismus angesehen wird.

Selbst wenn man berücksichtigt, dass es sich bei diesem Text um ein politisches und damit provozierendes Statement handelt, so spiegelt er doch die Heftigkeit der Auseinandersetzung um ein feministisches Selbstverständnis und um das Verhältnis von postkolonialer Kritik und republikanischen Prinzipien wider. Die politische Positionierung greift dabei ganz erheblich auf wissenschaftliche Arbeiten zur Dekonstruktion des französischen Republikanismus zurück. Der Text von Christine Delphy (2005) spielt hier eine wichtige Rolle, aber ebenso die postkolonialen Analysen von Nicolas Bancel, Pascal Blanchard, Sandrine Lemaire und Françoise Vergès (Bancel/Blanchard/Vergès 2003; Blanchard/Bancel/Lemaire 2005) sowie die Publikationen von Nacira Guénif-Souilamas (2000, 2003, 2006 sowie Guénif-Souilamas/Macé 2004).

Nacira Guénif-Souilamas ist eine der deutlichsten KritikerInnen von „Ni putes ni soumises" im wissenschaftlichen Diskurs, die der Bewegung vorwirft, entweder den Opferstatus der Migrantinnen zwischen Vergewaltigung und Schleier (im Französischen ein Wortspiel: „viol et voile") oder ihre Rolle als Heldinnen der Integration fortzuschreiben. Beide Bilder seien Konstruktionen, die mit der realen Lebenssituation der Frauen in den Vorstädten nichts zu tun hätten. Zum einen würden die postkolonialen Migrantinnen durch die Bewegung essentialisiert, zum anderen politisch funktionalisiert für die Interessen einzelner Frauen.[8] Die Essentialisierung besteht nach Guénif-Souilamas in der homogenisierenden Perspektive auf die „Frauen aus den Vorstädten", die damit von den anderen Frauen abgegrenzt würden (Guénif-Souilamas 2003: 56), sowie in der Konstruktion von binären Oppositionen von Mann-Frau, männlich-weiblich, Mädchen-Junge (Guénif-Souilamas 2003: 57).

Wenn in den Vorstädten heute ein „Krieg der Geschlechter" – „la guerre des sexes" – (Guénif-Souilamas 2003: 58) herrsche, dann dürften, so die Autorin, nicht einseitig die Männer angeprangert werden:[9]

8 Dieser Punkt bezieht sich auf die politische Instrumentalisierung von SOS Racisme durch die Sozialistische Partei in den 1980er Jahren. Die Bewegung „Ni putes ni soumises" steht SOS Racisme personell nahe. Der Vorwurf der politischen Funktionalisierung erweist sich im Rückblick als gerechtfertigt, da Fadela Amara, wie bereits gesagt, unter der Präsidentschaft von Nicolas Sarkozy zur Staatssekretärin aufgestiegen ist.

9 Auf dieser Argumentationslinie basiert auch das Buch „Les féministes et le garçon arabe" (Guénif-Souilamas/Macé 2004). Es wurde von Liliane Kandel (2005), einer der profiliertesten französischen Stimmen zum Zusammenhang von Sexismus, Rassismus und Antisemitismus, einer harschen Kritik unterzogen. Sie kritisiert die Verfälschungen und Unkenntnis der AutorInnen, die zu einer ver-

„Si le simple fait d'être une femme est devenu une conduite à risque dans les quartiers ségrégés, ce n'est pas parce que les garçons sont sous l'emprise d'une bestialité dont ils ne veulent pas se défaire, trop heureux qu'ils seraient d'en recueillir les dividendes. (…) [M]ême les garçons des quartiers commencent à comprendre qu'ils n'ont rien à gagner à vouloir la survivance d'un patriarcat qui les contraint et leur commande de contraindre les femmes. La question est de savoir comment, et avec qui, ils ouvriront des espaces d'affranchissement du virilisme qui les étreint. Ce n'est pas la concurrence sauvage entre sexes conduisant à une confrontation à huis clos des héritiers et héritières de mondes ouvriers et migrants confondus qui répondra à cette question" (Guénif-Souilamas 2003: 57).

– Wenn allein die Tatsache, eine Frau zu sein, in den segregierten Stadtvierteln zu einem Risikoverhalten geworden ist, dann nicht, weil die Jungen in einer Bestialität gefangen sind, von der sie sich nicht befreien wollen, weil sie nur allzu froh sind, deren Dividende zu ernten. (...) Selbst die Jungen in den Vorstädten fangen an zu verstehen, dass sie nichts zu gewinnen haben, wenn sie das Überleben eines Patriarchats wollen, das sie einengt und ihnen befiehlt, den Frauen Zwang anzutun. Die Frage ist, wie und mit wem sie Räume öffnen werden, um sich von diesem einengenden Kult der Männlichkeit zu befreien. Die wilde Konkurrenz zwischen den Geschlechtern, die zu einer Konfrontation hinter geschlossenen Türen zwischen Erben und Erbinnen der Arbeiterschicht und Migranten führt, wird keine Antwort auf diese Frage geben.

So wie durch die Konfrontation von Männern und Frauen, Jungen und Mädchen Männer und Männlichkeit essentialisiert würden, so konstruierten die Aktivistinnen von „Ni putes ni soumises" der Autorin zufolge auch ein essentialisierendes Weiblichkeitsbild. Mit dem Motto „Weder Huren noch Unterworfene" hätten sie sich von den gesellschaftlich stigmatisierten Frauen abgewandt, um strikt ihre „Interessen als ehrbare Frauen" – „pour la stricte défense de leurs intérêts d'honnêtes femmes" – (Guénif-Souilamas 2003: 61) zu verteidigen. Dies komme einer Entsolidarisierung mit den marginalisierten Prostituierten gleich, die sich als „Gefangene der Sklavenökonomie der Prostitution" – „prisonniers des réseaux transnationaux de l'économie esclavagiste" – unter dramatischen Bedingungen prostituieren müssten (Guénif-Souilamas 2003: 61). Darin bestehe auch der Zusammenhang zwischen einer Prostituierten und einer verschleierten Frau: Während erstere kriminalisiert werde, werde letztere verteufelt und beide gemeinsam viktimisiert: „Alors, tel est le rapport entre une prostituée et une femme voilée: si l'une est criminalisée, l'autre est diabolisée et l'une comme l'autre sont victimisée" (Guénif-Souilamas 2003: 62). Die Schlussfolgerung der Analyse lautet demgemäß, dass die Denunzierung der Prostituierten wie diejenige der verschleierten Frauen dazu diene, denjenigen Frauen Respektabilität zu verschaffen, die einem so konstruierten positiven Weiblichkeitsbild – zu ergänzen wäre: einem republikanischen Bild von Weiblichkeit – entsprächen. Ziel dieser Strategie der Viktimisierung sei der eigene Machterhalt, und dies wiederum zeuge von politischer Feigheit: „Maintenir les victimes, réelles ou supposées, dans une relation de subordination et de dépendance à l'égard de celles et ceux qui prétendent les défendre pour mieux asseoir leur pouvoir constitue une lâcheté politique" (Guénif-Souilamas 2003: 65).

zerrten Darstellung sowohl feministischer politischer und wissenschaftlicher Debatten als auch der Bewegung „Ni putes ni soumises" führten. Als besonders problematisch hebt sie die Verharmlosung heterosexueller Gewalt und die Idealisierung der sexuellen Beziehungen zwischen Jugendlichen in den Vorstädten hervor.

5 Fazit: Feminismen in der postkolonialen Republik

In diesem Aufsatz habe ich drei Ziele verfolgt. Zunächst ging es darum zu zeigen, wie sich im Zusammenhang mit der Debatte um das Kopftuchverbot in Frankreich feministische Bewegungen formiert haben, die sich trotz politisch konträrer Positionen – Pro und Contra Verbot eindeutig erkennbarer religiöser Zeichen in der öffentlichen Schule – auf den Wertekonsens der Republik berufen. Dabei wird einerseits auf den Laizismus der republikanischen Verfassung rekurriert, wobei das Prinzip des Laizismus allerdings unterschiedlich interpretiert wird. Während die Position für das Verbot für eine Gleichbehandlung aller Religionen mittels der Unsichtbarkeit jeden religiösen Bekenntnisses im öffentlichen Raum argumentiert, setzt sich die Position gegen das Verbot dafür ein, Religionszugehörigkeit als Privatangelegenheit zu betrachten, die auch im Laizismus unter die Religionsfreiheit fällt. Im ersten Artikel des Gesetzes von 1905 über die Trennung von Staat und (katholischer) Kirche heißt es dazu: „La République assure la liberté de conscience. Elle garantit le libre exercice des cultes“ (Comm. Stasi 2004: 27). – Die Republik stellt die Gewissensfreiheit sicher. Sie garantiert die freie Religionsausübung.

Der Artikel 2 der Verfassung der Fünften Republik, der de facto der erste ist,[10] lautet: „La France est une République indivisible, laïque, démocratique et sociale. Elle assure l'égalité devant la loi de tous les citoyens sans distinction d'origine, de race ou de religion. Elle respecte toutes les croyances“ – Frankreich ist eine unteilbare, laizistische, demokratische und soziale Republik. Sie stellt die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz sicher ohne Ansehen von Herkunft, Rasse oder Religion. Sie respektiert alle Glaubensbekenntnisse.

Unabhängig davon, dass diese Gleichheit in der sozialen Realität keineswegs realisiert ist, ist doch interessant festzustellen, dass die freie Religionsausübung und der Respekt aller Glaubensbekenntnisse durch die Republik beiden feministischen Positionen als Referenzrahmen dienen.

Das zweite Ziel dieses Beitrags war zu zeigen, wie die vorgestellten Positionen sich argumentativ auf die Geschlechtergleichheit und die feministischen Kämpfe beziehen. Beide Seiten identifizieren sich in ihrer Selbstbezeichnung als feministisch. Während die Pro-, also die Verbotsposition für den Schutz von Frauen vor einem Verhüllungszwang aufgrund von massiver sozialer Kontrolle argumentiert, setzt sich die Contra-Position für den Schutz von kopftuchtragenden Frauen und gegen ihren Ausschluss von der Schule ein. Diese Konsequenz des Gesetzes, nämlich die Bestrafung der Mädchen und jungen Frauen durch Ausschluss von der Schule, wird von den VerfechterInnen des Kopftuchverbots nicht thematisiert. Weil ihnen das Kopftuch grundsätzlich als Symbol der Geschlechterdifferenz und Geschlechtersegregation und damit als Widerspruch zur Gleichheit der Geschlechter gilt, treten sie für das Verbot ein. Beide Positionen werden deshalb als feministisch interpretiert, einmal gegen die Segregation der Geschlechter und im Sinne der Geschlechtergleichheit, die der Staat zu schützen hat, einmal als Verteidigung der Wahlfreiheit und Selbstbestimmung der Frauen und gegen ihre Bestrafung durch den Staat.

Das dritte Ziel meiner Ausführungen war die Darstellung der sich selbst als postkolonial bezeichnenden KritikerInnen an diesen Positionen, deren Kritik sich auf die

10 Der erste Artikel bezieht sich auf die Annahme der Verfassung durch die Republik und die „Völker der überseeischen Gebiete“ als Gemeinschaft.

Pro-Position, also auf die BefürworterInnen des gesetzlichen Kopftuchverbots, konzentriert. Diese werden als Kollaborateurinnen der Kolonialmacht denunziert, weil sie sich die (falschen) Versprechungen und den (heuchlerischen) Universalismus der post/kolonialen Republik zu eigen machten. Es wird ihnen vorgeworfen, durch die Konstruktion der braven und angepassten republikanischen Migrantin, die weder Hure noch Unterworfene sei, zur Rekonstruktion einer essentialistischen Zweigeschlechtlichkeit beizutragen, deren symbolische Repräsentationen durch „das verschleierte Mädchen" und „den arabischen Jungen" verkörpert werde. Dieser werde zum Sündenbock für sämtliche Verfehlungen eines gescheiterten Umgangs mit der kolonialen Vergangenheit stilisiert.

Mir erscheint diese Kritik wenig fundiert. Damit stelle ich nicht infrage, dass die französische Gegenwartsgesellschaft ähnlich wie auch die deutsche von tiefgreifenden Spaltungen entlang von ethnischen, sozialen, ökonomischen und gegenderten Trennlinien durchzogen wird. Die Kolonialgeschichte Frankreichs prägt die aktuellen gesellschaftlichen Hierarchien des Landes in grundsätzlicher Weise. Dass jedoch die feministischen Bewegungen als Grundübel oder Komplizinnen dieser sozialen Verwerfungen, Ungleichheiten und Rassismen ausgemacht werden, das erscheint mir nicht haltbar.

Insbesondere die Behauptung, auf das Konstrukt des „arabischen Jungen" würden sämtliche rassistischen und kolonialen Ressentiments projiziert, halte ich selbst wiederum für eine Konstruktion. Die Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen der jungen Männer der Cités ist deutlich differenzierter, wie ich eingangs gezeigt habe, als dies von der postkolonialen Kritik formuliert wird. Aufgrund meiner eigenen Feldforschungen in den Vorstädten von Marseille (vgl. Bauhardt 2002, 2004c, 2006) kann ich durchaus begründet sagen, dass das Thema der Gewalt – sexualisiert oder nicht – in der medialen Präsentation der französischen Vorstädte und in den Projektionen der Weißen Mittelschichten auf diese als gefährlich identifizierten Orte dramatisch übertrieben wird. Dass jedoch in manchen Vorstädten die Geschlechterbeziehungen durch die starke soziale Kontrolle von meist jungen Männern über Frauen dominiert werden, ist nicht von der Hand zu weisen (Kebabza 2004, 2007). Das erkennen im Übrigen auch junge Männer aus der postkolonialen Migration an, die sich erstaunlich häufig in den feministischen Kontexten Frankreichs bewegen.

Die Frage bleibt, ob die laizistische Basis der Republik als Perspektive für eine pluriethnische und multireligiöse Gesellschaft angesehen werden kann. Einen sehr interessanten Beitrag zu dieser Frage leistet Diane Pinto (2004). Sie analysiert zunächst die französische Situation als von vier Religionen dominiert: dem Christentum, dem Islam, dem Judentum – und dem Laizismus. Sie bezeichnet den Laizismus als republikanisches Glaubensbekenntnis. Der Laizismus werde von seinen AnhängerInnen ebenso erbittert verteidigt wie eine Religion von ihren Gläubigen. Nach Pintos Auffassung müsste sich der Laizismus stattdessen in einen „tatsächlich neutralen und vor allem offenen Raum" – „un espace véritablement neutre et avant tout ouvert" (Pinto 2004: 86f.) – verwandeln: „Un espace où la religion pourrait s'exprimer en tant que voix émanant de la société civile mais aussi où le droit de la non-religion pourrait être admis" – ein Raum, in dem sich die Religion als Stimme aus der Zivilgesellschaft ausdrücken könnte, wo aber auch das Recht auf Nicht-Religiosität anerkannt werden könnte (Pinto 2004: 86f.). Dazu müsste das französische Verständnis des Laizismus allerdings geschmei-

diger, nachgiebiger werden, damit der Laizismus zu einem Raum der Begegnung und nicht des Ausschlusses werde.

Literaturverzeichnis

Agacinski, Sylviane. (1999). Contre l'effacement des sexes. *Le Monde*, 6.2.1999, S. 1

Amara, Fadela (avec la collaboration de Sylvia Zappi). (2003). *Ni Putes Ni Soumises*. Paris: La Découverte

Amir-Moazami, Schirin. (2007). *Politisierte Religion. Der Kopftuchstreit in Deutschland und Frankreich*. Bielefeld: transcript

Bancel, Nicolas; Blanchard, Pascal & Lemaire, Sandrine. (2005). La fracture coloniale: une crise française. In Pascal Blanchard; Nicolas Bancel & Sandrine Lemaire (Hrsg.), *La fracture coloniale. La société française au prisme de l'héritage colonial* (S. 9-29). Paris: La Découverte

Bancel, Nicolas; Blanchard, Pascal & Vergès, Françoise. (2003). *La République coloniale*. Paris: Albin Michel

Bauhardt, Christine. (2002). Stadterneuerung in Frankreich zwischen Universalismus und Differenz: Das Beispiel Marseille. *RaumPlanung,* 102, 137-143

Bauhardt, Christine. (2004a). Universalismus und Differenz in Frankreich: «Ethnizität» und «Geschlecht» in der politischen Debatte. In Christine Bauhardt, *Entgrenzte Räume. Zu Theorie und Politik räumlicher Planung* (S. 66-88). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Bauhardt, Christine. (2004b). Öffentlichkeit, Laizismus und Emanzipation – welche Gleichheit, welche Freiheit? In Christine Bauhardt (Hrsg.), *Räume der Emanzipation* (S. 235-252). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Bauhardt, Christine. (2004c). Migration und Stadtentwicklung in Marseille. In Christine Bauhardt, *Entgrenzte Räume. Zu Theorie und Politik räumlicher Planung* (S. 43-65). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Bauhardt, Christine. (2006). Die französischen Vorstädte – ein kritischer Gender-Blick auf mediale und wissenschaftliche Diskursproduktionen. In HBS (Hrsg.), *Was ist los in Frankreich? Migration – Integration – Diversity*, Nov. 2006; Zugriff am 2. April 2009 unter www.migration-boell.de/web/integration/47_925.asp

Blanchard, Pascal; Bancel, Nicolas & Lemaire, Sandrine. (Hrsg.). (2005). *La fracture coloniale. La société française au prisme de l'héritage colonial*. Paris: La Découverte

Bouteldja, Houria. (2004). De la cérémonie du dévoilement à Alger (1958) à Ni Putes Ni Soumises: l'instrumentalisation coloniale et néo-coloniale de la cause des femmes. In *Multitudes Web 30*. Zugriff am 2. April 2009 unter http://multitudes.samizdat.net/article.php3?id_article=1663

Bowen, John R. (2007). *Why the French Don't Like Headscarves. Islam, the State, and Public Space*. Princeton and Oxford: Princeton University Press

Collectif. (2004). *Collectif Une école pour tou-te-s. Charte des collectifs Une école pour tou-te-s / Contre les lois d'exclusion*. Zugriff am 30. März 2009 unter http://lmsi.net/spip.php?article268&var_recherche=une%20%E9cole%20pour%20toutes

Comm. Stasi. (2004). *Commission présidée par Bernard Stasi: Laïcité et République. Rapport au Président de la République*. Paris: La documentation française

Delphy, Christine. (1998). *L'ennemi principal. Économie politique du patriarcat*. Paris: Syllepse

Delphy, Christine. (2005). Race, caste et genre en France. In Jacques Bidet (Hrsg.), *Guerre impériale, guerre sociale* (S. 163-174). Paris: PUF

Dornhof, Sarah. (2006). *Weder Huren noch Unterworfene. Geschlechterkonstruktionen und Interkulturalität in der französischen Gesellschaft*. Münster: LIT Verlag

Ezekiel, Judith. (2006). French Dressing: Race, Gender, and the Hijab Story. *Feminist Studies, 32* (2), 256-278

Guénif-Souilamas, Nacira. (2000). *Des «beurettes» aux descendantes d'immigrants nord-africains*. Paris: Grasset

Guénif-Souilamas, Nacira. (2003). Ni pute, ni soumise ou très pute, très voilée? Les inévitables contradictions d'un féminisme sous influence. *Cosmopolitiques*, (4), 53-65. (Ce sexe qui nous dépasse). La Tour d'Aigues: éds. de l'aube

Guénif-Souilamas, Nacira. (Hrsg.). (2006). *La république mise à nu par son immigration*. Paris: La Fabrique éds.

Guénif-Souilamas, Nacira & Macé, Éric. (2004). *Les féministes et le garçon arabe*. La Tour d'Aigues: éds. de l'aube

Indigènes. (2005). *L'Appel des indigènes de la république*. Zugriff am 2. April 2009 unter www.indigenes-republique.org/spip.php?article1

Kandel, Liliane. (2005). Les noces enchantées du «post-féminisme» et de l'archéo-machisme. Les «féministes et le garçon arabe» ou le discours de la confusion. *ProChoix*, (32), 39-54

Kebabza, Horia. (2004). Logiques de genre dans des quartiers impopulaires. *Hommes et migrations*, (1248), 52-63

Kebabza, Horia. (2007). „Invisibles ou parias". Filles et garçons des quartiers de relégation. *Empan, 67* (3), 30-33

Koenig, Matthias & Willaime, Jean-Paul. (Hrsg.). (2008). *Religionskontroversen in Frankreich und Deutschland*. Hamburg: Hamburger Edition

Mollenhauer, Daniel. (2004). Symbolkämpfe um die Nation. Katholiken und Laizisten in Frankreich (1871-1914). In Heinz-Gerhard Haupt & Dieter Langewiesche (Hrsg.), *Nation und Religion in Europa. Mehrkonfessionelle Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 202-230). Frankfurt a. M./New York: Campus

NPNS. (2003). *Le Mouvement Ni Putes Ni Soumises*. Zugriff am 3. April 2009 unter www.niputesnisoumises.com

Pinto, Diane. (2004). La France et ses quatre religions. *Esprit*, Février, 78-88

Rémond, René. (1992). La fille aînée de l'Église. In Pierre Nora (Hrsg.), Les lieux de mémoire (S. 541-581). Les France, tome III: De l'archive à l'emblème

Ritzenhofen, Medard. (2006). Schattenbeschwörung und Schönfärberei. Koloniales Erbe und historische Wahrheiten. *Dokumente*, (2), 54-59

Schnapper, Dominique. (1994). *La communauté des citoyens. Sur l'idée moderne de nation*. Paris: Gallimard

Zur Person

Christine Bauhardt, Prof. Dr., Leiterin des Fachgebiets Gender und Globalisierung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Promotion in Politikwissenschaft, Habilitation in räumlicher Planung. Arbeitsschwerpunkte: Migration und Raumentwicklung, Globale Umweltpolitik und Geschlechterverhältnisse, Stadtentwicklung in Frankreich
E-Mail: christine.bauhardt@gender.hu-berlin.de

Andrea D. Bührmann

Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma?
Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität[1]

Zusammenfassung

Die sozialwissenschaftlich orientierte Frauen- und Geschlechterforschung kann im deutschsprachigen Raum auf eine mehr als 30-jährige Geschichte zurückblicken. Sie ist *fraglos* auf dem Weg, sich als ‚normale' wissenschaftliche Disziplin zu etablieren. Jedoch können auch Tendenzen einer fundamentalen *Hinterfragung* der Kategorie Geschlecht selbst konstatiert werden. So stellt sich derzeit die Frage, ob sich die Geschlechterforschung in Zukunft darauf konzentrieren sollte, Prozesse der geschlechtlichen Differenzierung zu beobachten, oder ob ihr Wissen über die Geschlechterdifferenzierung als Ausgangspunkt für eine Forschung über gesellschaftliche Differenzierungsprozesse dienen sollte. Die letztere Problemstellung wird auch unter dem Stichwort Intersektionalität diskutiert. Der Beitrag fragt mit Blick darauf, ob es sich bei der Intersektionalitätsforschung *schon* um ein neues Paradigma handelt oder *noch* um ein Forschungsfeld. Diese Fragestellung wird ausgehend von den aktuellen theoretisch-konzeptionellen Debatten und empirisch-praktischen Forschungsbemühungen um Intersektionalität diskutiert. Abschließend werden die aktuellen Herausforderungen und Perspektiven der Intersektionalitätsforschung, die auch dazu beitragen könnten, dass diese sich von einem umkämpften Feld zu einem Paradigma (der Geschlechterforschung) formieren kann, skizziert.

Schlüsselwörter
Intersektionalität, Sozialforschung, Frauen- und Geschlechterforschung, Methodologie, Differenzierungsforschung

Summary

Intersectionality – a research field on the way to becoming a paradigm. Tendencies, challenges and perspectives of the research about intersectionality

In the German speaking world gender studies have already a history of more than 30 years. Thus, it is beginning to become a normalised form of social science. But we can also state tendencies to question the gender category. Therefore, the question arises whether gender studies should concentrate on observing processes of differences, or should it use knowledge about gender as a starting point to do research on societal processes of differentiating. The latter has been discussed under the label 'intersectionality'. This essay asks whether research on intersectionality has already become a new paradigm or remains a research field. The discussion of the problem is based on theoretical debates and empirical studies about intersectionality. Following from this current challenges and perspectives of intersectionality research will be sketched out.

Keywords
Intersectionality, social research, gender studies, methodology, research on differences

1 Bei der Abfassung des Beitrags waren Diskussionen mit vielen Kolleginnen und Kollegen in Münster und Berlin sehr hilfreich. Besonders bedanken möchte ich mich bei meinen Studierenden und Promovierenden der Sozialwissenschaftlichen Fakultät an der Universität Wien. Während meiner dortigen Gastprofessur im Studienjahr 2008/9 regten sie immer wieder mein Nachdenken über Intersektionalität durch ihre insistierenden Fragen und klugen Kommentare an.

1 Was kommt nach der Genderforschung?

Die sozialwissenschaftlich orientierte Frauen- und Geschlechterforschung kann im deutschsprachigen Raum auf eine mehr als 30-jährige Geschichte zurückblicken. Sie hat eigene Denktraditionen ausgebildet und wird bereits mit ihrer eigenen Wirkungsgeschichte konfrontiert. Dies führt zunehmend auch zu einer Auseinandersetzung mit den eigenen Positionen und zu einer kritischen Selbstthematisierung als Disziplin. Seit Beginn der 1990er Jahre sind diverse Einführungen vorgelegt und neben einer Lehrbuchreihe auch drei Handbücher publiziert worden. Viele dieser Publikationen sind mittlerweile in der zweiten Auflage erschienen.

Die *Nach*frage nach Literatur über die Geschlechterforschung ist groß. Gleichzeitig ist aber auch zu beobachten, dass die Nach*fragen* an die Kategorie Geschlecht selbst zunehmen. Dabei wird Geschlecht als historisch konstruierte Kategorie verstanden. So rückt die Geschlechterforschung dezidiert von einer essentialisierenden bzw. substanzialisierenden Betrachtung der Kategorie Geschlecht ab. Geschlecht und Geschlechtlichkeit werden nun aus der Perspektive eines „under construction" (Helduser et al. 2004) betrachtet. In sozial-, de- und auch poststrukturalistischer Perspektive sind die Konstruktionsprozesse von Geschlecht und Geschlechtlichkeit rekonstruiert und nach ihren sozialen Implikationen befragt worden.

Damit steht die Geschlechterforschung vor einer paradoxen, ja vielleicht krisenhaften Situation: Sie ist zweifellos auf dem Weg, sich als wissenschaftliche Disziplin zu etablieren. Gleichzeitig nehmen aber auch die Nachfragen an die Kategorie Geschlecht selbst zu. Deshalb stellt sich in der Tat die Frage: „Was kommt nach der Genderforschung?" (Casale/Rendtorff 2008).

Derzeit konzentrieren sich die Antwortversuche auf diese Frage um zwei Pole: Auf der einen Seite interessieren sich einige – wie etwa Stefan Hirschauer (2003) oder auch Regine Gildemeister et al. (2003) – vor allem dafür, die interaktive Herstellung von Geschlechterdifferenzierungen zu beobachten. Auf der anderen Seite schlagen andere – wie etwa Wendy Brown (1997) oder Renate Hof (1995) – vor, die Kategorie Geschlecht als Ausgangspunkt für eine Erweiterung der Geschlechterforschung im Sinne einer grundlegenden Forschung über Differenzen zu betrachten. Dabei geht es darum, nach Differenzen und Differenzierungen zwischen unterschiedlichen ungleichheitsgenerierenden Kategorien zu fragen und das Know-how der Geschlechterforschung als Fundament für einen solchen Perspektivwechsel zu nutzen.[2] In diesem Kontext wird seit einiger Zeit auch über Intersektionalität[3] als Forschungsperspektive diskutiert.

2 Krell et al. (2007) favorisieren die inter- bzw. transdisziplinär angelegten Diversity Studies, die sich insbesondere für die Meso-Ebene interessieren.

3 Im Folgenden wird Intersektionalitätsforschung vor allem unter zwei Aspekten betrachtet: im Sinne einer *Forschung* über theoretische Fragen der Intersektionalität und im Sinne einer *Erforschung* intersektionaler Konnexionen als Anwendung intersektionaler Forschungsperspektiven.

2 Aktuelle Tendenzen der Intersektionalitätsforschung

Während es um die Erforschung der Geschlechterdifferenzierung ruhiger wird, scheint die Debatte um eine Weiterentwicklung der Geschlechter- zur Differenzierungsforschung, insbesondere aber die Diskussion über Intersektionalität geradezu zu explodieren. Intersektionalität gilt als „buzzword" (Davis 2008a) bzw. „catch-all phrase" (Lenz 2007). Ja, seit einigen Jahren ist die Rede von einer „paradigmatischen Neuorientierung" (Klinger/Knapp 2007: 35)[4] oder einem „Paradigmenwechsel" (Hardmeier/Vinz 2007: 25) der Geschlechterforschung (vgl. Winker/Degele 2009: 10) in Richtung der Intersektionalitätsforschung. Ein Blick in einschlägige Bibliografien macht deutlich, dass Intersektionalität zunehmend in Debatten über Bürgerrechte auftaucht. Das Konzept wird hier genutzt, um gegen Diskriminierungen dieser Personen(-gruppen) vorzugehen und ihre Gleichberechtigung einzufordern. Auf der anderen Seite wird aber auch in akademischen Debatten immer häufiger über Intersektionalität diskutiert. Hier geht man davon aus, dass insbesondere Prozesse einer fortschreitenden Globalisierung der Wirtschaftsströme und Transnationalisierung der Lebenswelten ebenso vielschichtige wie tief greifende Transformationen in den Verhältnissen zwischen Klasse, Ethnizität/Rasse[5] und Geschlecht bewirken. Deshalb müssten Zeitdiagnosen ihre theoretischen wie kategorialen Konzeptionen erweitern, um diese Transformationen adäquat beschreiben zu können (vgl. Aulenbacher 2007; Becker-Schmidt 2007).

Die Geschlechterordnung ist also sowohl auf der Ebene der gesellschaftlichen Entwicklungen als auch auf der Ebene der alltagsweltlichen Erfahrungen von Ungleichheit ordentlich in Unordnung geraten und viele ringen engagiert um Antworten auf diese fundamentalen Herausforderungen. Aus der Sicht einer re-konstruktiven (Diskurs-)Forschung ist dieses Ringen nun nicht als eine langsame Annäherung an die *eine* Wahrheit über das Phänomen Intersektionalität zu verstehen. Vielmehr kann es als das Zusammenspiel bisher noch nicht abschließend geregelter Aussagepraktiken betrachtet werden, die ihre je eigenen ‚Wahrheiten' hervorbringen, verstetigen oder verändern. In diesem Sinne scheint sich seit einigen Jahren Intersektionalität zu einem mehr oder weniger fest umrissenen eigenen (Forschungs-)Feld im unübersichtlichen Terrain der vielfältigen Theorieperspektiven und Methoden in den Sozialwissenschaften und vor allen Dingen in der Geschlechterforschung entwickelt zu haben. Damit kann die Intersektionalitätsforschung zumindest noch nicht als eigenständiges integriertes Paradigma im Sinne Thomas Kuhns (1967) verstanden werden: Sie befindet sich vielmehr in einem vor-paradigmatischen Zustand – und es ist natürlich fraglich, ob sie zum Paradigma aufsteigt.[6]

4 Vgl. Degele/Winker 2007: 1.

5 In der deutschsprachigen Literatur findet sich der Begriff ‚Rasse' mit Rücksicht auf die NS-Vergangenheit vielfach in Anführungszeichen. Alternativ wird der englische Begriff ‚race' verwendet. Hier bestehen allerdings Übersetzungsprobleme: Während ‚race' aktuell oft als kulturelle Kategorie verstanden wird, wird der Begriff ‚Rasse' meist als biologische Kategorie verwendet. Bisweilen wird auch nicht von ‚Rasse' oder ‚race' gesprochen, sondern der Begriff mit dem Wort ‚Ethnizität' umschrieben. Da jedoch in diesem Zusammenhang mit der Kategorie ‚Rasse' ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung und damit Prozesse der Exklusion und Unterdrückung beschrieben werden, wird im Folgenden die Kombination Rasse/Ethnizität verwendet.

6 Hier soll selbstverständlich nicht vorausgesetzt werden, dass die Intersektionalitätsforschung zu einem Paradigma aufsteigen müsste.

Nun gibt es mit Blick auf ein mögliches Paradigma Intersektionalitätsforschung zwar insbesondere in den USA, aber zunehmend auch im deutschsprachigen Raum schon einige ‚Bekehrte'. Sie versuchen in unterschiedlichen Publikationen, andere Forschende für die Intersektionalitätsforschung zu ‚rekrutieren'.[7] Hier kann aber noch kaum auf wissenschaftliche Lehr- und Handbücher, gemeinverständliche Darstellungen oder philosophische Arbeiten zur Intersektionalitätsforschung zurückgegriffen werden.

Dieser weitgehende Mangel an ‚glaubwürdigen Quellen' geht vor allem auf drei Momente zurück:

- das Fehlen einer allgemein geteilten Narration über die Formierung der Intersektionalitätsforschung,
- das Fehlen eines klar umrissenen Forschungsgegenstandes und Begriffsarsenals sowie
- das Fehlen einer kohärenten methodisch-methodologischen Forschungsausrichtung.

Im Folgenden wird das Feld der Intersektionalitätsforschung mit Blick auf diese drei Momente vorgestellt. Dabei soll in groben Linien ein Porträt der Intersektionalitätsforschung gezeichnet werden. Abschließend werden die aktuellen Herausforderungen und Perspektiven der Intersektionalitätsforschung, die dazu beitragen (könnten), dass sich diese von einem umkämpften Feld zu einem Paradigma (der Geschlechterforschung) formieren könnte, skizziert.

2.1 Das Fehlen eines allgemein geteilten Gründungsnarrativs

Die Frage, wann, wo, durch wen, weshalb und wie sich eigentlich die Intersektionalitätsforschung formiert hat, wird kontrovers diskutiert. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass man sich nicht einig darüber ist, ob es sich dabei um eine substanziell neue Forschungsperspektive handelt oder ‚alter Wein in neuen Schläuchen' ‚verkauft' wird.

Viele gehen davon aus, dass schwarze Frauen in den USA als Erste Theorien und Praktiken eingefordert haben, die die Kategorien Rasse/Ethnizität und Geschlecht konstitutiv miteinander verbinden. Sie führen den Ursprung der Intersektionalitätsforschung vor allem auf die Aktivitäten des 1974 gegründeten „Cobahee River Commitees" zurück. Schwarze Frauen forderten in einer Erklärung die integrierte Betrachtung unterschiedlicher konstitutiv aufeinander verwiesener Diskriminierungsformen und -anlässe, anstatt etwa die Diskriminierung als Frau und als Schwarze aufzuaddieren. So argumentierten schon früh Floya Anthias und Nira Yuval-Davies (1983) gegen einen additiven ‚multi oppression'-Ansatz (West/Fenstermaker 2002). Stattdessen plädierten sie für einen konstitutiven Ansatz, der berücksichtigt, dass Menschen in ihrer konkreten empirischen Lebensführung immer sich selbst und andere in und über unterschiedliche soziale Dimensionen er-leben (vgl. Combahee River Collective 1982: 21). Den Begriff Intersektionalität selbst prägte Kimberlé Crenshaw. Sie erläutert ihn folgendermaßen:

„Consider an analogy to traffic in an intersection, coming and going in all four directions. Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an ac-

7 Vgl. Andersen/Collins 2009; Klinger/Knapp/Sauer 2008; Krell et al. 2007; Brah/Phoenix 2004; Walgenbach et al. 2007; Winker/Degele 2009. Zudem sind einige Themenhefte erschienen: „European Journal of Women's Studies" 2006; „Querelles-Net" 2008.

cident happens in an intersection, it can be caused by cars traveling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a Black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination." (Crenshaw 1989: 149)

Andere Forscherinnen plädieren zwar auch für eine konstitutive Perspektive auf die Erforschung von Verknüpfungen, Interferenzen, Wechselwirkungen, Vermittlungen etc., kurz: von Konnexionen zwischen Ungleichheitskategorien (vgl. Klinger/Knapp 2007; Winker/Degele 2009), und erwähnen vielfach auch das eben skizzierte Gründungsnarrativ. Jedoch teilen sie nicht die Überzeugung, Intersektionalitätsforschung hätte hier ihren Ursprung. Vielmehr verweisen sie auf eine lange vor den 1970er Jahren bestehende Tradition intersektionaler Forschung. Das heißt: Hier wird weniger ein Ursprung bestimmt, sondern nach der Herkunft gefragt.[8] So konstatiert etwa Katharina Walgenbach „vielfältige[n] Genealogien" (Walgenbach 2007: 25) der Debatten um Intersektionalität. Denn die alte Frauenbewegung und die kulturwissenschaftliche Frauenforschung hätten schon früh den Zusammenhang zwischen Geschlecht und Klasse, aber auch zwischen Lebensweise und Klassenherkunft politisch thematisiert und theoretisch reflektiert (vgl. Bührmann 2004). Walgenbach spricht deshalb von einer „besonderen Qualität" der akademischen und politischen Interventionen Schwarzer Feministinnen ab den 1970er Jahren.[9] Nancy Fraser macht einen Wechsel von den „Differenzen unter Frauen" zu „vielfältigen, sich überschneidenden Differenzen" (2001: 262) aus. In ähnlicher Weise argumentiert auch Gudrun-Axeli Knapp. Sie erkennt „perspektivische Verschiebungen" und „Erweiterungen", „nicht aber eine neue Agenda" (2008: 48).

Obwohl also immer mehr ForscherInnen vor allen Dingen auf das Gründungsnarrativ vom Combahee River verweisen, besteht dennoch keine Einigkeit darüber, ob es sich bei Intersektionalitätsforschung um eine grundsätzliche, neue theoretische oder empirisch-praktische Perspektive handelt. Breiter Konsens herrscht jedoch darüber, dass eine rein additive Perspektive auf die Erforschung der Konnexionen unterschiedlicher Kategorien zugunsten einer konstitutiven Betrachtung abzulehnen ist.

2.2 Das Fehlen eines deutlich umrissenen Gegenstandsbereichs und Begriffsarsenals

Sibylle Hardmeier und Dagmar Vinz haben hervorgehoben, dass „(e)mpirische und/oder sozialwissenschaftliche Analysen der Intersektionalität […] bisher noch Mangelware" sind und dass sie „mehr nachgefragt […] als realisiert" (2007: 25) werden. Gleichwohl lassen sich derzeit schon (mindestens) vier zentrale Diskursstränge[10] unterscheiden, de-

8 Dabei wird hier die Bestimmung eines Ursprungs als Suche nach dem Wesen von etwas verstanden, das zu einem bestimmten Zeitpunkt auftaucht und sich dann entfaltet. Demgegenüber betont die Suche nach der Herkunft, dass etwas im komplexen Zusammenspiel unterschiedlicher diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken hervorgebracht wird. Zur näheren Unterscheidung von Ursprung und Herkunft vgl. auch Foucault 1991.

9 Walgenbach tritt dafür ein, die Perspektive der Intersektionalität und die Kritik an der Gleichsetzung von Frauen als weiße Frauen von einer bisher marginalen zu einer zentralen Analyseperspektive zu machen. Damit stünde Intersektionalitätsforschung in der Traditionslinie des ‚multiracial'-, ‚multicultural'- oder auch ‚post-colonial'-Feminismus.

10 Der Begriff Diskursstrang bezeichnet hier einen thematischen Fragen- bzw. Problemkomplex, nicht einen spezifischen Forschungsansatz.

ren theoretische Erkenntnisse und empirisch-praktische Befunde bisher allerdings kaum miteinander vermittelt worden sind.

Ein Diskursstrang interessiert sich primär für die ungleichheitsgenerierenden Folgen sozialer Strukturkategorien und ihr wechselseitiges Zusammenwirken. Es geht darum, die strukturellen Merkmale patriarchaler Kultur, nationaler Verfasstheit und kapitalistischer Wirtschaftsweise nicht isoliert, sondern in ihren spezifischen Strukturzusammenhängen zu konzipieren und so deren Hervorbringung, Persistenzen und Transformationen zu begreifen (vgl. Knapp 2005: 77). Zugleich werden Aktivitäten sozialer Bewegungen daraufhin befragt, wie sie mit den gegenseitigen Bedingt- und Verwobenheiten der von ihnen bekämpften strukturellen Diskriminierungen umgehen (vgl. Lenz/Ulrich/Fersch 2007; Hartmann et al. 2007; Marx Ferree/McClurg Mueller 2006; Degener/Rosenzweig 2006). In den Debatten der internationalen Frauenrechtspolitik kursiert Intersektionalität so als Konzeption, auf die sich inzwischen zahlreiche Institutionen und Nichtregierungsorganisationen im globalen Kontext beziehen.

Für diese makrosoziologische Ebene, auf der vornehmlich interkategorial geforscht wird, gehen Klinger und Knapp – wie übrigens viele andere[11] – davon aus, „dass die Trias Klasse, ‚Rasse', Ethnizität […] und Geschlecht Verhältnisse bezeichnet, die auf ebenso unterschiedliche wie nachhaltige Weise die Ungleichheitsstruktur nahezu aller Gesellschaften prägen" (Klinger/Knapp 2007: 20). Kritisiert wird, dass die untersuchten Kategorien vielfach nur als distinkte Einheiten verstanden werden, anstatt deren wechselseitige Interdependenzen zu erforschen. Auf der Ebene von Organisationen und Institutionen fragt man zudem nach den Wechselwirkungen unterschiedlicher Strukturkategorien. Hier liegen neben vereinzelten Untersuchungen über die schulische Sozialisation und die betriebliche Organisation als Ungleichheitsregime einige Studien zum Diversity Management vor (vgl. Acker 2006; Belinzki/Hansen/Müller 2003; Bilden/Dausien 2006; Morris 2007; Krell et al. 2007). Insbesondere Knapp (2005) und Sauer (2007) kritisieren an dieser Stelle, es würden – wenn auch nicht immer – allzu sehr die bestehenden Ungleichheiten zwischen Menschen positiviert, um diese letztlich im Rahmen eines Managing Diversity im Sinne einer ‚Ökonomisierung des Anderen' wirtschaftlich nutzbar zu machen.[12] Stattdessen gehe es darum, diese Ungleichheitsrelationen und ihre gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen wie Beharrungskräfte selbst zu erforschen. Dabei wird nicht nur eine stärkere gesellschaftstheoretische Orientierung eingefordert, sondern auch darauf verwiesen, dass Kategorien der Fremd- und Selbstbeschreibung über unterschiedliche soziale Praktiken hervorgebracht und beständig (re-) konstruiert werden (vgl. Klinger/Knapp: 2007).

Ein zweiter Diskursstrang legt den Fokus auf mikrosoziologische Aspekte (vgl. Davis 2008b; zur Kritik vgl. insb. Soiland 2008). Dabei interessiert man sich zwar auch für spezifische soziale Settings oder ideologische Konstruktionen sowie Interaktionen zwischen unterschiedlichen Individuen.[13] Im Mittelpunkt stehen aber ausgehend von

11 Diese Trias wurde ursprünglich konzipiert, um die Sozialstruktur der US-amerikanischen Gesellschaft zu erfassen. In diesem Sinne spricht Evelyn Glenn hier auch von ‚anchor points' (Glenn 2002: 14). Ähnlich argumentierten bereits Claudia Rademacher und Peter Wiechens (2001).

12 Vgl. zur Kritik an dieser Kritik Krell et al. 2007: 12f.

13 Hier stehen intra-kategoriale Fragestellungen im Zentrum. Dabei geht es um die Erforschung der Konfigurationen verschiedener Dimensionen unterschiedlicher Kategorien (vgl. McCall 2005: 1781). Vgl. dazu auch etwa Collins Hill 2000; Welsh et al. 2006; Fraser/Gordon 1998; Gray 2006; Kennedy 2005.

Antidiskriminierungspolitiken Fragen der individuellen Identitätsbildung, vielfach auch einzelne biografische Fallstudien (vgl. Soiland 2008). Es geht darum zu erforschen, wie unterschiedliche Ungleichheitskategorien – so kann man in den einschlägigen Studien nachlesen – ‚aufeinander einwirken', miteinander ‚vermittelt' sind oder ‚interferieren' (vgl. Crenshaw 1994; Lutz 2002; Lutz/Davis 2005; Gutierrez Rodriguez 1996). Die Frage, wie dieses ‚wie' erforscht werden soll, bleibt allerdings zumeist ungeklärt.

Es scheint kein Zufall, dass mit Blick auf die immer häufiger diskutierten Begrenzungen eindimensionaler Forschungszugänge, die entweder auf die Makro- oder die Mikroebene fokussieren, intermediäre Forschungszugänge, die zwischen Struktur und Handlung zu vermitteln versuchen, verstärkt rezipiert werden.[14] In diesem Kontext macht Dagmar Vinz (2008) auf die Relevanz von Organisationen bei der (Re-)Produktion gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse aufmerksam. Am Beispiel der ‚care economy' verdeutlicht sie, dass reflektierte Strategien des Diversity Managements (vgl. Belinzki/Hansen/Müller 2003) durchaus dazu beitragen könnten, bestehende Ungleichheitslagen zu destabilisieren. Ihr geht es darum, das Potenzial von Intersektionalität für eine produktive Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen und Zugänge zu öffnen. Doch bleibt auch in diesen theoretischen Zugängen bisher die Frage offen, wie eigentlich Normen, Werte, Ideologien, aber auch Deutungsmuster und -kategorien, gesellschaftlich (re-)konstruiert werden, sodass sie etwa für die individuelle oder kollektive Identitätsbildung relevant werden können.

Mit dieser Frage setzt sich ein vierter Diskursstrang der Intersektionalitätsforschung auseinander, der quer zu den anderen Strängen verläuft. Hier geht es um die Ebene der symbolischen Ordnung und die (Re-)Konstruktion individueller wie kollektiver Deutungsmuster und -kategorien in ihrer Verwobenheit.[15] Dabei werden Kategorien als interdependent nicht nur in ihren gesellschaftlichen Wirkungen, sondern auch in ihrer Genese betrachtet (vgl. Dietze et al. 2007). Es wird davon ausgegangen, dass Menschen in eine Vielfalt von sozialen Relationen eingebettet sind und dadurch ihre Identität über ein sich permanent veränderndes, teils auch widersprüchliches Ensemble von Subjektivationen artikulieren (vgl. Mouffe 1992; Flores 2000). Wie und welche Kategorien in welchen Konfigurationen miteinander in den individuellen Lebensführungen und -gestaltungen verknüpft sind, das bleibt zu klären.

Festzuhalten ist, dass verschiedene thematische Diskursstränge auf unterschiedlichen Forschungsebenen ausgemacht werden können: Patricia Hill Collins hat mit Blick darauf schon 1993 vorgeschlagen, für die makrosoziologische Ebene von ‚interlocking structures of oppression' zu sprechen und für die Mikroebene den Begriff ‚intersectionality' zu reservieren. Dabei geht es einmal um Erfahrungen von Diskriminierung und/oder Privilegierung und zum anderen um gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse, deren Interdependenzen wie deren Folgen. Unklar ist freilich noch, wie diese unterschiedlichen Forschungsebenen eigentlich genau aufeinander bezogen werden sollen und wie diese

14 Derzeit genießt hier insbesondere Bourdieus Habitus-Theorie besondere Aufmerksamkeit in der sozialwissenschaftlichen Diskussion.

15 McCall spricht in dieser Perspektive auch von einem anti-kategorialen Zugang. Die Bezeichnung ist nicht glücklich gewählt, da es hier nicht darum geht, Kategorien, deren Existenz oder gar Wirksamkeiten zu bezweifeln, sondern vielmehr darum, nach ihrer Genealogie und Archäologie zu fragen, um dann ihre höchst materiellen Effekte, ihre Persistenzen, aber auch möglichen Transformationen zu erforschen.

Interdependenzen dann zu erforschen sind. Klar ist aber: Bei der Intersektionalitätsforschung geht es um die Erforschung kategorialer Konnexionen auf unterschiedlichen, voneinander zu unterscheidenden Ebenen, deren spezifische Vermittlungen auszuloten sind.

2.3 Das Fehlen einer kohärenten methodisch-methodologischen Forschungsausrichtung

Wie also sollen diese kategorialen Konnexionen intersektional erforscht werden? Auch diese Frage wird kontrovers diskutiert. Dafür gibt es wohl vor allen Dingen zwei Gründe:

Erstens besteht noch kein Konsens darüber, welche Konnexionen zwischen welchen Kategorien zu erforschen sind. Zwar wird in der Regel in makrosoziologischen Studien die Kategorientrias Geschlecht, Rasse/Ethnizität und Klasse als zumindest ‚provisorisch' relevant unterstellt. Aber in methodologischer Perspektive steht noch eine Diskussion darüber aus, ob und wenn welche anderen Kategorien wichtig sein und welche wie wirken könnten.[16] Dieser Diskussionsbedarf findet sich auch in Studien zur Mesoebene (vgl. Acker 2006).

Andere fragen, ob, inwiefern und welche Sozialstrukturkategorien auf der Mikroebene wirken. Den bisher ambitioniertesten Vorschlag hat Helma Lutz (2002) gemacht: Sie identifiziert insgesamt 13 unterschiedliche Differenzierungslinien, die sie allerdings bei Weitem nicht für komplett hält. Diese Unabgeschlossenheit hat im Grunde schon Judith Butler in Gender Trouble thematisiert. Dort fragt sie:

„Theories of feminist identity that elaborate predicates of colour, sexuality, ethnicity, class and able-bodiedness, invariably close with an embarrassed ‚etc', at the end of the list. Through this horizontal trajectory of adjectives these positions strive to encompass a situated subject, but invariably fail to be complete. This failure, however, is instructive: what political impetus is to be derived from such exasperated ‚etc.' that so often occurs at the end of lines?" (Butler 1990: 143)

Butler hinterfragt also, dass bestimmte Kategorien unabhängig von historisch-konkreten Situationen relevant sein können, und betont den ‚Zwangscharakter' solcher Identifizierungen. In dieser Perspektive argumentiert im Grunde auch Doerte Staunaes und erklärt: „Before we draw on our knowledge of large-scale background variables we must ‚wait and see'" (Staunaes 2003: 105).

Wieder andere machen darauf aufmerksam, dass Butlers Kritik nur in Bezug auf Identitätspolitiken greife: Wenn nämlich Verknüpfungen zwischen Makro- und Mikroebene angesprochen würden, gehe es darum, die historischen Konstruktionen faktischer Differenzierungen zu analysieren und ihre Effekte zu kontextualisieren und zu historisieren. Ansonsten drohe man in endlose Prozesse der Signifikationen zu geraten. Deshalb plädieren Klinger und Knapp (2007: 20) nicht nur – wie bereits erwähnt – für eine Relevantsetzung der Kategorientrias Klasse, Geschlecht und Ethnizität/Rasse in modernen ausdifferenzierten Gesellschaften. Sondern sie schlagen eine „heuristische Symmetrierung der drei zentralen Achsen der Ungleichheit" entlang der Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnizität/Rasse vor. Sie soll als historisch „begründete(n) ‚Ausgangssetzung' " (Klinger/Knapp 2007: 21) auf makro- wie mikrosoziologischer Ebene

16 Winker/Degele (2009) schlagen das Quartett Geschlecht, Klasse, Rasse und Körper als relevante Kategorien vor.

dienen, um „vorschnelle Gewichtungen bzw. Hierarchisierungen zu vermeiden und den Blick auf die je spezifische Verfasstheit der Strukturzusammenhänge von „race/ethnicity, class, gender' offen zu halten".[17]

Gleichwohl gilt die Trias als Kern gesellschaftstheoretischer Reflexionen über Intersektionalität. Damit wird aber die Symmetrisierung der Trias, nicht ihre Relevantsetzung selbst als Provisorium behandelt. Vermittelnd zwischen beiden Positionen argumentiert schließlich Leslie McCall. Sie erläutert, der intersektionale Ansatz „requires that scholars provisionally adopt analytical categories to document relationships of inequality among social groups and changing configuration of inequality along multiple and conflicting dimensions" (McCall 2005: 1773).[18]

Der zweite Grund betrifft die Methoden der intersektionalen Forschungspraxis. Zwar präsentierte McCall auf der Makroebene einen inter-kategorialen Ansatz, den sie am Beispiel einer Analyse von regionalen Lohnungleichheiten in den USA illustriert.[19] Joan Acker geht davon aus, dass in Organisationen Regime der Ungleichheit wirken, die sie „as loosely interrelated practice, processes, actions, and meanings that result in and maintain class, gender and racial inequalities within particular Organizations" (Acker 2006: 442) bestimmt. Beide Vorschläge sind aber noch nicht auf ihre Tragfähigkeit für andere makrosoziologische oder institutionentheoretische Fragestellungen empirisch-praktisch ausgelotet worden.

Darüber hinaus scheint das bereits erwähnte ‚Etc.-Problem' bisher noch nicht befriedigend gelöst. Zuletzt haben Degele und Winker (2007, 2009) vorgeschlagen, das Problem induktiv anzugehen. Dabei gehen sie in ihrem praxeologischen Intersektionalitätsansatz auf der Mikroebene von den faktischen Selbstbeschreibungspraxen der Individuen aus und beschreiben so die Interdependenzen zwischen unterschiedlichen Kategorien. Degele und Winker machen darauf aufmerksam, dass die Relevanz von Kategorien vom Untersuchungsgegenstand und von der jeweiligen Untersuchungsebene abhängt. Auf dieser Folie zielen sie darauf ab zu erforschen, in welche Strukturen und symbolischen Zusammenhänge soziale Praxen eingebunden sind und wie sie Identitäten hervorbringen bzw. verändern. Ilse Lenz schlägt schließlich vor, Prozesse der kulturellen und interaktiven Herstellung von Geschlecht mit der Strukturierung sozialer Verhältnisse zusammen zu denken (2007: 101). Dabei wechselt sie die Analyserichtung. Dies impliziert einmal, dass Ansätze angewendet werden, die Prozesse und Effekte von Ungleichheiten und/oder Egalisierungen empirisch beobachtbar machen können, und zum anderen, dass diese Prozesse nicht von vornherein mit einer bestimmten Kategorie in Verbindung gebracht, also beispielsweise vergeschlechtlicht oder ethnisiert, werden. Lenz entwickelt in der Folge eine komplexe Frageheuristik, die es ermöglichen soll, ‚Ungleichheiten und Egalisierungen offen zu denken'. Offen bleibt jedoch, wie deren unterschiedliche Fragen selbst empirisch-konkret erforscht werden sollen.

In Bezug auf die Frage, mithilfe welcher Verfahren und auf der Grundlage welcher Methodologien intersektional geforscht werden könnte, liegen also erst vereinzelte Vorschläge vor, deren Produktivität noch nicht systematisch ausgelotet ist. An dieser

17 Zudem kritisiert Mieke Verloo (2006: 217) eine Gleichsetzung von Unterschieden.

18 Vgl. Staunaes 2003: 101.

19 Mittels einer differenzierten Subgruppenanalyse in linearen Modellen wie der Regression erforscht sie dabei die Relevanz unterschiedlicher Sozialstrukturkategorien für das Maß der Lohnungleichheit (vgl. Steinbugler/Press/Dias 2006).

Stelle kann eine „metatheoretisch-methodologische Theorie-Baustelle“ (Knapp 2008: 44) konstatiert werden. Einigermaßen breiter Konsens besteht darüber, die kategorialen Konnexionen als Provisorium zu verstehen.

3 Perspektiven und Herausforderungen

Ein Blick auf das hier skizzierte Porträt der empirisch-praktischen Intersektionalitätsforschung und die darum kreisenden theoretisch-konzeptionellen Debatten verdeutlicht: Die Forschung über Intersektionalität hat sich bisher noch nicht als neues Paradigma etablieren können. Zwar liegen schon einige empirische Studien und theoretische Texte vor, aber bislang fehlen noch weitgehend ‚allgemeinverständliche Einführungen‘ sowie andere ‚glaubwürdige Texte‘. Dies habe ich auf das Fehlen eines allgemein geteilten Gründungsnarrativs, eines spezifischen methodisch-methodologischen Vorgehens und eines präzise bestimmten Gegenstandes zurückgeführt.

Es existiert derzeit ein System pluraler, konkurrierender Forschungsansätze, die ein grundlegendes Forschungsinteresse an kategorialen Konnexionen und deren Interdependenzen teilen. Gegenwärtig ist die Erforschung von und über Intersektionalität als ein umkämpftes Feld zu betrachten. Inmitten dieses Feldes scheint Intersektionalität als ‚boundary object‘ (Star/Griesemer 1989) zu ‚funktionieren‘: Es ist als Konzept vage genug, um unterschiedliche disziplinäre Sichtweisen, vor allem aus der Ungleichheitsforschung, der Migrationsforschung und der Geschlechterforschung, miteinander ins Gespräch zu bringen, aber auch konkret genug, um diese unterschiedlichen Perspektiven zu integrieren. Insofern erscheint die theoretische und methodisch-methodologische Unbestimmtheit des Konzepts Intersektionalität als Bedingung der Möglichkeit der Forschung über Intersektionalität.

Wie könnte es gelingen, die Forschung über Intersektionalität von einem umkämpften Forschungsfeld zu einem neuen Paradigma werden zu lassen? Eine Möglichkeit bestünde sicherlich darin, die hier aufgezeigten Unbestimmtheiten nicht länger als Fehlen von ‚etwas‘ zu verstehen. Vielmehr könnten die bisher bestimmten Unbestimmtheiten als Ausgangspunkte für eine Weiterentwicklung der Intersektionalitätsforschung ge-/benutzt werden. Paradigmatisch stünde dann anstatt eines spezifischen Forschungsgegenstands eine Forschungsperspektive.

Ein genauerer Blick auf das skizzierte Porträt der Intersektionalitätsforschung zeigt, dass gegenwärtig mindestens drei weithin anerkannte Forschungsprinzipien und -regeln herauspräpariert werden können. Diese Essentials lassen sich als vorläufige Vorsichtsregulative verstehen, die die Intersektionalitätsforschung anleiten sollten:

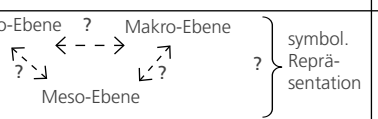
- *Regel der Konstitution:* Gegen eine additive Aufrechnung unterschiedlicher Kategorien werden in der Forschung über Intersektionalität die Konnexionen zwischen Kategorien als konstitutiv betrachtet. Es geht darum, die Eigenständigkeiten der jeweiligen Strukturen und deren Zusammenhänge untereinander zu bestimmen. Denn Kategorien sind weder aufeinander addierbar, noch miteinander multiplizier- oder gar reduzierbar.
- *Regel der kategorialen Konnexion:* Die so betrachteten Kategorien werden als historisch hervorgebracht und somit grundsätzlich kontingent begriffen. Dabei wird

auch berücksichtigt, dass Kategorien in unterschiedlichen (konnektiven) Kontexten verschiedene (Aus-)Wirkungen implizieren (können). Ausgelotet werden sollen Anknüpfungspunkte für einen integrierten Blick entlang unterschiedlicher Ungleichheitsachsen, die aber miteinander über gesellschaftliche Strukturzusammenhänge in Wechselwirkung stehen. Dabei generieren Ungleichheitsverhältnisse nicht nur Diskriminierungen oder Unterdrückungserfahrungen, sondern sie eröffnen auch Chancen und Privilegien. Die Kategorien besitzen eine verschiedene ontologische Basis und werden über unterschiedliche Praktiken objektiviert oder subjektiviert. Deswegen ist es wichtig, die Konfigurationen dieser unterschiedlichen kategorialen Differenzierungen zu erforschen. Es geht darum, sicherzustellen, dass die Differenzen benennbar werden, ohne deren Differenzierungen zu ent-nennen.

- *Regel der kategorialen Provisorien:* Aus diesem Grund werden bei der Erforschung kategorialer Konnexionen auch die unterschiedlichen Ebenen als miteinander vermittelt betrachtet. Denn einerseits können Verhältnisbestimmungen, wie z. B. die Geschlechterverhältnisse, nicht unabhängig von anderen Strukturkategorien erfasst werden. Andererseits macht es aber ebenso wenig Sinn, in einer Weise Überschneidungen zu untersuchen, die die je spezifische Konstitution der unterschiedlichen Teilungsverhältnisse ausblenden. Dabei wird ‚provisorisch' davon ausgegangen, dass die Verhältnisbestimmungen Klasse, Geschlecht und Ethnizität/Rasse zentrale Achsen der Ungleichheit in modernen ausdifferenzierten Gesellschaften sind.

Die nachfolgende Abbildung 1 illustriert die bisher diskutierten Aspekte der Forschung über Intersektionalität.

Abbildung 1: Überblick über die Aspekte der Intersektionalitätsforschung

Aspekte der Forschung über Intersektionalität	Kontroverse Forschungsprinzipien & -regeln	Weithin anerkannte Forschungsprinzipien & -regeln
Gründungsnarrativ	Kontroverse über die Herkunft oder den Ursprung der Forschung über und Erforschung von Intersektionalität	Regel der Konstitution
Forschungsfeld(er)		Regel der kategorialen Konnexion
Forschungsmethoden und -methodologien	Kontroverse Diskussion über die Relevanz unterschiedlicher Kategorien; (teils) divergierende Vorschläge zur Erforschung makro-, meso- sowie mikrosoziolog. Fragen	Regel der kategorialen Provisorien

Es zeichnen sich also drei zentrale Vorsichtsregulative intersektionaler Forschung ab, die wiederum als Ausgangspunkt für eine ‚paradigmatische Neuorientierung' fungieren können. Diese Neuorientierung reichte mit ihren theoretisch-konzeptionellen und methodologisch-methodischen Implikationen weit über die bisherigen Grenzen der Geschlechterforschung bzw. Gender Studies hinaus. Um diese Implikationen produktiv zu machen, erscheinen drei Punkte besonders wichtig:

1. Die benannten Vorsichtsregulative müssten überprüft und gegebenenfalls modifiziert oder revidiert werden. Dazu bedarf es eines Mehr an empirischer Forschung, insbesondere auf der Makroebene. Hier liegen meinem Eindruck nach zwar viele programmatische Arbeiten, jedoch weniger empirisch-praktische Untersuchungen vor. Andererseits wäre es sicherlich sinnvoll, dass die vielen bereits vorgelegten empirisch-praktischen Untersuchungen auf der Mikro- bzw. Mesoebene und die damit verbundene Konzentration auf Identitätsfragen und Diskriminierungspolitiken auch gesellschaftstheoretische Perspektiven auf die ‚Achsen der Ungleichheit' verstärkt aufgreifen würden.
2. Es gilt, offene methodologisch-methodische Fragen zu klären. Besonders dringlich scheint die Klärung der Frage, wie welche Kategorien bzw. Verhältnisstrukturen und ihre Konnexionen auf welchen Forschungsebenen vermittelt sind/werden. Denn es ist wenig sinnvoll, wie Klinger sagt, „auf die sich überlagernden oder durchkreuzenden Aspekte von Klasse, Rasse und Geschlecht in den individuellen Erfahrungswelten hinzuweisen, ohne angeben zu können, wie und wodurch Klasse, Rasse und Geschlecht als gesellschaftliche Kategorien konstituiert sind" (Klinger 2003: 25). Aber es ist auch wenig sinnvoll, unhinterfragt von einem unvermittelten Zusammenhang zwischen Mikro- und Makroebene auszugehen und so von der Eigensinnigkeit der Individuen und ihren Identitätsausbildungsprozessen wie -praxen zu abstrahieren. Pierre Bourdieu spricht in seinen *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft* deshalb davon, dieser „doppelten Wahrheit" der Praxis Rechnung zu tragen und nicht nur den objektiven gesellschaftlichen Strukturen und ihren ein- und begrenzenden Folgen, sondern auch den subjektiven Vorstellungen der Handelnden „von sich selbst und der Welt" (Bourdieu 2001: 242) Bedeutung beizumessen. Ausgehend von dieser doppelten bzw. dialektischen Perspektive können erst die Eigentümlichkeiten der jeweiligen Verhältnisse von ungleichheitsgenerierenden Kategorien und die Bestimmung ihres Zusammenhangs für die unterschiedlichen Ebenen der Intersektionalitätsforschung untersucht werden.[20]
3. Zwar sind in den Gender Studies mittlerweile wichtige Anregungen dazu entwickelt worden, wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität/Rasse und andere Kategorien zusammengedacht werden können. Aber eine gesellschaftstheoretische Reflexion und die theoretische Einbettung mehrerer Achsen der Ungleichheit(en) stehen noch aus. Die Arbeit an diesem Problem könnte dazu beitragen, empirisch gesättigte Theorien dazu zu formulieren, wie in der Gegenwart unterschiedliche Ungleichheitskategorien zusammenwirken oder eben auch nicht. Und welche Folgen dabei etwa die seit einiger Zeit in der Sozialforschung diagnostizierten Prozesse einer Globalisierung der Wirtschaftsströme und Transnationalisierung der Lebenswelten auf die Verhältnisse zwischen Klasse, Ethnizität/Rasse und Geschlecht haben. Deshalb ist es für die Entwicklung einer intersektionalen Gesellschaftsanalyse wichtig, die bereits entwickelten theoretischen Verknüpfungen zur Erforschung struktureller Ungleichheiten weiter voranzutreiben.

Zur Bewältigung der benannten Herausforderungen sollten noch engagierter als bisher Allianzen mit anderen Theorieansätzen und Erkenntnisperspektiven gesucht werden.

20 Hier haben Winker und Degele (2009) unlängst einen ersten Vorschlag unterbreitet.

Dies geschieht im Übrigen schon im angelsächsischen Raum. Hier werden Forschungsthemen wie ‚(Arbeits-)Migration', ‚Migration und Mobilität', Demographie und Beschäftigung' oder ‚Frauenerwerbstätigkeit' in einem „Dispositiv" (Hardmeier/Vinz 2007: 31) namens „diversity studies" zusammengeführt.[21]

Erste Ansätze zur praktischen Erforschung von Intersektionalität und ihrer Institutionalisierung finden sich auch schon an der Universität zu Köln mit ihrem „Center for Diversity Studies" oder an der FH St. Pölten. Folgen weitere solcher Schritte und Aktivitäten, könnte die Geschlechterforschung zum Kristallisationspunkt einer transdisziplinären Forschung über Differenzen werden.

Vielleicht lägen dann aufgrund solcher heterogenen Kooperationen – in denen dann auch die politischen Debatten um Diskriminierungserfahrungen und gesellschaftstheoretische Diskussionen über Ungleichheitsstrukturen zusammengeführt und vermittelt werden könnten – in einigen Jahren ähnlich viele ‚glaubwürdige Quellen' zur Erforschung der Intersektionalität vor, wie dies einleitend für die Geschlechterforschung konstatiert wurde. Am Ende könnte der Übergang von der vorparadigmatischen zur paradigmatischen Phase der Intersektionalitätsforschung stehen.

Literaturangaben

Acker, Joan. (2006). Inequality Regimes: Gender, Class, and Race in Organizations. *Gender & Society*, 20 (4), 441-464

Andersen, Margaret L. & Hill Collins, Patricia. (Hrsg.). (2009). *Race, Class and Gender: An Anthology*. (7. Aufl.) New York: Sage

Anthias, Floya & Yuval-Davies, Nira. (1983). Contextualizing Feminism: Gender, Etnic, and Class Divisions'. *Feminist Review*, (15), 62-75

Aulenbacher, Brigitte. (2007). Vom fordistischen Wohlfahrts- zum neoliberalen Wettbewerbsstaat: Bewegungen im gesellschaftlichen Gefüge und in den Verhältnissen von Klasse, Geschlecht und Ethnie. In Cornelia Klinger; Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 42-55). Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag

Aulenbacher, Brigitte; Bereswill, Mechthild; Löw, Martina; Meuser, Michael; Mordt, Gabriele; Schäfer, Reinhild & Scholz, Sylka. (Hrsg.). (2006). *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Becker-Schmidt, Regina. (2007). ‚Class', ‚gender', ‚ethnicity', ‚race': Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In Cornelia Klinger; Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 56-83). Frankfurt a. M./New York: Campus

Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli. (2000). *Feministische Theorien. Zur Einführung*. Hamburg: Junius

Belinzki, Eszter; Hansen, Katrin & Müller, Ursula. (Hrsg.). (2003). *Diversity Management. Best Practices im internationalen Feld*. Münster: LIT Verlag

Bilden, Helga & Dausien, Bettina. (Hrsg.). (2006). *Sozialisation und Geschlecht: theoretische und methodologische Aspekte.* Opladen: Verlag Barbara Budrich

21 Dabei wird hier Intersektionalitätsforschung als methodologisch-methodische Perspektivierung der Erforschung von und Forschung über Differenzen, Differenzierungsprozesse und ihre Auswirkungen verstanden. Welchen Status dann in einem solchen Dispositiv die Geschlechterforschung oder das Dispositiv für die Geschlechterforschung einnehmen könnten, bleibt abzuwarten.

Bourdieu, Pierre. (2001). *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Brah, Avtar & Phoenix, Ann. (2004). Ain't I a Women? Revisiting Intersectionality. *Journal of International Women Studies*, 5 (3), 75-86

Brown, Wendy. (1997). The Impossibility of Women's Studies. *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies*, 9 (3), 79-101

Bührmann, Andrea D. (2004). *Der Kampf um weibliche Individualität. Zur Transformation moderner Subjektivierungsweisen in Deutschland um 1900*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Butler, Judith. (1990). *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge

Casale, Rita & Rendtorff, Barbara. (Hrsg.). (2008). *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft feministischer Theoriebildung*. Bielefeld: transcript Verlag

Collins, Patricia Hill. (2000). It's all in the Family. In Uma Narayan & Sandra Harding (Hrsg.), *Decentering the Centre: Philosophy for a Multicultural, Postcolonial, and Feminist World* (S. 156-176). Bloomington: Indiana University Press

Combahee River Collective. (1981). A Black Feminist Statement. In Gloria T. Hull; Patricia B. Scott & Barbara Shmith (Hrsg.), *But Some of Us are Brave. Black Women's Studies* (S. 13-22). Old Westbury: The Feminist Press

Crenshaw, Kimberlé. (1989). *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: a Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. Feminist Theory and Antiracist Politics*. University of Chicago Legal Forum 139, 139-167

Crenshaw, Kimberlé. (1994). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violance against Women of Colour. In Martha Feinemann & Roxanne Mykituik (Hrsg.), *The Public Nature of Private Violence* (S. 93-118). New York: Routledge

Davis, Kathy. (2008a). Intersectionality as a Buzzword. A Sociology of Science Perspective on What Makes a Feminist Theory Successful. *Feminist Theory*, 9, 67-85

Davis, Kathy. (2008b). Intersectionality in Transatlantic Perspective. In Gudrun-Axeli Knapp & Cornelia Klinger (Hrsg.), *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz* (S. 19-35). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Degele, Nina & Winker, Gabriele. (2007). *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*. Zugriff am 27. Oktober 2008 unter www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf

Degener, Ursula & Rosenzweig, Beate. (Hrsg.). (2006). *Die Neuverhandlung sozialer Gerechtigkeit: feministische Analysen und Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag

Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Antje; Palm, Kerstin & Walgenbach, Katharina. (2007). Einleitung. In Katharina Walgenbach; Gabriele Dietze; Antje Hornscheidt & Kerstin Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (S. 7-22). Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich

Flores, Lisa A. (2000). Reclaiming the Other: toward a Chicana feminist critical perspective. *International Journal of intercultural Relations*, 24, 687-705

Foucault, Michel. (1991). Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In Walter Seitter (Hrsg.), *Von der Subversion des Wissens* (S. 69-90). Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Fraser, Nancy. (2001). *Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaates*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Fraser, Nancy & Gordon, Linda. (1998). A Genealogy of Dependency: Tracing a Keyword in the U.S. Welfare State. In Nancy Fraser (Hrsg.), *Justice Interruptus: Critical Reflections in the 'Postsocialist' Condition* (S. 121-149). New York: Routledge

Frerichs, Petra & Steinrücke, Margareta. (Hrsg.). (1993). *Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse*. Opladen: Leske + Budrich

Gildemeister, Regine; Maiwald, Kai-Olaf; Scheid, Claudia & Seyfarth-Konau, Elisabeth. (Hrsg.). (2003). *Geschlechterdifferenzierungen im Horizont der Gleichheit. Exemplarische Analysen*

zu Berufskarrieren und beruflicher Praxis im Familienrecht. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Glenn, Evelyn N. (2002). *Unequal Freedom: How Race and Gender Shaped American Freedom and Labor*. Cambridge: Harvard University Press

Gottschall, Karin. (2000). *Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotenziale im deutschen soziologischen Diskurs*. Opladen: Leske + Budrich

Gray, Patricia. (2006). Women's Experiences of Incarceration in Hong Kong: Doing Time, Doing Choice; Doing Class-Gender-Culture. *International journal of the Sociology of Law*, 34, 89-104

Gutierrez Rodriguez, Encarnacion. (1996). Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau … Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In Ute L. Fischer; Marita Kampshoff; Susanne Keil & Mathilde Schmitt (Hrsg.), *Kategorie Geschlecht. Empirische Analysen und feministische Theorien* (S. 163-190). Opladen: Leske + Budrich

Hardmeier, Sibylle & Vinz, Dagmar. (2007). Diversity und Intersectionality – Eine kritische Würdigung der Ansätze für die Politikwissenschaft. *femina politica*, 16 (1), 23-33

Hartmann, Jutta; Kleese, Christian; Wagenknecht, Peter & Fritzsche, Kristina. (Hrsg.). (2007). *Heteronormativität: empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden: VS Verlag

Helduser, Urte; Marx, Daniela; Paulitz, Tanja & Pühl, Katharina. (Hrsg.). (2004). *Under Construction. Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt a. M./New York: Campus

Hirschauer, Stefan. (2003). Wozu ‚Gender Studies'? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. *Soziale Welt*, 54, 461-482

Hof, Renate. (1995). *Die Grammatik der Geschlechter. Gender als Analysekategorie in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt a. M./New York: Campus

Kennedy, Helen. (2005). Subjective Intersections in the Face of the Machine. Gender, Race, Class and PCs in the Home. *European Journal of Women's Studies*, 12 (4), 471-487

Klinger, Cornelia. (2003). Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 14-48). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Klinger, Cornelia & Knapp, Gudrun-Axeli. (2007). Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, ‚Rasse'/Ethnizität. In Cornelia Klinger; Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 19-40). Frankfurt a. M./New York: Campus

Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli & Sauer, Birgit. (Hrsg.). (2008). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a. M./New York: Campus

Knapp, Gudrun-Axeli. (2005). ‚Intersectionality' – ein neues Paradigma feministischer Theorie. *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung*, 23 (1), 68-81

Knapp, Gudrun-Axeli. (2008). ‚Intersectionality' – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In Rita Casale & Barbara Rendtorff (Hrsg.), *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft feministischer Theoriebildung* (S. 33-54). Bielefeld: transcript Verlag

Knapp, Gudrun-Axeli & Wetterer, Angelika. (Hrsg.). (2001). *Gesellschaftstheorie und feministische Kritik.* Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Knapp, Gudrun-Axeli & Wetterer, Angelika. (Hrsg.). (2003). *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II.* Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Kreckel, Reinhard. (2004). *Politische Soziologie sozialer Ungleichheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Krell, Gertraude; Riedmüller, Barbara; Sieben, Barbara & Vinz, Dagmar. (Hrsg.). (2007). *Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze*. Frankfurt a. M.: Campus

Kuhn, Thomas S. (1967 [1970]). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Lederle, Sabine. (2007). *Die Ökonomisierung des Anderen: Eine neoinstitutionalistisch inspirierte Analyse des Diversity Management-Diskurses*. Wiesbaden: VS Verlag

Lenz, Ilse. (2006). Machtmenschen, Marginalisierte und moderne Gleichheit. Wie werden Ungleichheiten und Egalisierungen in der Moderne strukturiert? In Brigitte Aulenbacher; Mechthild Bereswill; Martina Löw; Michael Meuser; Gabriele Mordt; Reinhild Schäfer & Sylka Scholz (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art* (S. 100-115). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Lenz, Ilse. (2007). Power People, working People, Shadow people … Gender, Migration, class and Practices of (In)Equality. In Ilse Lenz; Charlotte Ulrich & Barbara Fersch (Hrsg.), *Gender Orders Unbound? Globalisation, Restructuring and Reciprocity* (S. 99-120). Opladen: Verlag Barbara Budrich

Lenz, Ilse. (Hrsg.). (2008). Die *neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*. Wiesbaden: VS Verlag

Lenz, Ilse; Ulrich, Charlotte & Fersch, Barbara. (Hrsg.). (2007). *Gender Orders Unbound? Globalisation, Restructuring and Reciprocity*. Opladen: Verlag Barbara Budrich

Lindhoff, Lena. (1995). *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart/Weimar: Metzler

Lutz, Helma. (2002). The long Shadows of the Past. The New Europe of a Crossroad. In Ilse Lenz; Helma Lutz; Marijana Morokvasic-Müller & Helen Schwenken (Hrsg.), *Crossing Borders, shifting boundaries. Vol. II Gender, Identities and Networks* (S. 57-73). Opladen: Leske + Budrich

Lutz, Helma & Davis, Kathy. (2005). Geschlechterforschung und Biographieforschung. Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In Bettina Völter; Bettina Dausien; Helma Lutz & Gabriele Rosenthal (Hrsg.), *Biographieforschung im Diskurs* (S. 228-247). Wiesbaden: VS Verlag

Lutz, Helma. (2007). *Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich

Marx Ferree, Myra & McClurg Mueller, Carol. (2006). Die Genderperspektive in Theorien sozialer Bewegungen: Möglichkeiten, Organisationen und Diskurse in der Frauenbewegung weltweit. In Anja Weckwert & Ulla Wischermann (Hrsg.), *Das Jahrhundert des Feminismus: Streifzüge durch nationale und internationale Bewegungen und Theorien* (S. 30-45). Frankfurt a. M.: Helmer Verlag

McCall, Leslie. (2005 [2001]). The Complexity of Intersectionality. *Signs*, 30 (3), 1771-1800

Morris, Edward D. (2007). Ladies or Loudies? Perceptions and Experiences of Black Girls in the Classroom. *Youth & Society*, 38 (4), 490-515

Mouffe, Chantal. (1992). Feminism, Cititzenship, and Radical Democratic Politics. In Judith Butler & Joan W. Scott (Hrsg.), *Feminists theorize the Political* (S. 369-384). New York: Routledge

Querelles-Net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung (2008), Nr. 26: *Dimensionen der Ungleichheit*. Zugriff unter www.querelles-net.de

Rademacher, Claudia & Wiechens, Peter. (Hrsg.). (2001). *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Opladen: Leske + Budrich

Sauer, Birgit. (2007). Diversity. Eine staats- und hegemonietheoretische Reflexion. *femina politica*, (1), 33-44

Soiland, Tove. (2008). Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersektionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. *Querelles-Net*, 26: *Dimensionen der Ungleichheit*. Zugriff unter www.querelles-net.de

Star, Susan L. & Griesemer, James R. (1989). Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39. *Social Studies of Science*, 19 (4), 387-420

Staunaes, Dorthe. (2003). Where have all the subjects gone? Bringing together the concepts of Intersectionality and subjectivation. *Nordic Journal of Feminist and Gender Research* (NORA), 11 (2), 101-110

Steinbugler, Amy C.; Press, Julie E. & Dias, Janice Johnston. (2006). Gender, Race, and Affirmative Action: Operationalizing Intersectionality in Survey Research. *Gender & Society*, 20 (6), 805-825

Verloo, Mieke. (2006). Multiple Inequalities, Intersectionality and the European Union. *European Journal of Women's Studies*, (13), 211-228

Vinz, Dagmar. (2008). Intersektionalität – Kommentar zu Tove Soilands Beitrag: Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. *Querelles-Net, 26: Dimensionen von Ungleichheit*. Zugriff unter www.querelles-net.de/forum/forum26/vinz.shtml

Walgenbach, Katharina. (2007). Gender als interdependente Kategorie. In Katharina Walgenbach; Gabriele Dietze; Antje Hornscheidt & Kerstin Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie: neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (S. 23-64). Opladen: Verlag Barbara Budrich

Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Antje & Palm, Kerstin. (Hrsg.). (2007). *Gender als interdependente Kategorie: neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen: Verlag Barbara Budrich

Welsh, Sandy; Carr, Jacquine; McQuarrie, Barbara & Huntley, Audrey. (2006). "I'm not thinking of it as sexual harassment" – Understanding Harassment across Race and Citizenship. *Gender society*, 20 (1), 87-107

West, Candace & Fenstermaker, Sarah. (2002). Doing Difference. In Sarah Fenstermaker & Candace West (Hrsg.), *Doing Gender, Doing Difference* (S. 55-80). New York/London: Routledge

Wetterer, Angelika. (2006). Ordentlich in Unordnung? Widersprüche im sozialen Wandel der Geschlechterverhältnisse. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, (4), 5-22

Winker, Gabriele & Degele, Nina. (2009). Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript Verlag

Yuval-Davies, Nira; Anthias, Floya & Kofman, Eleonore. (2005). Secure borders and safe haven and the gendered politics of belonging: Beyond Social Cohesion. *Ethnic and Racial Studies*, 28 (3), 513-535

Zur Person

Andrea D. Bührmann, apl. Prof. Dr., Universität Münster. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechter und insb. Intersektionalitätsforschung, Methodologie und Methoden der empirischen Sozialforschung, Wirtschaftssoziologie, Wohlfahrtsforschung
Kontakt: Institut für Soziologie, Universität Münster, Scharnhorststr. 121, 48151 Münster
E-Mail: a.buehrmann@uni-muenster.de

Angelika Wetterer

Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen[1]

Eine wissenssoziologische Rekonstruktion

Zusammenfassung

Der Beitrag geht von der Beobachtung aus, dass gleichstellungspolitisch engagierte GenderexpertInnen, feministische TheoretikerInnen und die Frauen und Männer auf der Straße heute sehr Unterschiedliches über die Geschlechter wissen, und fragt danach, worauf diese Unterschiede im Geschlechterwissen zurückzuführen sind. Im Anschluss an wissenssoziologische Überlegungen wird eine ‚Typologie des Geschlechterwissens' entwickelt, die den reflexiven Zusammenhang von Wissen und Handeln in den Mittelpunkt stellt und zeigt, dass den drei Wissenstypen unterschiedliche Konstellationen sozialer Praxis korrespondieren: Jede Spielart von Geschlechterwissen ermöglicht eine spezifische Form sozialen Handelns, weshalb sich die AkteurInnen nur ungern eines Besseren belehren lassen. Das stellt die Gleichstellungspolitik vor Herausforderungen, die bislang kaum bedacht worden sind.

Schlüsselwörter
Gleichstellungspolitik, Geschlechterwissen, Wissenstransfer, Wissenssoziologie

Summary

Gender expertise, feminist theory and everyday knowledge of gender. A sociological reconstruction of different types of gender knowledge

Gender expertise, feminist theory and the everyday knowledge of gender represent different types of gender knowledge that correspond to different constellations of social practice. Each type of gender knowledge enables a specific mode of social action: using expertise in organisations and areas of gender politics, practicing feminist science within the scientific community, or enacting gender in everyday life. Accordingly, the difference between the three types of gender knowledge is not hierarchical but qualitative: The actors in different constellations of social practice have to refer to their specific mode of gender knowledge to be accepted as gender experts, feminist scientists or competent members of society. This perspective is an often neglected challenge for gender politics and gender training programs.

Keywords
Gender politics, gender knowledge, knowledge transfer, sociology of knowledge

1 Zum Auftakt: Spielarten von Geschlechterwissen

In den letzten zwei Jahrzehnten ist es zu einer Ausdifferenzierung unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen gekommen, die zeigt, wie weit wir uns von einigen der Selbstverständlichkeiten entfernt haben, die in der Gründungszeit der Frauenforschung

1 Der Beitrag greift Überlegungen auf und setzt sie mit neuem Akzent fort, die ich ausführlicher erörtert habe in Wetterer 2008a. Zum Begriff des Geschlechterwissens, den Irene Dölling (2003) eingeführt hat, während ich selbst zunächst von alltagsweltlichem Differenzwissen gesprochen habe (zuerst in: Wetterer 2002), siehe Wetterer 2008b. – Eine erste Fassung dieses Beitrags ist kürzlich (2009) erschienen in: Erna Appelt (Hrsg.), *Gleichstellungspolitik in Österreich* (S. 9-24). Innsbruck: Studienverlag.

und Frauenpolitik weitgehend unstrittig waren. In den 1970er und frühen 1980er Jahren schien nicht nur selbstverständlich, dass Frauenforschung und Frauenpolitik zusammengehören, weil die eine dieser zwei ‚ungleichen Schwestern' in praktisch-politische Maßnahmen übersetzt, was die andere herausgefunden hat über die Grundlagen der Ungleichheit im Geschlechterverhältnis. Auch die Annahme, dass beide im Erfahrungswissen der Frauen einen gemeinsamen Ausgangs- und Bezugspunkt haben, war im Grundsatz weithin akzeptiert. Ganz so einverständlich und schwesterlich sind die Beziehungen schon im Verlauf der 1980er Jahre nicht mehr gewesen (vgl. Metz-Göckel 1989), und sie sind es heute weniger denn je. Nach mehr als 30 Jahren Frauenforschung und gut 20 Jahren institutionalisierter Frauenpolitik ist nicht nur der Dialog zwischen deren jeweiligen Nachfolgerinnen schwierig geworden; schwierig geworden ist auch der Dialog mit den ‚normalen' Mitgliedern der Gesellschaft, die sie analysieren und zu verändern suchen.

Das Gender-ExpertInnenwissen, das im Zuge der Professionalisierung der Gleichstellungspolitik erarbeitet worden ist, wurde aus der Perspektive feministischer Theorie und Gesellschaftsanalyse wiederholt zum Gegenstand einer teilweise harschen Kritik, weil es deren Erkenntnissen nicht immer getreulich auf dem Fuße folgt. Die Einsichten der Geschlechterforschung sind aus Sicht der ‚normalen' Gesellschaftsmitglieder oft alles andere als plausibel und keineswegs nur aus terminologischen Gründen ein Buch mit sieben Siegeln. Das Alltagswissen kompetenter Gesellschaftsmitglieder ist weit entfernt von der Gender-Kompetenz, die Gender-ExpertInnen für unverzichtbar halten. Und was die Sache nicht einfacher macht, ist, dass sich gerade in den gut ausgebildeten urbanen Milieus die Überzeugung durchgesetzt hat, dass Geschlecht heute als sozialer Platzanweiser ohnedies kaum noch eine Rolle spielt und Gleichstellungspolitik deshalb eigentlich ebenso überflüssig geworden ist wie die ‚altmodische' feministische Gesellschaftsanalyse und -kritik.

Gender-ExpertInnen, feministische TheoretikerInnen und die Frauen (und Männer) auf der Straße wissen heute nicht nur recht Unterschiedliches über die Geschlechter; sie halten Unterschiedliches für wissenswert und orientieren sich bei der Beurteilung dessen, was für sie wissenswert und glaubwürdig ist, offenkundig an je eigenen ‚Gütekriterien'. Gleichstellungspolitik bewegt sich deshalb gegenwärtig in einem Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. Die Voraussetzungen und Folgen dieser Entwicklung sind bislang jedoch, wie mir scheint, erst ansatzweise in den Blick gekommen. Sofern die Unterschiede zwischen Alltagswissen, Gender-ExpertInnenwissen und wissenschaftlichem Geschlechterwissen überhaupt thematisiert werden, geschieht dies vielfach im Rahmen einer stillschweigenden, weil als selbstverständlich geltenden Hierarchisierung dieses Wissens, der zufolge wissenschaftliches Wissen die profundesten Einsichten vermittelt und gutes ExpertInnenwissen sich dadurch auszeichnet, dass es diese Einsichten ‚aufgreift', sie in der Praxis ‚anwendet' und in die Sprache des Alltags ‚übersetzt', damit dann auch die Frau auf der Straße oder das Management im Betrieb von ihnen profitieren kann.

Folgt man dieser Logik, die dem Nürnberger Trichter nicht unähnlich ist, so finden sich die Unterschiede im Wissen transformiert in eine Hierarchie des Besser-Wissens, der als Kommunikations- und Austauschform nicht der Dialog entspricht, sondern die Belehrung. Dann gehört die Frau auf der Straße ins Rosa-Mayreder-College nach Wien zum feministischen Grundstudium und das Management ins Gender-Training; dann

brauchen Gender-ExpertInnen ab und zu eine Weiterbildung in Sachen „Feministische Theorie“ und die TheoretikerInnen hin und wieder ein Wochenendseminar, das sie wenigstens vertraut macht mit den Grundzügen einer gendersensiblen Pädagogik. *Gender Change* also als pädagogische Veranstaltung – ganz unbekannt ist uns dieses Szenario ja nicht.

Problematisch ist dieses Szenario nicht nur, weil mit der Transformation von Politik in Pädagogik unversehens das Politische von der Bühne verschwindet, worauf ich am Schluss meiner Überlegungen zurückkommen werde. Problematisch ist auch, dass ihm ein Wissensbegriff zugrunde liegt, der in mehrfacher Hinsicht defizitär ist. Zu diesen Defiziten gehört das Absehen von all den Wissensformen und Wissensweisen, die nicht kognitiv und sprachförmig sind (so auch Bereswill 2004). Zu ihnen gehört die Annahme, Wissen sei eine kontextunabhängige Ressource, die die AkteurInnen im Kopf mit sich herumtragen, wo sie durch Schulung und Training verbessert und vermehrt und, dergestalt optimiert, wieder in die Praxis mitgenommen werden kann. Und zu ihnen gehört das Ausblenden des wechselseitig konstitutiven Zusammenhangs von Wissen und Handeln, der darauf verweist, dass das handlungsrelevante Wissen, das die Gleichstellungspädagogik zu transformieren sucht, nicht zu trennen ist vom sozialen Standort seiner ‚TrägerInnen‘ und dem sozialen Feld, in dem sie agieren (vgl. Andresen/Dölling 2005).

Wie wichtig eine dies berücksichtigende, im weitesten Sinne wissenssoziologische Perspektive ist, wenn man sich mit Fragen des Wissenstransfers beschäftigt, hat schon in den 1980er Jahren der DFG-Forschungsschwerpunkt „Verwendungszusammenhänge sozialwissenschaftlicher Ergebnisse“ gezeigt, in dessen abschließender Veröffentlichung Ulrich Beck und Wolfgang Bonß einleitend festhalten:

> „Während in den Diskursen über die Praxis wie selbstverständlich von einer Überlegenheit des wissenschaftlichen Wissens ausgegangen wird, zeigen die konkreten Analysen, dass die Differenz zwischen beiden Seiten nicht hierarchisch ist, sondern qualitativ. Wissenschaft liefert nicht notwendig ein besseres, sondern zunächst einmal ein anderes Wissen. Anders insofern, als wissenschaftliche Analysen die je konkreten Handlungszwänge der Praxis eher zum Gegenstand als zur Grundlage haben.“ (Beck/Bonß 1989: 9)

Die hier angesprochene qualitative Differenz zwischen verschiedenen Wissensformen steht im Mittelpunkt meiner folgenden Ausführungen. Ich werde zunächst einen kurzen Blick auf die wissenssoziologischen Basics werfen und erläutern, weshalb der Zusammenhang von Wissen und Handeln ein sinnvoller Ausgangspunkt für eine Analyse des Geschlechterwissens ist, und mich dann Schritt für Schritt den drei Spielarten von Geschlechterwissen zuwenden und zu klären suchen, worin sie sich unterscheiden und was das mit der Praxis zu tun hat, in die sie jeweils eingebunden sind.

2 Basics: Wissen, Handlungsrelevanz und Anerkennung

Theoretischer Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Wissenssoziologie in der Tradition von Alfred Schütz (1972) und Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1969), denn sie eröffnet die Möglichkeit, sich von der theoretisch allzu einfachen und praktisch wenig hilfreichen Hierarchie des Besser-Wissens zu verabschieden und die Beobach-

tung ernst zu nehmen, dass Gender-ExpertInnen, feministische TheoretikerInnen und kompetente Gesellschaftsmitglieder heute recht Unterschiedliches über die Geschlechter wissen und für wissenswert halten. Und sie erlaubt es, im nächsten Schritt der Frage nachzugehen, worauf die Unterschiede im Wissen zurückzuführen sind und welche guten Gründe es denn haben könnte, dass die drei ProtagonistInnen in der Regel recht eigensinnig an ihrem Wissen festhalten und wenig begeistert sind, wenn sie eines Besseren belehrt werden.

Die These, die meinen Ausführungen zugrunde liegt, ist, dass wir es bei den drei genannten Spielarten von Geschlechterwissen mit qualitativ verschiedenen Typen von Wissen zu tun haben, und dass die qualitative Differenz zwischen ihnen darauf zurückzuführen ist, dass sie eingebunden sind in unterschiedliche Konstellationen sozialer Praxis. Im Anschluss an Uwe Schimank, der die Quintessenz der Berger-Luckmann'schen Wissenssoziologie auf die kurze und prägnante Formel gebracht hat, „dass Handeln auf Wissen beruht und Wissen eine soziale Konstruktion ist" (2006: 57), ließe sich auch sagen, dass wir es hier mit konkurrierenden Wirklichkeitskonstruktionen zu tun haben, die sich in eben dem Maß und eben der Weise voneinander unterscheiden wie die Formen sozialer Praxis, die sie ermöglichen und in deren Rahmen sie ihrerseits generiert und produktiv werden.

Die Typologie des Geschlechterwissens beschränkt sich entsprechend nicht darauf, inhaltliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Spielarten von Geschlechterwissen herauszuarbeiten. In einer an Schütz orientierten Wissenssoziologie ist die qualitative Differenz zwischen den drei Typen von Geschlechterwissen auf einer anderen Ebene zu lokalisieren. Typen von Wissen unterscheiden sich, wie Schütz in seinem Aufsatz über den wohlinformierten Bürger ausgeführt hat (1972: 85ff.), dadurch, dass sie bestimmte Vorannahmen und Perspektiven auf die Welt als selbstverständlich gegeben voraussetzen und darin die Praxis reflektieren, die sie anleiten und ermöglichen. Eine Typologie des Geschlechterwissens ist deshalb eng verbunden mit einer Bestimmung unterschiedlicher Konstellationen sozialen Handelns und sucht zu bestimmen, welche fraglosen Selbstverständlichkeiten es jeweils sind, die Alltagswissen und Alltagshandeln, ExpertInnenwissen und ExpertInnenhandeln, wissenschaftliches Wissen und „doing science" zueinander in ein Verhältnis wechselseitiger Ermöglichung setzen.

Dass das eine nicht vom jeweils anderen zu trennen ist, hängt auf einer sehr allgemeinen Ebene damit zusammen, dass Wissen und Handeln reflexiv aufeinander bezogen sind und sich wechselseitig konstituieren. In der von Schimank zusammengefassten Quintessenz der Berger-Luckmann'schen Wissenssoziologie steht vor allem die eine Seite dieser Wechselbezüglichkeit im Vordergrund: „Handeln beruht auf Wissen". In der ergänzenden Bestimmung „und Wissen ist eine soziale Konstruktion" ist implizit aber auch die zweite Seite angesprochen, denn wenn Wissen eine soziale Konstruktion ist, so heißt das auch, dass es auf einer wie auch immer stillschweigenden Übereinkunft darüber basiert, was wirklich und was handlungsrelevant ist, die im „Doing" ebenso vorausgesetzt wie hervorgebracht wird und sich im Handeln zu bewähren hat, weil sie der Validierung, der Anerkennung durch die jeweils relevanten Anderen bedarf.

Die selbstverständlich vorausgesetzte Perspektive auf die Welt, von der ich im Anschluss an Schütz zuvor gesprochen habe, ist also eine selbstverständlich geteilte, eine intersubjektiv verbindliche Perspektive oder Weltsicht, die sich in der Interaktion mit

anderen immer neu als tragfähig erweisen muss. Wissen gibt es in der Konsequenz dieser Überlegungen nur im Dialog, nur in der Interaktion. Und es sind die soziale Verortung und Strukturierung dieses Dialogs, die die Weichen dafür stellen, welches Wissen jeweils handlungsrelevant ist und an welchen expliziten oder impliziten Regeln sich die Anerkennung dieses Wissens orientiert.

Geht man von diesen Überlegungen aus, so hätten die Schwierigkeiten im Dialog zwischen Gender-ExpertInnen, feministischen TheoretikerInnen und den Frauen und Männern auf der Straße, von denen eingangs die Rede war, vornehmlich zwei Gründe, die nichts mit Wissensdefiziten bei denjenigen zu tun haben, die sich nicht in der glücklichen Lage befinden, Gender Studies studiert zu haben. Sie hätten ihren Grund darin, dass hier drei ProtagonistInnen aufeinandertreffen, für die unterschiedliche Wirklichkeitskonstruktionen handlungsrelevant und damit letztlich auch unverzichtbar sind. Und sie hätten ihren Grund darin, dass die Anerkennungsregeln, an denen sich die einen orientieren, untauglich sind, um das Wissen zu beurteilen, über das die anderen verfügen. Der Nürnberger Trichter wäre im Rahmen eines solchen Modells, wie sich leicht erkennen lässt, von vornherein zum Scheitern verurteilt, und es gibt inzwischen auch erste Forschungsergebnisse, die eben dies bestätigen (vgl. vor allem Meuser 2005; Andresen/Dölling 2005). Doch mir geht es hier zunächst und vor allem um die Systematik.

3 Gender-Expertise und ExpertInnenhandeln

Die Institutionalisierung der Frauen- und Gleichstellungspolitik auf der einen, der Frauen- und Geschlechterforschung auf der anderen Seite hat dazu geführt, dass sich deren Wege zunehmend getrennt haben. Beide bewegen sich heute in unterschiedlichen Diskussions- und Arbeitszusammenhängen und das ist an den Konzepten, die sie je verschieden entwickelt haben, nicht spurlos vorübergegangen. Wie groß die Distanz zwischen ihnen geworden ist, zeigt beispielhaft das im Sommer 2005 im Internet veröffentlichte Gender-Manifest, das zwei Berliner Einrichtungen verfasst haben, die in der genderorientierten Bildung und Beratung engagiert sind und sich darum bemühen, Gleichstellungspolitik und Geschlechtertheorie aufeinander zu beziehen (Frey et al. 2005).

Das Gender-Manifest fordert die KollegInnen zu einer „Rückbesinnung auf den inhaltlichen Kern und kritischen Gehalt des *Gender*begriffs“ auf und legt ihnen nahe, sich wieder stärker an den geschlechtertheoretischen Überlegungen zu orientieren, die „im aktuellen Wissenschaftsdiskurs“ im Zentrum stehen (Frey et al. 2005: 1f.), und zwar aus zwei Gründen. Die VerfasserInnen des Manifests monieren erstens, „dass im Bereich von *Gender*Training und *Gender*Beratung *Gender*Konzepte dominieren, die die derzeitige Ordnung der Geschlechter eher reproduzieren als verändern“, weil sie „dualisierend“ sind und dazu tendieren, Geschlechterstereotype aufzurufen und fortzuschreiben. Und sie monieren zweitens „eine zunehmende Interpretationsweise von *Gender*Mainstreaming als neoliberaler Reorganisationsstrategie zur Optimierung ‚geschlechtsspezifischer Humanressourcen’“, die das „ursprüngliche emanzipatorische Ziel“ dieser Strategie verfehlt und sich auf ein „cleveres Management angenommener Geschlechterdifferenzen“ zum Zweck der „organisationsbezogenen Effizienzsteigerung“ beschränkt (Frey et al. 2005: 1).

Auch in anderen Veröffentlichungen, die sich mit neueren Konzepten der Gleichstellungspolitik befassen, sind es immer wieder diese zwei Punkte, die im Zentrum der Kritik stehen: (1) die „Verbetriebswirtschaftlichung" (Kahlert 2005) der Gleichstellungspolitik und ihre zunehmend dominierende Orientierung an ökonomischen Rationalitätskalkülen; und (2) die inflationäre Verwendung des Gender-Begriffs (Scott 2001) und eine sie begleitende beispiellose *Re-Dramatisierung des zweigeschlechtlichen Klassifikationsverfahrens*, die auch dort, wo sie in der Absicht erfolgt, vermeintliche Geschlechtsneutralität zu decouvrieren, unterschwellig die Botschaft mit transportiert, dass sie eben doch verschieden sind, ‚die' Frauen und ‚die' Männer, und dass diese Unterschiede so bedeutsam sind, dass man ihnen in Zukunft – um der Gleichstellung willen – nicht weniger, sondern mehr Beachtung schenken sollte.

Das Gender-Manifest sieht die Lösung dieser Probleme in der Rückbesinnung auf die emanzipatorisch-politischen Anfänge und die kritischen Potenziale feministischer Theorie und setzt damit implizit auf das Nürnberger-Trichter-Modell des Wissenstransfers. Die Gender-ExpertInnen brauchen, so scheint es, dringend eine Weiterbildung in Sachen feministischer Theorie und Geschichte der Gleichstellungspolitik, dann werden ihnen die Schuppen schon von den Augen fallen. In einer wissens- und professionssoziologischen Perspektive steht allerdings zu befürchten, dass ihnen das für die Praxis, in der sie sich zu bewähren haben, nicht allzu viel helfen wird. Das politische Engagement, das der Institutionalisierung der Frauen- und Gleichstellungspolitik vorausging und sie begründete, mag zwar als motivationale Basis noch heute viele Gender-ExpertInnen beflügeln. Aber in dem Maß, in dem aus dem frauenbewegten Einsatz für die Sache der Frauen eine Erwerbsarbeit geworden ist, der Gender-ExpertInnen in den unterschiedlichsten Organisationen des öffentlichen, privaten und Dritten Sektors nachgehen, haben sich die Koordinaten verschoben, innerhalb derer diese sich heute für die Gleichstellung der Geschlechter einsetzen.

Gender-ExpertInnen sind WissensarbeiterInnen, „knowledge worker" im Sinne Nico Stehrs (1994, 1998), und das ExpertInnenwissen, über das sie *per definitionem* verfügen, ist ein praxis- und anwendungsorientiertes Wissen, das eine vermittelnde Stellung zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen einnimmt, die weniger darin besteht, wissenschaftliches Wissen einfach in der Praxis ‚anzuwenden', sondern es mit Blick auf eine spezifische Praxis zu reformulieren und neu zu konzipieren. Jede Re-Konstruktion von Wissen für die Belange einer bestimmten Praxis ist, wie Stehr wiederholt betont, immer auch eine Neu-Konstruktion von Wissen. Und diese Neu-Konstruktion orientiert sich, wie präzisierend zu ergänzen wäre, maßgeblich an den Ziel- und Problemdefinitionen derjenigen, die ExpertInnen für sich zu gewinnen suchen, um als ExpertInnen tätig werden zu können. Gender-ExpertInnen stellen – wie andere „knowledge worker" auch – Wissen *für andere* zur Verfügung, und das setzt allererst voraus, dass sie von diesen anderen als ExpertInnen anerkannt und zu Rate gezogen werden, weil sie glaubhaft versichern, etwas zu wissen, das diesen anderen hilft, ihre Probleme zu lösen.

ExpertInnen verfügen zwar *per definitionem* über „die institutionalisierte Kompetenz zur sozialen Konstruktion von Wirklichkeit" (Hitzler et al. 1994; Hitzler 1998), und auch die Anerkennung ihres Status als ExpertInnen ist ein Stück weit institutionalisiert und dokumentiert in Zertifikaten und anderen Ausweisen ihrer Qualifikation und Kom-

petenz. Aber in der Praxis hängt ihre Anerkennung als ExpertInnen immer auch daran, dass es ihnen gelingt, ihr Wissen so zu präsentieren und kontextbezogen so zu reformulieren, dass es anschlussfähig wird für die Handlungsziele ihrer prospektiven Kunden, Klientinnen oder Auftraggeber.

Das gilt *cum grano salis* auch für die neue Gruppe der Gender-ExpertInnen, zumal diese oft noch kein Zertifikat vorlegen können, das ‚beweist', dass sie Gender Studies studiert haben und über die verbriefte Kompetenz verfügen, Gender-Wissen für die Praxis zu entwickeln. Gerade weil sich die Professionalisierung des Gender-ExpertInnenwissens formal noch in der Anfangsphase befindet, sind die Gender-ExpertInnen sogar ganz besonders darauf angewiesen, klar und deutlich und verständlich zu explizieren, dass und was Gender-Management, Gender-Budgeting oder Gender-Trainings beitragen zum Erreichen der jeweiligen Organisationsziele. Anschlussfähigkeit für die Handlungsrelevanzen ihrer AdressatInnen – das ist eine der Schlüsselqualifikationen, über die Gender-ExpertInnen verfügen müssen, um den ExpertInnenstatus nicht nur für sich zu reklamieren, sondern darin auch anerkannt zu werden.

In dieser Perspektive erweisen sich gerade die Aspekte des aktuellen Gender-ExpertInnenwissens, die aus der Sicht feministischer Theorie wiederholt zum Gegenstand der Kritik geworden sind, als integrale Bestandteile der Berufspraxis von Gender-ExpertInnen, die diese nicht einfach leichten Herzens in den Wind schlagen können, sobald sie theoretisch eines Besseren belehrt werden. In der Konstellation sozialer Praxis, in der Gender-ExpertInnen tätig sind, ist die Messlatte für ‚gutes Wissen' nicht einfach und schon gar nicht unvermittelt den Einsichten der Geschlechterforschung zu entnehmen. Als Messlatte fungieren vielmehr die Ziel- und Problemdefinitionen, die für die ‚AbnehmerInnen' ihres Wissens handlungsleitend sind, und die orientieren sich in aller Regel nicht an den Einsichten feministischer Theorie. Sie orientieren sich an ökonomischen Rationalitätskalkülen, in Zeiten des *New Public Management* auch im öffentlichen Sektor. Und sie orientieren sich in Sachen Gender an der uns allen geläufigen „Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit" (Hagemann-White 1984).

Die Gender-ExpertInnen sind von daher durchaus gut beraten, wenn sie beides in ihre Strategien der Selbstpräsentation einbeziehen und in ihren Handlungsvorschlägen *expressis verbis* aufgreifen. Gleichstellungsmaßnahmen als Mittel zum Zweck der Organisationsmodernisierung oder Personalentwicklung durch die gezielte Förderung der besonderen Potenziale von Frauen – das sind im Rahmen dieser Konstellation sozialer Praxis durchaus schlüssige und anschlussfähige Konzepte, ganz unabhängig davon, was die feministische Theorie davon halten mag. Das ist in professions- und wissenssoziologischer Perspektive eine der folgenreichsten Konsequenzen, die mit der Verberuflichung und Professionalisierung des frauenbewegt-politischen Engagements der 1970er und 1980er Jahre verbunden war und ist.

Gender-ExpertInnen haben – so kann man im Anschluss an Schimank (2006) abschließend festhalten – die Aufgabe, Rationalitätsfiktionen bereitzustellen, die Entscheidungshandeln in Organisationen ermöglichen und legitimieren. Zu den Ressourcen und Kompetenzen, die es ihnen ermöglichen, diese Aufgabe zu meistern, gehören ihre Reputation und Anerkennung als ExpertInnen; zu ihnen gehört die von Michaela Pfadenhauer (2003) sogenannte „Kompetenzdarstellungskompetenz", die ihre Glaubwürdigkeit unterstreicht; und zu ihnen gehört ein ExpertInnenwissen, das andere in den

Stand setzt, Entscheidungen zu treffen, die organisationsinternen Rationalitätsstandards genügen und Legitimität für sich reklamieren können, weil sie rational scheinen und von ExpertInnen autorisiert sind.

Die Handlungs- oder Akteurskonstellation, in der Experten und Gender-Expertinnen agieren, ist also in zweifacher Hinsicht *nicht symmetrisch*: Sie ist nicht symmetrisch, weil Gender-ExpertInnen sich nicht selbst autorisieren können, als ExpertInnen zu gelten; und sie ist nicht symmetrisch, weil selbstverständlicher Bezugspunkt der jeweils fallbezogenen Rekonstruktion ihres Wissens die Vorgabe ist, sich an den Zielen derer zu orientieren, die Entscheidungen in Organisationen treffen und immer auch andere ExpertInnen zu Rate ziehen können, wenn ihnen die Handlungsvorschläge der einen nicht zielführend erscheinen.

4 Alltagsweltliches Geschlechterwissen und „doing gender"

Beim Alltagshandeln haben wir es demgegenüber mit einer im Prinzip *symmetrischen Akteurskonstellation* zu tun, in der ein Alltagswissen vorausgesetzt und aktualisiert wird, das die Einzelnen dazu befähigt, in der Interaktion mit anderen ihre jeweils eigene Positionierung im sozialen Feld auszuhandeln und sich wechselseitig dessen zu versichern, dass sie dieselbe Alltagswirklichkeit bewohnen und die fraglosen Selbstverständlichkeiten miteinander teilen, die diese Wirklichkeit fundieren.

Das handlungsgenerierende und wirklichkeitsverbürgende Potenzial des Alltagswissens beruht dabei ganz wesentlich darauf, dass es weit mehr umfasst als die explizit thematisierbaren kognitiv-sprachförmigen Wissensbestände, über die sich *expressis verbis* Auskunft geben lässt. Beim Alltagswissen haben wir es mit einem pluralen und inkohärenten Erfahrungs- und Handlungswissen zu tun, das neben diskursiven Wissenselementen einen breiten Fundus fragloser Selbstverständlichkeiten und Handlungsroutinen umfasst, zu dem vorreflexiv gewordene implizite Wissensbestände ebenso gehören wie inkorporierte Formen eines praktischen Wissens oder Könnens, das weniger im Kopf bewahrt ist als im Körper und scheinbar wie von selbst ‚geschieht' (vgl. hierzu und zum Folgenden ausführlicher Hirschauer 1996; Dölling 2003; Wetterer 2008b).

Das alltagsweltliche Geschlechterwissen ist auch darin prototypisch für das Alltagswissen, dass seine diskursiv verfügbaren Bestandteile zwar die expliziten Formen der Kommunikation und Selbstverständigung anleiten und bestimmen, aber in der Praxis, im „doing gender", unterstützt *oder* konterkariert werden durch implizite und inkorporierte Formen von Geschlechterwissen, die Handlungsfähigkeit ermöglichen, weil sie zur Routine geworden sind, und verlässliche Erwartenssicherheit gewährleisten, ohne des weiten Weges über das Nachdenken und die Diskurse zu bedürfen.

Insbesondere im individualisierten Milieu, in den gut ausgebildeten städtischen Mittelschichten, ist heute eine Diskrepanz zwischen diskursivem und praktischem Geschlechterwissen zu beobachten, die in gegenwartsdiagnostischer und gleichstellungspolitischer Hinsicht bemerkenswert und aufschlussreich ist. Folgt man neueren Untersuchungen über die Arbeitsteilung in Familie und Paarbeziehung, über die Lebenskonzepte junger Frauen und Männer oder über Geschlechterdifferenzierungen in Organisationen und Berufen, so gelangt man ein ums andere Mal zu dem Ergebnis, dass Gleichbe-

rechtigung und Individualisierung in diesem Milieu selbstverständlich, ja hegemonial geworden sind, während tradierte Geschlechternormen ihre Verbindlichkeit verloren haben. Die erste Antwort, die empirische Studien zutage fördern, wenn sie nach der Arbeitsteilung im Haushalt oder dem Einstieg und Aufstieg im Beruf fragen, lautet mit schöner Regelmäßigkeit: Geschlecht spielt keine Rolle (mehr). Jedenfalls nicht mehr im Selbstverständnis der AkteurInnen, nicht auf der Ebene des Redens und der Diskurse. Das diskursive Geschlechterwissen orientiert sich heute hoch selektiv an der Idee der Gleichheit. Nur die Praxis erzählt eine ganz andere Geschichte (vgl. Kaufmann 1994; Koppetsch/Burkart 1999; Gildemeister 2005a, 2005b; sowie die Beiträge in Gildemeister/Wetterer 2007).

Der Semantik der Gleichheit, die in Zeiten rhetorischer Modernisierung zu einem „Regulativ des Redens" geworden ist (Wetterer 2006), steht eine Praxis der Differenzierung und vielfach auch Hierarchisierung der Geschlechter gegenüber, in der implizite und inkorporierte Wissensbestände zum Tragen kommen, in denen noch die alten Geschlechterpositionen bewahrt sind. Im Haushalt sind es die Gesten, die alltäglichen Handlungsroutinen, die den Frauen einfach leichter von der Hand gehen und so dazu beitragen, dass die Idee der Gleichheit in der Praxis noch kaum ihren Niederschlag gefunden hat (Kaufmann 1994). Im Beruf sind es vorreflexive „gender status beliefs", die dafür sorgen, dass Männern – und zwar von Männern *und* Frauen – automatisch Kompetenz und Autorität unterstellt werden, während ihre Kolleginnen immer neu beweisen müssen, dass auch sie über beides verfügen (Ridgeway 2001).

Das alltagsweltliche Geschlechterwissen ist also widersprüchlich und heterogen. Und das stellt in gleichstellungspolitischer Hinsicht vor allem deshalb eine Herausforderung dar, weil die Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis zu dem paradoxen Ergebnis führt, dass die aus der Sicht der AkteurInnen eigentlich längst veralteten Handlungsroutinen des „doing difference" und „doing hierarchy" zwar weiterlaufen, aber in den Prozessen diskursiver Verständigung allenfalls als Leerstelle existieren, dem Blick entzogen, aus dem Interpretationsvorrat verbannt und damit auch gegen Kritik immunisiert. Gerade weil die Handlungsroutinen, mit denen die AkteurInnen selbst zur Reproduktion der ‚alten Verhältnisse' beitragen, in ihrem Selbstverständnis keinen legitimen Ort mehr haben, wird über sie lieber geschwiegen als gesprochen. Und dieses Schweigen ist wertvoll, denn es deckt seinen Mantel über eine Niederlage, deren Eingeständnis das avancierte Selbstverständnis verletzen würde, und es ermöglicht – wie Jean-Claude Kaufmann (1994) eindrucksvoll gezeigt hat – die Bewahrung jener Art von Handlungsfähigkeit, ohne die der Alltag zu einer endlosen Abfolge mühsamster Aufgaben wird.

Mit dem Reden beginnen die Zweifel, verlieren die Gesten ihre Selbstverständlichkeit und Evidenz, wird das, was zunächst die einfachste Sache der Welt schien, zu einer Hürde, die immer höher scheint und mit der Thematisierung der Ungleichheit, zu der die Gleichstellungspädagogik auffordert, nicht schwindet und nicht schrumpft. Eher ist das Gegenteil der Fall, jedenfalls aus der Sicht des Alltagshandelns, das auf langfristige Lösungen nicht warten kann, wenn es ins Stolpern gerät und zu stocken droht.

Auch die ‚normalen' Gesellschaftsmitglieder sind also, wie hier deutlich wird, durchaus gut beraten, an ihrem inkohärenten und pluralen Alltagswissen festzuhalten, das ihnen hilft, die widersprüchlichen Anforderungen des Alltagshandelns zu meistern und Anerkennung zu finden. Sie sind gut beraten, sich im Reden auf die Idee der Gleich-

heit zu beziehen, die auf der Ebene der expliziten Geschlechternormen und des diskursiven Geschlechterwissens heute zur Norm geworden ist. Sie tun gut daran, sich im Handeln routiniert darauf einzustellen, dass es bei und für uns, trotz aller Orientierung an der Gleichheitsnorm, noch immer Frauen und Männer gibt und auch sie selbst daran gemessen werden, inwiefern sie dem Rechnung tragen oder nicht. Sie sind gut beraten, sich auf ihr inkorporiertes Handlungswissen zu verlassen, das im Alltag Handlungsfähigkeit und verlässliche Erwartenssicherheit ermöglicht. Und sie haben einigen Grund, über die Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis lieber zu schweigen als zu reden, und nur dann, wenn es denn wirklich nicht mehr anders geht, vehement darauf zu insistieren, dass es diese Diskrepanz für sie überhaupt nicht gibt, weil sie sich selbst und selbstbestimmt dafür entschieden haben, das zu tun, was andere früher getan haben, weil sie Rollenbildern verhaftet waren, die inzwischen passé sind.

5 Wissenschaftliches Wissen, feministische Theorie und „doing science"

Beim wissenschaftlichen Wissen, dem ich mich zum Schluss kurz zuwenden möchte, haben wir es in der wissenssoziologischen Perspektive, auf die ich hier im Anschluss an die wissenstypologischen Überlegungen von Schütz (1972), Sprondel (1979) und Hitzler (1994, 1998) rekurriere, mit einem handlungsentlasteten systematischen Wissen zu tun, das sich an disziplinspezifischen Regeln und Problemdefinitionen orientiert. Relevant für diesen Wissenstypus sind die Wirklichkeitskonstruktionen, die sich innerhalb des mehr oder weniger fest etablierten Bezugsrahmens bewegen, der eine Disziplin als Disziplin konstituiert und auf einer expliziten Übereinkunft darüber basiert, was relevante Fragen, gültige Beweisverfahren und akzeptable Problemlösungen sind.

Handlungsentlastet ist dieses Wissen insofern, als die Orientierung an alltagsweltlichen Sinnbezügen für dessen immanente Logik ohne Relevanz ist. Zugleich stellt die Produktion wissenschaftlichen Wissens aber selbst eine soziale Praxis dar, die der Anerkennung bedarf. Auch wissenschaftliches Wissen ist intersubjektiv geteiltes Wissen und muss durch das Nadelöhr der Validierung, um zu wissenschaftlichem Wissen zu werden. Und dieses Nadelöhr finden wir vergegenständlicht und institutionalisiert in den teils formalisierten, teils informellen Verfahren des Peer Review, in und mit denen die Scientific Community über die Anerkennung der Wissenschaftlerin als Wissenschaftlerin nach Maßgabe des von ihr präsentierten Wissens entscheidet.

Wissenschaftliches Wissen unterscheidet sich vom ExpertInnenwissen also nicht nur durch die Orientierung an der Relevanz disziplinspezifischer und damit *inner*wissenschaftlicher Gütekriterien, sondern durch das Forum, das über die Anerkennung dieses Wissens allein zu entscheiden vermag. Die Handlungs- und Akteurskonstellation, in deren Rahmen wissenschaftliches Wissen produktiv werden kann und sich zu bewähren hat, ist die der Scientific Community, in der unter Gleichen ausgehandelt wird, was gutes Wissen und wer ein guter Wissenschaftler ist. Anders als beim ExpertInnenhandeln haben wir es hier also mit einer im Prinzip *symmetrischen* Akteurskonstellation zu tun, die ihre Grundlage – und das unterscheidet sie von der Konstellation des Alltagshandelns – in der *expliziten* Übereinkunft darüber hat, welche Regeln und Gütekriterien

bei der Produktion und Evaluierung wissenschaftlicher Erkenntnisse gelten sollen, und zwar im Prinzip für alle gleichermaßen gelten sollen – jedenfalls in der hier eingenommenen idealtypischen Perspektive, die nicht zu verwechseln ist mit einer empirisch detaillierten Beschreibung des „doing science" oder einer im Sinne Bourdieus kritischen Rekonstruktion des wissenschaftlichen Spiels.

Auch feministische Theoretikerinnen haben in dieser Perspektive in den letzten drei Jahrzehnten ziemlich genau das getan, was dem klassischen Bild des Wissenschaftlers entspricht: Als „Musterschülerinnen der Aufklärung" (Wetterer 1995) und Newcomerinnen im wissenschaftlichen Feld haben sie ein handlungsentlastetes, von alltagsweltlichen Sinnbezügen radikal freigesetztes systematisches Geschlechterwissen entwickelt, das sich weitaus konsequenter an den Standards ihrer jeweiligen Herkunftsdisziplin orientiert, als die große Mehrheit ihrer Kollegen vor und neben ihnen. In der Soziologie gehörten sie damit – nach Garfinkel und Goffmann – zu den Ersten, die Durkheims Grundregel, Soziales nur mit Sozialem zu erklären, auf einen Gegenstandsbereich bezogen haben, dessen Analyse bis dahin großenteils auf stillschweigenden Anleihen beim alltagsweltlichen Geschlechterwissen basierte (so zuerst Kessler/McKenna 1978: ixf.; vgl. auch Hirschauer 1996: 241ff.).

Die konstruktivistische Wende, die das Ergebnis dieses konsequent soziologischen Nachdenkens über die Herkunft und die Fortpflanzungsweisen der Zweigeschlechtlichkeit war und ist, hat die gleichsam ‚normalen' Schwierigkeiten im Dialog zwischen Gender-ExpertInnen, GeschlechterforscherInnen und den Frauen und Männern auf der Straße noch einmal ganz erheblich zugespitzt. Die Einsicht in die durchweg soziale Provenienz der Geschlechterunterscheidung stellt einen Paradigmenwechsel im Nachdenken über Geschlecht dar, der für das Alltagswissen kaum – wenn überhaupt – bezugsfähig ist; der für das Alltagshandeln selbst feministischer TheoretikerInnen weitgehend folgenlos bleibt und der für die Praxis der Gender-ExpertInnen, die auf die Anschlussfähigkeit ihres Wissens für andere angewiesen sind, allenfalls sehr vermittelt von Nutzen ist, und zwar auch dann, wenn diese Gender-ExpertInnen selbst davon überzeugt sind, dass dieser Paradigmenwechsel theoretisch und politisch unverzichtbar ist.

Die für die konstruktivistische Wende konstitutive Erkenntnis, dass die Geschlechterdifferenz nicht von der Natur bereitgestellt, sondern in der sozialen Praxis hergestellt und in Institutionalisierungsprozessen auf Dauer gestellt wird, markiert einen Bruch mit dem Alltagswissen, der sich nur in einer Handlungskonstellation, in der die fraglosen Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens explizit außer Kraft gesetzt sind, vollziehen lässt, und auch dort nur im Reden und Schreiben, ohne augenblicklich Sanktionen auf den Plan zu rufen, die die soziale Reputation bedrohlich gefährden. Die grundlagentheoretischen Erkenntnisse der Geschlechterforschung und feministischen Theorie sind in einer Weise unpraktisch oder praxisuntauglich, die sich in kein Genderkompetenz-Training unvermittelt integrieren lässt. Das ist eine der folgenreichsten Konsequenzen, die mit der Integration der Frauen- und Geschlechterforschung in die Institutionen des Wissenschaftssystems verbunden war und ist.

Noch die „dissidente Partizipation", von der Sabine Hark (2005) mit Blick auf die feministische Theorie spricht, beruht – trotz aller Wissenschafts- und Gesellschaftskritik – auf dem stillschweigenden Einverständnis, dass in der Arena wissenschaftlicher Kontroversen nach wissenschaftlichen Spielregeln gestritten wird, für die alltagswelt-

liche Sinnbezüge oder gleichstellungspolitische Handlungsorientierungen ohne Relevanz sind. Schaut man genau hin, so beruht auch die feministische Wissenschaftskritik zu einem guten Teil darauf, dem Mainstream ins Stammbuch geschrieben zu haben, dass er die selbst gesetzten Spielregeln verletzt hat, die wissenschaftliches Wissen fundieren. Und wie man von Dona Haraways Rekonstruktion der Geschichte der Primatologie lernen kann (1995a, 1995b), setzt noch – oder gerade – die dissidente Absicht, diese Spielregeln zu verändern, voraus, dass man dazugehört und deshalb Gehör findet. Erst Partizipation, die ohne Anerkennung nicht zu haben ist, eröffnet die Chance, gehört zu werden und Resonanz zu finden, wenn man der Scientific Community neue Spielregeln vorschlägt, nach denen sich in Zukunft bessere Geschichten erzählen lassen über die Gorillas, über die Bonobos oder über uns selbst.

6 Fazit und Ausblick

Die Typologie des Geschlechterwissens, die ich zuvor skizziert habe, unterscheidet Typen von Wissen nach Maßgabe der Praxis, die sie ermöglichen, und nach Maßgabe der Anerkennungsregeln, denen sie Rechnung zu tragen haben. Alltagsweltliches Geschlechterwissen, Gender-ExpertInnenwissen und wissenschaftliches Geschlechterwissen stellen Idealtypen von Wissen oder konkurrierende Wirklichkeitskonstruktionen dar, die für unterschiedliche Konstellationen und Felder sozialer Praxis handlungsrelevant und dort aus praktischen Gründen unverzichtbar sind. Sie ermöglichen Handeln: Alltagshandeln, ExpertInnenhandeln oder die Praxis des „doing science“; und an ihnen hängt die Anerkennung der Handelnden als kompetente Gesellschaftsmitglieder, als Gender-ExpertInnen oder als feministische TheoretikerInnen.

Nun liefern Idealtypen, wie zuvor schon kurz angemerkt, keine irgendwie realistische oder detailgetreue Beschreibung der sozialen Wirklichkeit. Und erst recht nicht sind sie, auch wenn der Terminus dies nahe zu legen scheint, zu verstehen als Ideale, die ausbuchstabieren, wie Alltagswissen und Alltagshandeln, ExpertInnenwissen und ExpertInnenhandeln, wissenschaftliches Wissen und „doing science“ ‚eigentlich‘ aussehen sollten. Ihr heuristischer Wert beruht vielmehr gerade darauf, dass sie Unterschiede machen und Systematisierungen vornehmen, wo in der sozialen Wirklichkeit fließende Übergänge, Wechselwirkungen und Austauschbeziehungen anzutreffen sind. Idealtypen sind hypothetische Konstruktionen, sind Denkoperationen, die herausarbeiten, „was wäre, wenn“ – beispielsweise – ExpertInnenwissen und ExpertInnenhandeln ausschließlich und strikt den Vorgaben folgen würden, die der Akteurs- und Handlungskonstellation inhärent sind, in der „knowledge worker“ sich zu bewähren haben und ihr Wissen produktiv werden und Anerkennung finden kann.

Auch die zuvor skizzierte Typologie des Geschlechterwissens ist in diesem Sinn hypothetisch. Sie konzentriert sich darauf, die dem jeweiligen Handlungs- und Wissenstypus inhärente Logik strikt herauszudestillieren, und gerade weil sie dies tut, stellt sie ein analytisches Instrumentarium bereit, mit dessen Hilfe sich gezielt ins Scheinwerferlicht rücken lässt, was die gegenwärtige Situation gleichstellungspolitischer Praxis von der Gründungsphase der Frauenforschung und Frauenpolitik unterscheidet und worauf es, systematisch betrachtet, zurückzuführen ist, dass der Dialog zwischen Gender-Exper-

tInnen, feministischen TheoretikerInnen und den Frauen und Männern auf der Straße in den letzten Jahren so schwierig geworden ist.

Im Scheinwerferlicht dieser Typologie werden die neuralgischen Punkte und die möglichen Bruchstellen besonders deutlich sichtbar, an denen die Kommunikation und der Wissenstransfer ins Stocken geraten, auf taube Ohren treffen oder zu scheitern drohen. Im Scheinwerferlicht stehen die guten Gründe, die Gender-ExpertInnen, feministische TheoretikerInnen und ‚normale' Gesellschaftsmitglieder haben, an ihrem je besonderen Wissen festzuhalten. Und diese guten Gründe, die mit der Handlungsrelevanz und der Notwendigkeit der Anerkennung von Wissen, den zentralen Analysedimensionen der Typologie, zu tun haben, wird man auch dann zu berücksichtigen haben, wenn man sich in einem nächsten Schritt einlässt auf die detaillierte Analyse der ‚wirklichen' Vielfalt sozialer Handlungskonstellationen oder wenn man sich daran macht, die Kommunikationsbarrieren zu überwinden.

Vergleicht man die aktuelle Situation gleichstellungspolitischer Praxis mit der Anfangszeit der Frauenpolitik, so kommt ein weiterer Aspekt in den Blick, den die Typologie des Geschlechterwissens gerade wegen ihres idealtypischen Charakters besonders deutlich beleuchtet. Gender-Management und Gleichstellungspädagogik, diese aktuellen, hoch professionellen Nachfahren der Frauenbewegung, können Gleichstellungs*politik* nicht ersetzen, auch wenn sie heute vielfach als deren Substitute oder Platzhalter fungieren. Die Transformation von Politik in Management und Pädagogik, die mit der Institutionalisierung und Professionalisierung der Gleichstellungspraxis und der Hegemonie neoliberaler Denkmodelle im privaten wie im öffentlichen Sektor verbunden war und – trotz aller Krise – noch immer ist, hat zur Folge, dass die Handlungsvorschläge und Veränderungsstrategien der Gender-ExpertInnen nur in dem Maß zur Gleichstellung der Geschlechter beitragen können, wie dies mit den Problemdefinitionen und Zielvorgaben ihrer Kunden, Klientinnen oder Auftraggeber korrespondiert. Gender-ExpertInnen sind nicht nur idealtypisch, sondern ‚wirklich' zu WissensarbeiterInnen geworden. Die Annahme, sie würden – und sei es stellvertretend – Gleichstellungspolitik betreiben, stammt aus der Gründungszeit der Frauenforschung und Frauenpolitik. Und das ist lange her.

Literaturverzeichnis

Andresen, Sünne & Dölling, Irene. (2005). Umbau des Geschlechterwissens von Reformakteurinnen durch Gender Mainstreaming? In Ute Behning & Birgit Sauer (Hrsg.), *Was bewirkt Gender-Mainstreaming? Evaluierung durch Policy-Analysen* (S. 171-187). Frankfurt a. M./New York: Campus

Beck, Ulrich & Bonß, Wolfgang. (1989). Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Sozialwissenschaft und Praxis. In Ulrich Beck & Wolfgang Bonß (Hrsg.), *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens* (S. 7-45). Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Bereswill, Mechthild. (2004). „Gender" als neue Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik. In Michael Meuser & Claudia Neusüß (Hrsg.), *Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente* (S. 52-70). Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung

Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: S. Fischer

Dölling, Irene. (2003). Das Geschlechter-Wissen der Akteur/e/innen. In Sünne Andresen; Irene Dölling & Christoph Kimmerle (Hrsg.), *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren* (S. 113-165). Opladen: Leske + Budrich

Frey, Regina et al. (2005). *Gender-Manifest. Plädoyer für eine kritisch-reflektierte Praxis in der genderorientierten Bildung und Beratung*. Berlin. Zugriff am 22.11.2009 unter www.gender-mainstreaming.org

Gildemeister, Regine. (2005a). Geschlechtliche Kategorisierung und Gleichstellungsnorm: Tücken der Gleichzeitigkeit. In Maria Funder et al. (Hrsg.), *Jenseits der Geschlechterdifferenz? Geschlechterverhältnisse in der Informations- und Wissensgesellschaft* (S. 59-76). München / Mering: Rainer Hampp Verlag

Gildemeister, Regine (2005b): Gleichheitssemantik und die Praxis der Differenzierung: Wann und wie aus Unterscheidungen Unterschiede werden. In Ulrike Vogel (Hrsg.), *Was ist weiblich? Was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften* (S. 71-88). Bielefeld: Kleine

Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika. (Hrsg.). (2007). *Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen*. Münster: Westfälisches Dampfboot

Hagemann-White, Carol. (1984). *Sozialisation: weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich

Haraway, Donna. (1995a). Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln. In Barbara Orland & Elvira Scheich (Hrsg.), *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften* (S. 136-202). Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Haraway, Donna. (1995b). Im Streit um die Natur der Primaten. Auftritt der Töchter im Feld des Jägers 1960-1980. In Donna Haraway, *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen* (S. 123-159). Frankfurt a. M./New York: Campus

Hark, Sabine. (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Hirschauer, Stefan. (1996). Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In Christiane Eifert et al. (Hrsg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel* (S. 240-256). Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Hitzler, Ronald; Honer, Anne & Maeder, Christoph H. (Hrsg.). (1994). *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag

Hitzler, Ronald. (1994). Wissen und Wesen des Experten. Ein Annäherungsversuch – zur Einleitung. In Ronald Hitzler; Anne Honer & Christoph H. Maeder (Hrsg.), *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit* (S. 13-30). Opladen: Westdeutscher Verlag

Hitzler, Ronald. (1998). Reflexive Kompetenz – Zur Genese und Bedeutung von Expertenwissen jenseits des Professionalismus. In Wolfgang K. Schulz (Hrsg.), *Expertenwissen. Soziologische, psychologische und pädagogische Perspektiven* (S. 33-47). Opladen: Leske + Budrich

Kahlert, Heike. (2005). Beratung zur Emanzipation? Gender Mainstreaming unter dem Vorzeichen des New Public Management. In Ute Behning & Birgit Sauer (Hrsg.), *Was bewirkt Gender-Mainstreaming? Evaluierung durch Policy-Analysen* (S. 45-62). Frankfurt a. M./ New York: Campus

Kaufmann, Jean-Claude. (1994). *Schmutzige Wäsche. Die eheliche Konstruktion von Alltag*. Konstanz: UVK

Koppetsch, Cornelia & Burkart, Günter. (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich*. Konstanz: UVK

Kessler, Suzanne J. & McKenna, Wendy. (1978). *Gender. An Ethnomethodological Approach*. Chicago: The University of Chicago Press

Metz-Göckel, Sigrid. (1989). Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen. In Ursula Beer (Hrsg.), *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik* (S. 25-57). Bielefeld: AJZ-Verlag

Meuser, Michael. (2005). Organisationsveränderung durch Geschlechterpolitik? In Dorothea Lüdke et al. (Hrsg.), *Kompetenz und/oder Zuständigkeit. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis* (S. 147-162). Wiesbaden: VS Verlag

Pfadenhauer, Michaela. (2003). *Professionalität. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz*. Opladen: Leske + Budrich

Ridgeway, Cecilia L. (2001). Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 250-275), Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Schimank, Uwe. (2006). Rationalitätsfiktionen in der Entscheidungsgesellschaft. In Dirk Tänzler; Hubert Knoblauch & Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Zur Kritik der Wissensgesellschaft* (S. 57-81). Konstanz: UVK

Schütz, Alfred. (1972). Der gut informierte Bürger. Ein Versuch über die soziale Verteilung des Wissens. In Alfred Stern, *Gesammelte Aufsätze II: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 85-101). Den Haag: Martinus Nijhoff

Scott, Joan W. (2001). Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In Claudia Honegger & Caroline Arni (Hrsg.), *Gender – die Tücken einer Kategorie* (S. 39-63). Zürich: Chronos

Sprondel, Walter M. (1979). „Experte" und „Laie": Zur Entwicklung von Typenbegriffen in der Wissenssoziologie. In Walter M. Sprondel & Richard Grathoff (Hrsg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften* (S. 140-154). Stuttgart: Enke

Stehr, Nico. (1994). *Arbeit, Eigentum, Wissen. Zur Theorie der Wissensgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Stehr, Nico. (1998). Wissensberufe. In Wolfgang K. Schulz (Hrsg.), *Expertenwissen. Soziologische, psychologische und pädagogische Perspektiven* (S. 17-31). Opladen: Westdeutscher Verlag

Wetterer, Angelika. (1995). Musterschülerinnen der Aufklärung? Feministische Theoretikerinnen auf der Suche nach dem Anfang. *Soziologische Revue 18* (3), 332-342.

Wetterer, Angelika. (2002). *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work" in theoretischer und historischer Perspektive.* Konstanz: UVK

Wetterer, Angelika. (2003). Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 286-319). Münster: Westfälisches Dampfboot

Wetterer, Angelika. (2006). Ordentlich in Unordnung? Widersprüche im sozialen Wandel der Geschlechterverhältnisse. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie,* 4, 5-22.

Wetterer, Angelika. (2008a). Geschlechterwissen & soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Geschlechterwissen & soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge* (S. 39-63). Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer Verlag

Wetterer, Angelika. (2008b). Geschlechterwissen: Zur Geschichte eines neuen Begriffs. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Geschlechterwissen & soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge* (S. 13-36). Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer Verlag

Zur Person

Angelika Wetterer, Prof. Dr. phil., Professorin für die „Soziologie der Geschlechterverhältnisse" und Leiterin des Bereichs „Geschlechtersoziologie & Gender Studies" am Institut für Soziologie der Karl-Franzens-Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte: Professionalisierung, Arbeitsteilung und Geschlecht; soziale und diskursive Medien der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion, feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie; Modernisierungsprozesse im Geschlechterverhältnis; Geschlechterwissen und soziale Praxis
Kontakt: Universität Graz, Institut für Soziologie, Strassoldogasse 10, A 8010 Graz
E-Mail: angelika.wetterer@uni-graz.at

Heinz-Jürgen Voß

Das differenzierte Geschlechterverständnis der Antike

Zusammenfassung

Im Beitrag werden die gesellschaftlichen Bedeutungen von Geschlecht in antiken Gesellschaften beschrieben und die differenzierten naturphilosophischen Geschlechtertheorien herausgearbeitet. Dabei wird die verbreitete Annahme – die auf Betrachtungen von Thomas Laqueur zurückgeht – zurückgewiesen, dass für diese Beschreibungen von einem homogenen Modell, sei es ein „Ein-" oder ein „Zweigeschlechtermodell", gesprochen werden kann. Es wird angeregt, Differenziertheit wahrzunehmen und ausgehend von dieser deutlich zu machen, dass auch naturphilosophische sowie biologische und medizinische Geschlechtertheorien als gesellschaftlich eingebunden und hergestellt betrachtet werden müssen.

Schlüsselwörter
Geschlecht, Antike, Naturphilosophie, Biologie, Medizin, Eingeschlechtermodell, Zweigeschlechtermodell

Summary

The differentiated understanding of gender/sex in the ancient world

The article describes the social importance of gender in ancient societies and elaborates the differentiated gender theories of natural philosophy. In doing so, it rejects the common suggestion, which traces back to views of Thomas Laqueur, that these descriptions show a homogeneous model, if "One-" or a "Two-Gender-Model". It encourages a more differentiated perception that makes clear that gender theories of natural philosophy as well as biology and medicine, are embedded and constructed in certain social contexts.

Keywords
sex, gender, ancient natural philosophy, biology, medicine, one-gender-model, two-gender-model

1 Einleitung

Thomas Laqueur beschrieb mit dem Begriff „Eingeschlechtermodell" in seinem Buch „Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud" (Laqueur 1990/2003; vgl. Laqueur 1986) das naturphilosophische, biologische und medizinische Geschlechterverständnis der Antike. Ein uns geläufiges ‚Zweigeschlechtermodell', das anatomisch und physiologisch Mann und Frau voneinander unterscheidet, habe sich erst seit der Aufklärung entwickelt. In antiken Gesellschaften seien Geschlechterrollen gesellschaftlich binär bestimmt gewesen. Hingegen sei die Ansicht vorherrschend gewesen, dass es physiologisch und anatomisch nur ein Modell des Menschen gebe, das sich durch den Grad an Vollkommenheit differenziere: der Mann als Modell des Menschen schlechthin, die Frau als unvollkommene Version des Menschen/Mannes. Dieser Ansicht vermochte Laqueur von der Antike bis in die Renais-

sance nachzuspüren und sie dezidiert von dem ‚Zweigeschlechtermodell' unserer Zeit zu unterscheiden.[1]

Damit leistete Laqueur einen wichtigen Beitrag, biologische und medizinische Auffassungen über Geschlecht historisch als gesellschaftsabhängig auszuweisen, und lieferte weiteres Argumentationsmaterial, um auch ‚Erkenntnisse' moderner biologischer und medizinischer Wissenschaften als gesellschaftlich geprägt herauszustellen. Entsprechend häufig wurde diese These aufgegriffen und – meist in wissenschaftlichen Beiträgen zum modernen biologischen und medizinischen Geschlechterverständnis – ein kurzer Abschnitt der Antike und ihrem Fortwirken bis in das 17./18. Jahrhundert u. Z. gewidmet.

Katherine Park und Robert A. Nye (1991) sowie Michael Stolberg (2003) legten dar, dass es bereits im 16. Jahrhundert u. Z., deutlich zweigeschlechtliche Unterscheidungen gegeben habe. Park und Nye kritisierten die homogenisierende Herangehensweise von Laqueur, der über eine lange und starken Änderungen unterworfene Periode ein konsistentes Geschlechtermodell festzuschreiben suchte. Sie führten aus, dass es Laqueur bei einer intensiveren Auseinandersetzung mit den Quellen möglich gewesen wäre festzustellen, dass es weder in Aristoteles' noch in Galenos' Schriften ein ‚Eingeschlechtermodell' im von Laqueur ausgeführten Sinne gegeben habe (vgl. auch Grundmann 2006).

In diesem Artikel[2] wird aufgezeigt – hierzu wurde Sekundärliteratur aus den Geschichtswissenschaften gesichtet und neu kontextualisiert und es wurden punktuell Primärquellen in deutsch- oder englischsprachiger Übersetzung hinzugezogen –, dass antike naturphilosophische Geschlechterauffassungen nicht homogen waren und dass sie – eng eingewoben in gesellschaftliche ‚Gegebenheiten' – Argumente für (gesellschaftliche) Benachteiligungen und Ausschlüsse von Frauen lieferten. Diese Argumente beschränkten sich nicht auf eine bloße Beschreibung von ‚Unvollkommenheit' der Frau gegenüber dem als vollkommen betrachteten Modell Mann (als Mensch). Vielmehr bildete bei einigen Gelehrten das physiologische Element ‚Hitze' den ersten Ansatzpunkt, um weitgehende binäre Geschlechterdifferenzen in physiologischer, physischer und psychischer Hinsicht abzuleiten. Es wird damit anhand antiker naturphilosophischer Beschreibungen gezeigt, dass der Begriff ‚Eingeschlechtermodell' – aber auch der Begriff ‚Zweigeschlechtermodell' – nicht den differenzierten antiken naturphilosophischen Geschlechterbeschreibungen gerecht wird. Auf die begrifflichen Zuspitzungen ‚Eingeschlechtermodell' und ‚Zweigeschlechtermodell' sollte verzichtet werden, stattdessen die Geschlechtertheorien verschiedener AutorInnen dezidiert dargestellt werden. Dann wird besser und differenziert deutlich, in welchen anatomischen und physiologischen Merkmalen Naturphilosophen geschlechtlich ‚Differenz' und ‚Gleichheit'[3] beschrieben.

1 Analoge Gedanken finden sich u. a. bei: Schiebinger 1993 (1989): 229-273; Honegger 1991: 179-181. Die Zuordnung ‚Zweigeschlechtermodell' für Geschlechterbetrachtungen ‚moderner' biologisch-medizinischer Wissenschaften ist zu einfach. Vielmehr finden sich gerade in den Beschreibungen von Genitalien um 1800 und im 19. Jahrhundert nicht selten Ausführungen, dass ‚weibliche' und ‚männliche' Genitalien über einen gemeinsamen Ursprung verfügten, dass sie auch in ‚ausgewachsenem' Zustand einander ‚homolog' seien. Heute ist eine solche Auffassung in der Entwicklungsbiologie prominent.

2 Dieser Artikel geht auf Recherchen im Rahmen meiner Dissertation zurück (Arbeitstitel: „Geschlechterdekonstruktion aus biologisch-medizinischer Perspektive"), die im Juni 2009 abgeschlossen wurde und im ersten Halbjahr 2010 im Transcript-Verlag erscheinen wird.

3 ‚Differenz' und ‚Gleichheit' werden in diesem Aufsatz folgendermaßen verwendet: ‚Differenz' verweist auf Unterschiede, die zwischen mindestens zwei MerkmalsträgerInnen oder Merkmals-

Antike naturphilosophische Betrachtungen über Geschlecht können als ein Beispiel herangezogen werden, dass naturphilosophische und biologisch-medizinische Vorstellungen von Geschlecht als in gesellschaftliche Kontexte eingebunden – als gesellschaftlich ‚gemacht' – konzipiert werden müssen. Dieser Beitrag soll dazu anregen, diese gesellschaftliche Kontextualität und die Differenziertheit naturphilosophischer und biologisch-medizinischer Geschlechtermodelle zu erkennen. Mit einer solchen Reflektion wird gleichfalls der Blick geschärft, um auch der gesellschaftlichen Herstellung von ‚Geschlecht' in den modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften gewahr werden zu können.[4] Vorangestellt werden nun zunächst kurze Betrachtungen zur gesellschaftlichen Bedeutung von Geschlecht in antiken Gesellschaften.

2 Binarität gesellschaftlicher Geschlechterrollen der griechisch-römischen Antike[5]

Soziale Klassifikationen der Bewohnerinnen[6] der Poleis[7] stützten sich hauptsächlich auf deren Landbesitz, Herkunft, Geschlecht und Alter. Der Status von ‚Vollbürgern' beschränkte sich in vielen Poleis auf einen kleinen Kreis von vermögenden (d. h. Grund besitzenden) Männern. Diese Männer besaßen das Bürgerrecht. Davon abgesetzt gab es die Gruppe der weniger wohlhabenden und mit weniger Rechten bedachten abhängigen ‚freien Männer', die über kein eigenes Landlos verfügten, auf dem Land Besitzender tätig und gegenüber diesen abgabenpflichtig waren. Erfüllten sie ihre Abgabenpflichten nicht, so wurden sie, ihre Ehefrauen und Kinder selbst pfändbar. Von Bürgerrechten und einer politischen Mitsprache ausgeschlossen waren Kinder, Frauen, Metökinnen (Fremde) und Sklavinnen (Sklavinnen waren vollkommen rechtlos).[8] In der athenischen

trägerInnengruppen beschrieben werden. ‚Gleichheit' wird in einem deskriptiven Sinne verwendet – Unterschiede sind nicht bedeutsam genug sind, um von eigentlicher ‚Differenz' auszugehen. Stattdessen können andere – verbindende, gemeinsame – Merkmale betont werden und kann so die ‚Gleichheit' mehrerer MerkmalsträgerInnen oder MerkmalsträgerInnengruppen begründet werden.

4 Explizit sei darauf hingewiesen, dass hiermit eine Auftrennung in ‚sex' und ‚gender' hinfällig wird. Auch die Betrachtungen zu ‚sex' werden als gesellschaftlich hergestellt herausgearbeitet, sodass auch das, was über ‚sex' ausgesagt wird, Bestandteil gesellschaftlicher Deutung ist. Folglich müssen auch Beschreibungen zu dem biologischen Geschlecht ‚sex' dem gesellschaftlichen/sozialen Geschlecht ‚gender' zugerechnet werden.

5 Die Betrachtungen der gesellschaftlichen Bedeutung von Geschlecht in antiken griechisch-römischen Gesellschaften erfolgen hier summarisch, wenige Differenzierungen werden für Athen, Gortyn, Sparta und die römische Antike vorgenommen. Als gute einführende Arbeiten hierzu und insbesondere zur Situation von Frauen in antiken griechisch-römischen Gesellschaften werden empfohlen: Duby et al. 1993 (1990); Pomeroy 1995 (1975); Powell 1997 (1987); Patterson 1998; Hartmann 2007.

6 In diesem Aufsatz werden verallgemeinernde geschlechtsspezifische Bezeichnungen stets weiblich genutzt, sobald sich eine (sozialisierte) Frau in der betrachteten Personengruppe befindet. Damit wird ein Mittelweg zwischen berechtigter feministischer Sprachkritik und, bei Verwendung ausschließlich weiblicher Bezeichnungen für Menschen aller Geschlechter, ggf. entstehender Assoziation von Geschlechteregalität beschritten (vgl. Pusch 1984).

7 Die Poleis stellten kleine, unabhängige, sich selbst regierende Stadtstaaten im antiken Mittelmeerraum dar.

8 Sklavinnen waren Eigentum. Mit ihnen konnte weitgehend nach Belieben umgegangen werden. Sklavinnen mussten im Haus, auf den Feldern, in Bergwerken etc. arbeiten, konnten vom Besitzer*

Polis wurden nach anhaltenden Unruhen mit den Reformen von Solon (athen. Politiker, 640–560 v. u. Z.) und Kleisthenes (athen. Politiker, Ende des 6. Jh. v. u. Z.) die Bürgerrechte auf alle ‚freien Männer' ausgedehnt – Kinder, Frauen, Metökinnen und Sklavinnen blieben weiterhin ausgeschlossen (voll entfaltete Sklavenhalterdemokratie) (vgl. Leduc 1993: 314; Pomeroy 1975/1995: 57). Im Gegensatz zu Athen behielten andere Poleis, wie beispielsweise Gortyn, die alte Rechtsordnung weitgehend bei: Landbesitz begründete den Bürgerstatus (für Männer) (vgl. Leduc 1993). Frauen waren in der öffentlich-politischen Sphäre nicht vertreten und blieben in der Regel auf das Hauswesen und auf die Reproduktionsarbeit beschränkt. Frauen standen grundsätzlich unter der Vormundschaft und der vollständigen ökonomischen Abhängigkeit eines Mannes (des Ehemannes, Vaters oder Bruders).[9] Das römische Rechtssystem gestattete es Frauen, in einem beschränkten Umfang Land zu besitzen, zu erben und zu vererben, am Warenverkehr teilzunehmen, sowie juristische Angelegenheiten, die die eigene Person betrafen, selbst wahrzunehmen. Auch wurden Frauen ‚Bürgerinnen', wenngleich der Status als ‚Bürgerin' keine politische Mitsprache beinhaltete und grundsätzlich weiterhin die Vormundschaft des Vaters, Bruders bzw. Ehemannes festschrieb (also explizit vom Status des männlichen ‚Bürgers' zu unterscheiden ist). Die Rechte des ‚pater familias' (patriarchalisches Familienoberhaupt: Ehemann bzw. Vater) waren in der römischen Gesellschaft, verglichen mit dessen Stellung im antiken Griechenland, größer (vgl. u. a. Thomas 1993: 165-168; Pomeroy 1975/1995: 150-162).

Die Ehe stellte in der griechisch-römischen Antike ein bedeutendes soziales, nur zum Teil legislatives Moment dar,[10] das seine wesentliche Funktion in der Erzeugung legitimen Nachwuchses fand und dazu diente, den Reichtum der Familien der oberen

verkauft werden und mussten ihrem Besitzer auch sexuelle Dienste leisten. Menschen freier Abstammung, die durch Schulden in die Sklaverei geraten waren, waren vor ausufernder physischer Gewalt des Besitzers teilweise geschützt (vgl. u. a. Greenidge 1958; Finley 1994 (1960); Hartmann 2007: 90-103). *(Es wird die männliche Bezeichnung verwendet, weil der Mann/Bürger als Vorstand des Hauses und damit als Besitzer von Sklavinnen galt, obgleich auch Frauen von der Arbeit von Sklavinnen profitierten und einige ‚ihre' Sklavinnen schikanierten.)

9 Vgl. Leduc 1993; Lerner 1995 (1986): 250-262; Pomeroy 1995 (1975): 35-42, 57-65, 74, 79-92; Lefkowitz 1995 (1986): 89-93. Ausnahmen: Frauen waren als Priesterinnen männlichen Priestern weitgehend gleichgestellt, allerdings wurden sie ausschließlich von Bürgern (Männern) gewählt (vgl. für Frauen in der griechischen und römischen Religion: Zaidmann 1993: 376ff; Scheid 1993: 417ff; Pomeroy 1995 (1975): 75-78, 205-226; Hartmann, 2007: 53-63, 124-130). Für Frauen in Sparta ergaben sich durch eine weitgehend militärische Organisation der männlichen Bevölkerung einige Freiheiten (vgl. Pomeroy 1995 (1975): 35-39; Patterson 1998: 73-78; Hartmann 2007: 38-52). Frauen der unteren Schichten, die aufgrund wirtschaftlicher Zwänge in den Tätigkeitsbereich ihrer Männer (beispielsweise Handel oder Landwirtschaft) einbezogen waren, waren in der Öffentlichkeit sichtbar (vgl. Cohen 1991/1994: 70-97, 150-54; Lefkowitz 1995 (1986): 94; Pomeroy 1995 (1975): 190-204; Hartmann 2007: 71f.). Frauen, die einen Bruder hatten, wurden in Gortyn mit Heirat Herrin über sich selbst – im Fall von Scheidung oder Tod des Ehemannes gewannen Vater oder Bruder keine Autorität mehr über sie (vgl. Leduc 1993: 287f.).

10 Im Athen der klassischen Zeit waren Heirat und Ehe nicht per Gesetz definiert oder geregelt. Ehen wurden weder zertifiziert noch registriert. Gesetze regelten lediglich einige Teilbereiche ehelicher Beziehungen, wie beispielsweise Erbfragen. Öffentlich wurden Ehen durch Verlobung und die Anwesenheit von Verwandten, Freundinnen und Nachbarn bei der Hochzeitszeremonie (vgl. Foucault 1989b (1984): 98-109; Patterson 1998: 108-114; Hartmann 2002: 46-51, 76-97, 130f.; Hartmann 2007: 67). Im römischen Rechtssystem wurde das legislative Moment bei Ehen erheblich erweitert, sie blieben aber weiterhin in erster Linie eine soziale Angelegenheit (vgl. Foucault 1989b: 98-109; Hartmann 2007: 134f.).

Klassen zu mehren (vgl. für das klassische und hellenistische Athen Leduc 1993; Pomeroy 1975/1995; Hartmann 2002: 99-105; für die römische Gesellschaft Hartmann 2007: 136, 138f.). Die entscheidende Gewalt innerhalb der Ehe hatte der Ehemann. Er war Vormund der Ehefrau und der Kinder und hatte in allen Fragen, die Besitz und Familie betrafen, letzte und meist alleinige Entscheidungsbefugnis. Die Rolle der Ehefrauen erschöpfte sich nahezu vollständig im Haushalt und bei der Kinderbetreuung. Ihrer Zeugungsleistung wurde besondere Aufmerksamkeit gezollt und ihre außereheliche Keuschheit erfuhr besondere gesellschaftliche Anstrengungen. Hingegen wurde von nicht verheirateten Frauen (Konkubinen, Hetären, Sklavinnen) erwartet, dass sie der Befriedigung sexueller Bedürfnisse freier Männer dienten und auf deren Besitztümern arbeiteten (vgl. u. a. Foucault 1984/1989a: 181-193; Foucault 1984/1989b: 191-214; Leduc 1993: 304; Pomeroy1975/1995: 88-92; Hartmann 2002: 133-235; Hartmann 2007: 90-103).

Der ‚freie Mann' oder ‚Bürger' (Mann) galt in der Antike als vollkommenes Modell des Menschen, deutlich abgegrenzt auch von der ‚freien Frau' oder ‚Bürgerin' (Frau). Die Frau galt aufgrund der ihr zugeschriebenen körperlichen Konstitution und Inferiorität als minderwertig gegenüber dem Mann. Davon ausgehend wurde Frauen mangelnde geistige Leistungsfähigkeit und Empfänglichkeit gegenüber Sex- und Alkoholexzessen zugeschrieben. Die Minderwertigkeit galt als angeboren und unabänderlich, mit ihr wurden die Rechtsunfähigkeit der Frau und die dauerhafte Notwendigkeit eines männlichen Vormundes begründet. Entsprechend ihrer ‚geführten' Rolle in der Gesellschaft galt die Frau als passiv, was sich auch auf den (heterosexuell-penetrierenden) Sexualverkehr erstreckte. Eine aktive Rolle der Frauen, etwa durch Dominanz im Hausstand, zu viel Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit oder durch eine dominante Position im Sexualverkehr, wurde als schändlich betrachtet und bedrohte die ehrbare Position der ganzen Familie. Dem Mann hingegen drohte der Entzug der Bürgerrechte, wenn er Haus und Hauskinder (Frauen, Kinder, Sklavinnen) nicht beherrschte, eigene Bedürfnisse (Essen, Trinken, Leidenschaft, Sexualität, Schlaf) nicht kontrollierte, zu wenig Zeit in der Öffentlichkeit zubrachte, passive Rollen im Sexualverkehr einnahm oder effimiert wirkte (vgl. zur Rolle von Aktivität/Passivität u. a. Hallett 1997; Brooten 1996; Foucault 1984/1989a; Dover 1978; Karras 2000).

Geschlechtlich mehrdeutige Kinder wurden in der griechischen und römischen Antike als Unheil bringend und Furcht erregend betrachtet. Hermaphroditen wurden im Kindesalter ausgesetzt oder ertränkt. Im Gegensatz dazu stand ein religiöser Kult, in dem Hermaphroditos, einem mystischen zwittrigen Wesen, Ehrerbietung entgegengebracht wurde (vgl. u. a. Delcourt 1956/1961: 43-67; Thomas 1993: 108; Brisson/Lloyd 2002: 7-40, 72-114). In der römischen Antike traten rechtliche Aspekte stärker hervor, die, sofern Rechte Dritter betroffen waren (beispielsweise bei Eheschließungen, Erbe, Aufnahme eines Testaments), bei geschlechtlicher Mehrdeutigkeit die Feststellung des vorherrschenden – weiblichen *oder* männlichen – Geschlechts verlangten (vgl. Thomas 1993: 107, 151; Wacke 1989: 879-881; Duncker 2003: 261).

3 Naturphilosophische Geschlechterbetrachtungen

Die Zeugung von (legitimem) Nachwuchs war für zahlreiche Naturphilosophen der Ausgangspunkt der Beschäftigungen mit Geschlecht. Die Reproduktion und Ratschläge zu einer reproduktiven Sexualität bildeten den Inhalt zahlreicher Schriften. Um die Legitimität geborener Kinder nachzuweisen, wurde deren Ähnlichkeit zu den (vermeintlichen) Eltern festgestellt. Grundlage dafür waren Aussagen über die Vererbung äußerlicher Merkmale. Die gesellschaftliche Geschlechterhierarchie führte zu Auffassungen, die den Beitrag der Frau zu Zeugung und Vererbung problematisierten und ihre Konstitution als minderwertig, aber auch als Sondernatur gegenüber der des Mannes auswiesen.[11] Ob der Mann Samen habe, stand nicht zur Debatte – der Samen der Frau wurde hingegen exzessiv diskutiert. Ausschließlich von Männern sind Schriften überliefert, die uns Kenntnisse von antiken Ansichten über Zeugung, Vererbung und Geschlecht geben. Wurden einmal die Gedanken von Frauen angeführt (bspw. bei Plinius (23–79 u. Z.), so nur, um ihre Aussagen sogleich als unhaltbar nachzuweisen (vgl. Richlin 1997).

3.1 Exzess und Keuschheit

Bereits in den hippokratischen Schriften (4. Jh. v. u. Z.–1. Jh. u. Z.)[12] wurden Ratschläge für das (gegengeschlechtliche) Sexualleben von Frauen gegeben. Nicht-vollzogener (gegengeschlechtlicher penetrierender) Sexualverkehr galt für Frauen als krankheitsverursachend. Frauen galten als anfälliger für Krankheiten, wenn sie noch kein Kind zur Welt gebracht hatten. Schließlich wurde auch das Glücksgefühl der Frau bei (gegengeschlechtlichem penetrierendem) Sexualverkehr an das des Mannes gebunden. Nur wenn der ‚Samenerguss' der Frau zum gleichen Zeitpunkt wie der des Mannes erfolge, erlebe sie ein dem Mann entsprechendes Glücksgefühl.[13] Humoralbiologie[14] und Diätetik nahmen in den hippokratischen Schriften einen besonderen Stellenwert ein und betrafen auch das Sexualleben, sowohl der Frau als auch des Mannes (vgl. Lefkowitz/Fant 1992: 230-243; Hanson 1990: 314-320; Hanson 1991: 256-259; Dean-Jones 1992; Dean-Jones 1994: 65-77, 110-147; Föllinger 1996: 23-34; King 1998: 27-39, 188-204, 205-222; Flemming 2000: 114-120). Daran anknüpfend wurden bei Medizinern der römischen Antike Debatten um ein ‚maßvolles' Sexualleben intensiviert. Während bei Frauen regelmäßiger, wenn auch nicht zu häufiger (gegengeschlechtlicher penetrie-

11 Vgl. für einen Einstieg in antike naturphilosophische Betrachtungen von Geschlecht: Lesky 1950; Horowitz 1976; King 1998; Flemming 2000. Honegger (1991) verwendete den Begriff ‚Sonderanthropologie' für ‚moderne' Geschlechterbetrachtungen, die Honegger ab Mitte/Ende des 18. Jahrhunderts ansetzte – in Anlehnung hieran und in Kritik der Abgrenzung wird hier der Begriff ‚Sondernatur' für einige antike Beschreibungen verwendet.

12 Den Namen von Hippokrates von Kós (Mediziner, um 460–370 v. u. Z. tragen mindestens 60 Schriften (Corpus Hippocraticum, hippokratische Schriften) aus dem Zeitraum vom 4. Jahrhundert v. u. Z. bis zum 1. Jahrhundert u. Z. Meist ist deren Urheberschaft nicht geklärt.

13 Vgl. die hippokratischen Schriften De his quae ad uirgines spectant (lat. Über die Krankheiten von jungen Mädchen/Jungfrauen); De Genitura (lat. Über die Zeugung); De Morbis Mulierum (lat. Über die Krankheiten der Frauen).

14 Nach der Humoralbiologie (Säftelehre) befänden sich die vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle (bzw. Blut, Schleim, Galle und Wasser) bei Gesundheit im Körper im Gleichgewicht. Die Humoralbiologie bildete einen wichtigen Bestandteil medizinischer Behandlungen von Krankheiten und in Diskursen um ‚die Sorge um den Körper'.

render) Sexualverkehr als förderlich für die Menstruation und die gesamte Gesundheit galt, wurde männlicher (aktiv-penetrierender) Sexualverkehr vor dem Hintergrund von Auszehrung und Schwächung des Körpers diskutiert. Gleichwohl wurde er in Maßen als notwendig zur Befriedigung und zum Ausstoß von Samen angenommen (vgl. Rousselle 1989 (1983): 14-38, 91-110; Hanson 1990: 312; Hanson 1991: 260, 266f; Stahlmann 1997: 92-99).

3.2 Eine Frage des Samens

Die hippokratischen Schriften debattierten auch den ‚Samenerguss' der Frau. Für beide Geschlechter wurde ein (weitgehend gleicher) Samenbeitrag zur Zeugung beschrieben (Zweisamenlehre). Mann und Frau hätten gleichermaßen ‚stärkeren' und ‚schwächeren' Samen, wobei ‚stärkerer' Samen ein männliches, ‚schwächerer' Samen ein weibliches Kind bewirke. Seien die Quantitäten von beiden Samenarten gleich, so entstehe ein hermaphroditisches Kind (vgl. Kollesch/Nickel 1981: 75f; Lesky 1950: 81f; Boylan 1984: 87-92; Lefkowitz/Fant 1992: 231f; Dean-Jones 1994: 160-162; Föllinger 1996: 42-44). Neben dieser geschlechtsspezifischen Verknüpfung (Schwäche: Tochter, Stärke: Sohn) wurde die Gleichheit des Samens weiter erodiert, indem in der hippokratischen Schrift *De Uictus Ratione* (lat. Über die Regelung der Lebensweise) ausgeführt wurde, dass es sehr wohl einen Unterschied mache, von welchem Geschlecht welcher Samen beigetragen werde, u. a. in folgender Passage:

„Wenn aber vom Manne Weibliches, von der Frau Männliches abgesondert wird und das Weibliche überwiegt, so wächst es auf die selbe Weise, und diese werden frecher als die vorigen und werden Mannweiber genannt." (Hippokrates: 296f.; vgl. Dean-Jones 1994: 168-170)

Ebenfalls Anhänger von Theorien, die bei Mann *und* Frau Samen ausführten, waren Alkmaion von Kroton (um 500 v. u. Z.), Hippon von Metapontum (im 5. Jh. v. u. Z.), Empedokles von Akragas (ca. 495–435 v. u. Z.), Parmenides von Elea (um 540–480 v. u. Z.), Leukippos von Milet (oder von Abdera, um 460 v. u. Z.) und Demokritos von Abdera (460–371 v. u. Z.). Sie erachteten allerdings die Gleichheit des männlichen und des weiblichen Samens als nicht so weitreichend, wie in den hippokratischen Schriften beschrieben (vgl. für einen Überblick Lesky 1950). Später folgte Galenos von Pergamon (129–199 u. Z.) der hippokratischen Zweisamenlehre, bei Einschränkung der Qualität des weiblichen Samens.

Aristoteles (384–322 v. u. Z.) folgte den Ausführungen von Diogenes von Apollonia (499/98–428/27 v. u. Z.), der der Frau einen Samenbeitrag zur Zeugung aberkannt hatte (Einsamenlehre). Diogenes betrachtete Pneuma (die Luft) als Grundlage aller Dinge. Der Samen (des Mannes) leite sich vom Blut her (‚hämatogene Samenlehre'),[15] das sich mit Pneuma mische. Somit sei der Samen ‚warm' und ‚schaumig' und werde durch die dem Mann innewohnende Wärme ausgeworfen (vgl. Lesky 1950: 122-124; Censorinus: Buch/Kapitel V 4). Aristoteles betonte (in Anlehnung an die ‚Wärmetheorie' von Empedokles) die ‚Hitze' als entscheidendes Element. Der Mann habe eine größere angeborene ‚Hitze' als die Frau, die es ihm ermögliche, das Blut bis zum vollendetsten

15 Diese Annahme stand im Gegensatz zu den vorgenannten Gelehrten, die den Samen (meist; und in unterschiedlichen Ausführungen) als von allen Körperteilen kommend erachteten.

Produkt – dem Samen – zu ‚kochen' (‚kochen' in Anlehnung an ‚Kochungsgrade der Sekrete' in der hippokratischen Medizin, um Krankheitsverläufe zu beschreiben). Der Frau sei es grundsätzlich, Männern dagegen lediglich bei Sonderbedingungen, wie Fettleibigkeit, Schwäche durch Krankheit oder Alter, nicht möglich, eine vollständige ‚Durchkochung' der Nahrung/des Blutes bis zum Samen zu vollziehen. Die Frau verfüge lediglich über eine Vorstufe des Samens im ‚Kochungsprozess': die Katamenien (diese entsprechen nach Aristoteles' Ausführungen dem Menstruationsblut). Die Katamenien würden erst beim (gegengeschlechtlichen penetrierenden) Sexualverkehr durch den Samen des Mannes ‚fertiggekocht'. Sie würden keine aktive Funktion bei Zeugung und Vererbung einnehmen, sondern lediglich zur Ernährung des Embryos beitragen und durch ‚Ausbremsung' des männlichen Samens den Grad der Ähnlichkeit zum Mann (als vollkommenen Menschen) mindern (Aristoteles a: I 20; vgl. Lesky 1950: 133f.; Horowitz 1976: 192, 203; Boylan 1984: 96-99; Sissa 1993: 88f.; Tuana 1995: 203-212; Föllinger 1996: 133-138; Mayhew 2004: 54-68).

3.3 Vererbung von Merkmalen

Die Annahme nur eines Samens, der sich überdies vom Blut herleite, schlug sich auch in antiken Vererbungslehren nieder. Während in der Zweisamenlehre und der Pangenesislehre der Samen als sich von allen Körperteilen herleitend, als Extrakt aller Körperteile, beschrieben wurde, nahm Aristoteles nur den männlichen Samen als für die Vererbung bedeutend an und folgerte, dass es bei einer Herleitung des Samens von allen Körperteilen (des Mannes) keinen Samenbeitrag für die weibliche Gebärmutter gebe. Mit dieser Begründung betrachtete Aristoteles Blut als Ausgangssubstrat des Samens und übertrug die Vererbung aller körperlichen Merkmale auf den männlichen Samen. Die weiblichen Katamenien würden durch ihre ‚Feuchtigkeit' und ‚Kälte' in unterschiedlichen Graden die hitzige und bewegende Kraft des Samens ‚ausbremsen'. Je nach Grad der verbleibenden ‚bewegenden Kraft' des Samens entstünden Ähnlichkeiten zum Vater (Ähnlichkeit als grundlegendes Prinzip aristotelischer Philosophie für *Perfektion*, alles dem Bildenden Unähnliche stelle ‚Missbildung' dar). Der ‚Ausbremsung' durch die ‚Feuchtigkeit' und ‚Kälte' der Katamenien folgten Unähnlichkeiten. Bei vollständiger ‚Ausbremsung' entstünde die Frau. Als beeinflussend für die Qualität des Samens (‚hohe Qualität' für Durchsetzungsfähigkeit gegen die Katamenien) beschrieb Aristoteles die Lebensweise, das Lebensalter, die Windrichtung, Mondphasen und Jahreszeiten (Aristoteles a: IV 1, IV 3; vgl. Horowitz 1976: 199-203; Sissa 1993: 96f.; Föllinger 1996: 170-173).

Galenos knüpfte an anatomische Betrachtungen der alexandrinischen Medizin, insbesondere an die von Herophilos von Chalkedon (ca. 330/320–260/250 v. u. Z.), an. Herophilos hatte in seinen Studien ‚weibliche Hoden' (‚Ovarien' kannte man nicht) beschrieben, die mit Samenleitern in die Harnblase einmündeten. Auf dieser Erkenntnis aufbauend, folgte Herophilos der Einsamenlehre Aristoteles', da ein vermeintlicher weiblicher Samen somit der Bildung des Embryos in der Gebärmutter nicht zur Verfügung stünde (vgl. Kollesch/Nickel 1981: 25; Staden 1989: 165-169; King 1998: 38). Galenos beschrieb hingegen ein Einmünden der Samenleiter in die Gebärmutter und legte damit das Fundament, das es ihm ermöglichte, der hippokratischen Zweisamenlehre zu folgen

(vgl. Lesky 1950: 178f.; Kollesch 1987: 17-19; Bummel 1999: 71-74; Flemming 2000: 296-298). Die Zweisamenlehre verknüpfte Galenos mit der hämatogenen Samenlehre Aristoteles' und der empedoklischen Vorstellung der auf mangelnder ‚Hitze' basierenden Unvollkommenheit des weiblichen Samens: Die Frau habe ‚kälteren', ‚feuchteren' und ‚dünneren' Samen als der Mann (Galenos: XIV 6/7; vgl. Lesky 1950: 180f.; Preus 1977: 80-85; Kollesch/Nickel 1981: 25f.; Kollesch 1987: 22f.; Boylan 1984: 101).

Galenos Theorien zur Vererbung basierten auf Gedanken von Konkurrenz und Durchsetzung. Weiblicher und männlicher Samen würden miteinander konkurrieren und sich der Samen der besseren Qualität durchsetzen. Beim ‚Samenerguss' würde zunächst Samen besserer Qualität ausgestoßen, dem Samen ‚dünnerer', ‚schwächerer' und ‚feuchterer' Qualität folge. Entsprechend könne die Durchsetzung bei jedem körperlichen Merkmal geschlechtlich unterschiedlich erfolgen und könnten Ähnlichkeiten zu beiden Eltern entstehen (vgl. Lesky 1950: 190-193). Für die Vererbung des Geschlechts betrachtete Galenos zusätzlich die Herkunft des Samens aus der rechten oder linken Körperhälfte (‚Rechts-Links-Theorie' von Anaxagoras von Klazomenai (um 500–428 v. u. Z.) und Parmenides (vgl. Aristoteles a: IV 1; Censorinus: VI 8) als wesentlich, die er an die empedoklische ‚Wärmetheorie' (vgl. Censorinus: VI 7, VI 10; Aristoteles a: IV 1) koppelte. Links- und rechtsseitige Blutgefäße hätten nach Galenos unterschiedliche Ursprünge, sodass die linke Uteruskammer (Annahme eines zweikämmrigen Uterus) und der linke (weibliche und männliche) Hoden mit ungereinigterem und kälterem Blut als die entsprechenden Organe der rechten Körperseite versorgt würden. Folge sei bei Involvierung der linksseitigen Organe in die Ausbildung von Samen und Embryo ein weiblicher, bei Involvierung der rechtsseitigen Organe ein männlicher Embryo (Galenos: XIV 7; vgl. Lesky 1950: 183-186; Tuana 1995: 214f.; Flemming 2000: 310). Das knüpfte an ein in der Antike verbreitetes Verständnis der rechten Körperseite als ‚stärkere', ‚tauglichere' im Gegensatz zur linken ‚schwächeren' und ‚untauglicheren' an, wobei die rechte Körperseite mit ‚männlich', die linke mit ‚weiblich' in geschlechtsspezifischen Zusammenhang gebracht wurde.

3.4 Vergeschlechtlichte Körper

Das physiologische Element ‚Hitze' bildete den wichtigsten Ausgangspunkt der Naturphilosophien von Empedokles, der hippokratischen Schriften, von Aristoteles und von Galenos, um Geschlechterdifferenzen auszuführen.

Galenos brachte diese Naturphilosophie zur Vervollkommnung, indem er die Genitalien der Frau und des Mannes als äquivalent, jedoch aufgrund unterschiedlicher Temperierung als nach innen (bei der Frau) oder außen (beim Mann) gestülpt betrachtete. Die weiblichen Organe Vagina, Gebärmutterhals, (weibliche) Hoden, Samenleiter und Gebärmutter seien die nach innen gekehrten Entsprechungen der nach außen gewandten männlichen Organe Vorhaut, Penis, (männliche) Hoden, Samenleiter und Hodensack. Aufgrund größerer ‚Kälte' sei der Frau das Nach-außen-Kehren der Genitalien versagt, was dem Mann durch größere ‚Hitze' möglich sei und ihn als vollkommene Version des Menschen kennzeichne. Die Frau sei, in Abstufung zum Mann (als Menschen), unvollkommen (vgl. Galenos: XIV 5/6; vgl. Lefkowitz/Fant 1992: 243-246; Lesky 1950: 184f.; Tuana 1995: 212-215; Laqueur 1990/2003: 25ff.).

Besondere Bedeutung schrieb Galenos den (männlichen) Hoden zu, deren Entfernung bei männlichen Tieren und beim Mann die Ausbildung von körperlichen Merkmalen beeinflusse, womit keines von beiden Geschlechtern, sondern etwas Drittes entstünde (vgl. Lesky 1950: 182f.; Flemming 2000: 323f.). An anderer Stelle verwies Galenos hingegen auf die Ähnlichkeiten zwischen Eunuchen und Frauen (vgl. Flemming 2000: 350-356). Während Männer durch ungesunde Lebensweise in einen Zustand von ‚weiblicher Schwäche' verfallen könnten, führte Galenos die Möglichkeit für Frauen, ‚männliche Stärke' erlangen zu können, nicht auf. Stattdessen riet Galenos Frauen davon ab, Männern nachzueifern, da ihr Zustand für sie den Zustand von Gesundheit darstelle (vgl. Flemming 2000: 314-317).

Anatomische Geschlechtsunterschiede beschrieb Galenos für die Brust, die Blutgefäße und das Fleisch. Der Puls sei bei Männern vehementer als bei Frauen. Den Verknüpfungen der Gebärmutter mit Erkrankungen (wie es u. a. die hippokratischen Schriften *De Natura Muliebri, De Morbis Mulierum, De Locis in Homine*[16] und Aristoteles vollzogen hatten) folgte Galenos nicht, da er insbesondere für ein ‚Wanderungsverhalten' der Gebärmutter, das in den erwähnten Lehren mit Hysterie verknüpft wurde, keinen Platz im Körper sah. Krankheiten, die Galenos dennoch spezifisch Frauen zuschrieb, führte er hauptsächlich auf Störungen des Gleichgewichtes der Humoralen (beispielsweise durch Menstruationsstörungen) zurück (King 1998: 230-233, 333-340; Flemming 2000: 332-343).

Besondere Betrachtung erfuhr die Frau in mehreren hippokratischen Schriften: *De Natura Muliebri, De Morbis Mulierum, De Sterilibus*[17]*, De his quae ad uirgines spectant*. Entsprechende hippokratische Schriften über Männer sind nicht überliefert. Eine ‚Sondernatur' der Frau wurde in aller Deutlichkeit von Aristoteles ausgeführt (vgl. Aristoteles a: I 2, II 7, IV 1; Aristoteles b: I 13, I 14, I 17, III 1, VI 11, VII 2) und ausführlich von Soranos von Ephesos (um 100 u. Z.) in der Schrift *Gynaikeia* (lat. Gynäkologie) dargelegt (Soranos; vgl. Stahlmann 1997: 92-99).

4 Gesellschaftliche und naturphilosophische Geschlechtervorstellungen in enger Kooperation

In antiken naturphilosophischen Betrachtungen zu Geschlecht wurde, ausgehend von einem physiologischen Verständnis, Geschlechterdifferenz auf physische und psychische Merkmale übertragen. Während für Männer die Möglichkeit ausgeführt wurde, in ‚weibliche Schwäche' verfallen zu können, konnten Frauen den ‚superioren Zustand' des Mannes (als Menschen) nicht erlangen.

Deutlich wurde, dass sich zahlreiche Naturphilosophen an Diskussionen um Geschlecht beteiligten. Es gab ein breites Spektrum an vorgeschlagenen Konzepten für Zeugungs- und Vererbungsmechanismen, wie auch für die Konstitution ‚weiblicher' und ‚männlicher Körper'. Zu keiner Zeit kann man von dem Vorherrschen einer Theorie sprechen, vielmehr befanden sich die Theorien in reger Diskussion und Veränderung.

16 De Natura Muliebri (lat. Über die Natur der Frauen); De Locis in Homine (lat. Menschliche Anatomie).

17 De Sterilibus (lat. Über sterile Frauen).

Wesentliche Punkte der Diskussionen waren ‚Gleichheit' und ‚Differenz' von binär gedachten Geschlechtern. Die von Laqueur sehr ausführlich behandelten Theorien von Galenos machen bei eingehenderer Betrachtung diese *differenzierten* Diskussionen sehr deutlich. Galenos selbst formulierte ein Konzept, das die Frau als einen auf mangelnder ‚Hitze' basierenden ‚Mangelmenschen' im Gegensatz zur vollkommenen Version des Mannes (als Menschen) auswies. Galenos führte aber überdies spezifisch weibliche physiologische und physische Merkmale aus.

In der griechischen und römischen Antike wurden Ratschläge für das Sexualleben gegeben. In diesen drückten sich die gesellschaftlichen Vorstellungen von Mäßigung und Selbstbeherrschung aus. Sie halfen, (ehrbare) Frauen für (gegengeschlechtlichen penetrierenden) Sexualverkehr in einer patriarchalisch geprägten Gesellschaft verfügbar zu machen. Maßnahmen zur Empfängnisverhütung und zum Schwangerschaftsabbruch wurden empfohlen, um das Leben ehrbarer Frauen zu schützen, die nach römischem Recht (verwiesen sei u. a. auf die Ehegesetze des Augustus (röm. Politiker, 63 v. u. Z.–14 u. Z.), vgl. Richlin 1981: 379-382; Thomas 1993: 143; Rousselle 1989: 348; Pomeroy 1975/1995: 159-161) ihre Pflichten zur Zeugung familiärer Erben bzw. von ‚Staatsbürgern' erfüllt hatten.

In den antiken patriarchalischen Gesellschaften wurden – aufbauend auf naturphilosophisch zugeschriebener Konstitution, die für Frauen ‚Schwäche' in physiologischen, physischen und psychischen Belangen ausführte – Frauen als besonders anfällig für Dummheit, Vergnügungen (Exzesse) und Unehrlichkeit angesehen. Die Frauen zugeschriebene ‚Schwäche' wurde als Begründung herangezogen, um Frauen dauerhaft männlichen Vormündern zu unterstellen und sie vom politisch-öffentlichen Leben auszuschließen. Auch Platon (griech. Gelehrter, 427–347 v. u. Z.), der die beschränkten gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen thematisierte, Bildung für Frauen zur besseren Erziehung der Kinder forderte und Frauen auch bei der Wächtertätigkeit (politisches Amt) als gleichrangig ansah, führte aus, dass Frauen in allen Belangen den Männern unterlegen seien (Platon a: Band/Seite II 377, V 449ff.).

Laqueurs Ausführungen (1990/2003, 1986) haben historisch deutlich gemacht, dass naturphilosophische, biologisch-medizinische Betrachtungen von Geschlecht als in gesellschaftliche Diskurse eingebettet betrachtet werden müssen. Hilfreich wird es aber für nachfolgende Betrachtungen sein, sich der Differenziertheit historischer naturphilosophischer und biologisch-medizinischer Geschlechtermodelle bewusst zu werden und sie mit diesem Hintergrund als in die Gesellschaft eingebunden auszuweisen – anstatt mit einem „Eingeschlechtermodell" weiterhin einem Mythos vermeintlicher naturphilosophischer Vorgeschlechtlichkeit nachzuhängen.

Literaturverzeichnis

Aristoteles. (1912) a. De Generatione Animalium (A. Platt, Trans.). In John A. Smith (Hrsg.), *The Works of Aristotle.* Oxford: Clarendon Press

Aristoteles. (1949) b. Historia Animalium. In Paul Gohlke (Hrsg.), *Aristoteles. Tierkunde*. Paderborn: Ferdinand Schöningh

Boylan, Michael. (1984). The Galenic and Hippocratic Challenges to Aristotele's Conception Theory. *Journal of the history of biology*, 17, 83-112

Brisson, Luc; Lloyd, Janet. (2002). *Sexual Ambivalence: Androgyny and Hermaphroditism in Graeco-Roman Antiquity*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press

Brooten, Bernadette J. (1996). *Love between women: early christian responses to female homoeroticism*. Chicago, London: The University of Chicago Press

Bummel, Julia. (1999). Zeugung und pränatale Entwicklung des Menschen nach Schriften mittelalterlicher muslimischer Religionsgelehrter über die „Medizin des Propheten". Dissertation Universität Hamburg

Censorinus. (1988). *De die natali (Betrachtungen zum Tag der Geburt)* (K: Sallmann, Trans.). Leipzig: Teubner Verlag

Cohen, David. (1994). *Law, sexuality, and society – the enforcement of morals in classical Athens*. Cambridge: Cambridge University Press (Original work published 1991)

Dean-Jones, Lesley A. (1992). The politics of pleasure: female sexual appetite in the Hippocratic Corpus. *Helios*, 19 (1/2), 72-91

Dean-Jones, Lesley A. (1994). *Women's Bodies in Classical Greek Science*. Oxford: Clarendon Press

Delcourt, Marie. (1961). *Hermaphrodite: myths and rites of the bisexual figure in classical Antiquity* (J. Nicholson, Trans.). London: Studio Books (Original work published 1956)

Dover, Kenneth J. (1978). *Greek Homosexuality*. New York: Vintage Books

Duby, Georges; Perrot, Michelle & Schmitt-Pantel, Pauline. (Hrsg.). (1993). *Geschichte der Frauen. Band I Antike* (B. Große, Trans.). Frankfurt a. M./New York: Campus (Original work published 1990)

Duncker, Arne. (2003). *Gleichheit und Ungleichheit in der Ehe: Persönliche Stellung von Frau und Mann im Recht der ehelichen Lebensgemeinschaft 1700-1914*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag

Finley, Moses I. (1994). *Die Sklaverei in der Antike. Geschichte und Probleme* (C. Schwingenstein, Trans.). München: C. H. Beck (Original work published 1960)

Flemming, Rebecca. (2000). *Medicine and the making of Roman women: gender, nature and authority from Celsus to Galen*. Oxford: Oxford University Press

Föllinger, Sabine. (1996). *Differenz und Gleichheit. Das Geschlechterverhältnis in der Sicht griechischer Philosophen des 4. bis 1. Jahrhunderts v. Chr.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag

Foucault, Michel. (1989a). *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2* (U. Raulff, W. Seitter, Trans.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Original work published 1984)

Foucault, Michel. (1989b). *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3* (U. Raulff, W. Seitter, Trans.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Original work published 1984)

Galenos. (1968). *On the Usefullness of the Parts of the Body* (M. Tallmadge., Trans.). Ithaca: Cornell University Press

Greenidge, Charles W. W. (1958). *Slavery*. London: Allen & Unwin

Grundmann, Steffi. (2006). Geschlecht und Sexualität in den medizinischen Schriften Galens. *Bulletin-Texte*, 31, 78-95

Hallett, Judith P. (1997). Female Homoeroticism and the Denial of Roman Reality in Latin Literature. In: Marylin Skinner & Judith P. Hallett (Hrsg.), *Roman Sexualities* (S. 255-273). Princeton: Princeton University Press

Hanson, Ann E. (1990). The Medical Writers' Woman. In David M. Halperin; John J. Winkler & Froma I. Zeitlin (Hrsg.), *Before sexuality: the construction of erotic experience in the ancient Greek world* (S. 309-338). Princeton: Princeton University Press

Hanson, Ann E. (1991). The restructuring of female physiology at Rome. In: Philippe Mudry & Jackie Pigeaud (Hrsg.), *Les ecoles medicales a Rome. Actes du 2ème Coloque international sur les textes médicaux latins antiques, Lausanne, septembre 1986* (S. 255-268). Geneve: Librairie Droz S.A.

Hartmann, Elke. (2002). *Heirat, Hetärentum und Konkubinat im klassischen Athen*. Frankfurt a. M./New York: Campus

Hartmann, Elke. (2007). *Frauen in der Antike. Weibliche Lebenswelten von Sappho bis Theodora*. München: C. H. Beck

Hippokrates. (1994). De Uictus Ratione. In Hans Diller (Hrsg.), *Hippokrates. Ausgewählte Schriften*. Ditzingen: Reclam

Honegger, Claudia. (1991). *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*. Frankfurt a. M./New York: Campus

Horowitz, Maryanne C. (1976). Aristotle and Woman. *Journal of the History of Biology*, 9 (2), 193-213

Karras, Ruth M. (2000). Active/Passive, Acts/Passions: Greek and Roman Sexualities. *The American Historical Review*, 105 (4), 1250-1265

King, Helen. (1998). *Hippocrates' woman: reading the female body in ancient Greece*. London/New York: Routledge

Kollesch, Jutta. (1987). Galens Auseinandersetzung mit der aristotelischen Samenlehre. In: Jürgen Wiesner (Hrsg.), *Aristoteles Werk und Wirkung. Zweiter Band: Kommentierung, Überlieferung, Nachleben* (S. 17-26). Berlin/New York: Walter de Gruyter

Kollesch, Jutta & Nickel, Diethard. (1981). *Antike Heilkunst. Ausgewählte Texte aus dem medizinischen Schrifttum der Griechen und Römer*. Leipzig: Philipp Reclam jun.

Laqueur, Thomas. (1986). Orgasm, Generation, and the Politics of Reproductive Biology. *Representations,* Spring, 14, 1-41

Laqueur, Thomas. (2003). *Making Sex: body and gender from the Greeks to Freud*. Cambridge, London: Harvard University Press (Original work published 1990)

Leduc, Claudine. (1993). Heirat im antiken Griechenland (B. Große, Trans.). In: Georges Duby; Michelle Perrot & Pauline Schmitt-Pantel (Hrsg.), *Geschichte der Frauen. Band I Antike* (S. 263-320). Frankfurt a. M./New York: Campus

Lefkowitz, Mary R. (1995). *Die Töchter des Zeus. Frauen im alten Griechenland* (H. Fliessbach, unter Mitarbeit von A. Haase, Trans.). München: dtv (Original work published 1986)

Lefkowitz, Mary R.; Fant, Maureen B. (Hrsg.). (1992). *Women's Life in Greece and Rome: A Source Book in Translation*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press

Lerner, Gerda. (1995). *Die Entstehung des Patriarchats*. Frankfurt a. M./New York: Campus (Original work published 1986)

Lesky, Erna. (1950). Die Zeugungs- und Vererbungslehre der Antike und ihr Nachwirken. *Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse*, 19, 1225-1425 (eigene Nummerierung von Leskys Beitrag: 1-201)

Mayhew, Robert. (2004). *The female in Aristotle's biology: reason or rationalization*. Chicago, London: The University of Chicago Press

Park, Katherine; Nye, Robert A. (1991). Destiny is Anatomy. Review of Laqueurs Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud. *The New Republic*, 18, 53-57

Patterson, Cynthia B. (1998). *The Family in Greek History*. Cambridge/London: Harvard University Press

Platon. (2004). Politeia. In: Otto Apelt (Hrsg.), *Platon. Sämtliche Dialoge.* Hamburg: Felix Meiner Verlag

Pomeroy, Sarah B. (1995). *Goddesses, Whores, Wives, and Slaves: Women in Classical Antiquity*. New York: Schocken Books (Original work published 1975)

Powell, Anton. (Hrsg.). (1997). *The Greek World*. London, New York: Routledge (Original work published 1987)

Preus, Anthony. (1977). Galen's Criticism of Aristotele's Conception Theory. *Journal of the history of biology*, 10, 65-85

Pusch, Luise F. (1984). *Das Deutsche als Männersprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Richlin, Amy. (1981). Approaches to the sources on adultery at Rome. In Foley, Helene P. (Hrsg.), *Reflections of Women in Antiquity* (S. 379-404). New York/London, Paris: Gordon and Breach Science Publishers

Richlin, Amy. (1997). Pliny's Brassiere. In Marylin B. Skinner & Judith P. Hallett (Hrsg.), *Roman Sexualities* (S. 197-220). Princeton: Princeton University Press

Rousselle, Aline. (1989). *Der Ursprung der Keuschheit* (R. Vouillé, Trans.). Stuttgart: Kreuz Verlag (Original work published 1983)

Scheid, John. (1993). Die Rolle der Frauen in der Römischen Religion (B. Groß, Trans.). In Georges Duby; Michelle Perrot & Pauline Schmitt-Pantel (Hrsg.), *Geschichte der Frauen. Band I Antike* (S. 417-449). Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag

Schiebinger, Londa. (1993). *Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft* (S. Lüdemann, U. Spengler, Trans.). Stuttgart: Klett-Cotta (Original work published 1989)

Sissa, Giulia. (1993). Platon, Aristoteles und der Geschlechtsunterschied (B. Groß, Trans.). In Georges Duby; Michelle Perrot & Pauline Schmitt-Pantel (Hrsg.), *Geschichte der Frauen. Band I Antike* (S. 67-102). Frankfurt a. M./New York: Campus

Soranos. (1956). *Soranus' Gynecology* (O. Temkin, Trans.). Baltimore: The Johns Hopkins Press

Staden, Heinrich von. (1989). *Herophilus: The Art of Medicine in Early Alexandria*. Cambridge: Cambridge University Press

Stahlmann, Ines. (1997). *Der gefesselte Sexus. Weibliche Keuschheit und Askese im Westen des Römischen Reiches*. Berlin: Akademie Verlag

Stolberg, Michael. (2003). A Woman Down to Her Bones. The Anatomy of Sexual Difference in the Sixteenth and Early Seventeenth Centuries. *Isis*, 94, 274-299

Thomas, Yan. (1993). Die Teilung der Geschlechter im römischen Recht (B. Groß, Trans.). In Georges Duby; Michelle Perrot & Pauline Schmitt-Pantel (Hrsg.), *Geschichte der Frauen. Band I Antike* (S. 105-171). Frankfurt a. M./New York: Campus

Tuana, Nancy. (1995). Der schwächere Samen. Androzentrismus in der Aristotelischen Zeugungstheorie und der Galenschen Anatomie. In Barbara Orland & Elvira Scheich (Hrsg.), *Das Geschlecht der Natur* (S. 203-223). Frankfurt am Main: Suhrkamp

Wacke, Andreas. (1989). Vom Hermaphroditen zum Transsexuellen. Zur Stellung von Zwittern in der Rechtsgeschichte. In Heinz Eyrich; Walter Odersky & Franz J. Säcker (Hrsg.), *Festschrift für Kurt Rebmann zum 65. Geburtstag* (S. 861-903). München: C. H. Beck

Zaidman, Louise B. (1993). Die Töchter der Pandora. Die Frauen in den Kulten der Polis (B. Groß, Trans.). In Georges Duby; Michelle Perrot & Pauline Schmitt-Pantel (Hrsg.), *Geschichte der Frauen. Band I Antike* (S. 375-415). Frankfurt a. M./New York: Campus

Zur Person

Heinz-Jürgen Voß, Dr. des., Jg. 1979, studierte Dipl.-Biologie an der TU Dresden und der Universität Leipzig. Nach geisteswissenschaftlicher Fortbildung an der Universität Göttingen promovierte Voß, gefördert durch ein Promotionsstipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung, an der Universität Bremen zum Thema „Geschlechterdekonstruktion aus biologisch-medizinischer Perspektive". Die Arbeit erscheint Anfang 2010 im transcript-Verlag, Bielefeld. Forschungsschwerpunkte bilden Queer theory, Queer politics sowie biologische und medizinische Geschlechtertheorien. In einem in Planung befindlichen Postdoc-Projekt wendet sich Voß ausführlich den Beschreibungen von Entsprechung und Gleichheit bezüglich des Geschlechts in biologisch-medizinischen Theorien des 19. Jahrhunderts zu.
E-Mail: voss_heinz@yahoo.de

Sabine Grenz

Das Begehren zu sprechen oder Geschlechtsbezogene Artikulationen in Interviews mit heterosexuellen männlichen Freiern

Zusammenfassung

In diesem Artikel geht es um die Frage, wie sich das Geschlecht der interviewenden Personen auf das Interviewverhalten von Konsumenten kommerzieller Sexualität auswirkt, bzw. wie Interviewees ihr Verhalten an heteronormativen Konstruktionen von Geschlecht ausrichten und auf spezifische Weise Maskulinität herstellen. Dieser Frage wird anhand eines Experiments nachgegangen: Die Ergebnisse der von mir selbst durchgeführten Freier-Studie (Grenz 2007) wurden mit den veröffentlichten Ergebnissen einer anderen Studie mit einem männlichen Interviewer (Gerheim 2007) verglichen. Im Vergleich der beiden Studien ist zu beobachten, dass die Interviewees die Geschichten ihrer kommerziellen Sexualität anhand der Vorstellung einer komplementären männlichen und weiblichen Sexualität strukturieren. Als Folge wird die interviewende Person je nach Geschlecht auf unterschiedliche Weise in die Erzählung der Probanden eingebunden. Während der Interviewer über die Gleichheit des Geschlechts in die Erzählung aufgenommen wird, wird bei einer Interviewerin auf die Verschiedenheit des Geschlechts zurückgegriffen.

Schlüsselwörter
Gender, Prostitutionsforschung, Freier, narrative Interviews, interpretative Sozialforschung

Summary

Talks of Desire. Sex/Gender related articulations in interviews with heterosexual male clients of female sex workers

This article is concerned with the following question: How does the sex/gender of a researcher influence the behaviour of heterosexual clients of prostitutes participating in interviews? In other words: How do interviewees make use of heteronormative imaginations of sex/gender and, thus, establish masculinity through the structure of their story? In this article I undertake an experiment by comparing my own research results (Grenz 2007) with results published by another researcher (Gerheim 2007). In this comparison, one can see that interviewees structure their story of commercial sexuality according to the imaginations of the complementary male and female sexualities. As a consequence, the interviewee integrates the interviewer differently according to heteronormative assumptions of sexuality. While a male interviewer is integrated according to assumptions of sameness, a female interviewer is integrated on the basis of difference.

Keywords
gender, prostitution, sex workers' clients, narrative interviews, interpretative social research

1 Einleitung

Dass Interviews von InterviewerIn und Interviewee gemeinsam sozial hergestellt werden, ist nahezu eine Binsenweisheit in der interpretativen Sozialforschung (Rosenthal 2005: 126). Wie dies im Einzelnen geschieht, hängt vom Inhalt beziehungsweise der Fragestellung, den äußeren Gegebenheiten während des Interviews, den Vorstellungen

der ProbandInnen und nicht zuletzt von der Einstellung der InterviewerInnen ab (Berg 2005: 14; Rosenthal 2005: 45; O'Rourke/Pitt 2007: 17). Diese Aspekte sind Bestandteile des Interview-Kontextes und prägen das Interview.

In diesem Artikel möchte ich mich auf einen Aspekt dieser kooperativen sozialen Konstruktion von Interviews konzentrieren. Untersucht werden Interviews mit heterosexuellen Männern, die mehr oder weniger regelmäßig für sexuelle Dienstleistungen bezahlen. Im Vordergrund steht die Frage, wie die Probanden in den Interviews Männlichkeit herstellten, indem sie sich auf das Geschlecht der interviewenden Person bezogen. Dazu wird auf unterschiedliche Studien zur Prostitution mit männlichen und weiblichen Interviewern zurückgegriffen.

Abgesehen vom Geschlecht der InterviewerInnen werden Interviews durch den ebenfalls geschlechtlich strukturierten gesellschaftlichen Rahmen geformt. Kommerzielle Sexualität nimmt einen von Ambivalenz geprägten Platz in der Gesellschaft ein. Obwohl sich die geschlechtlichen Codierungen zu verschieben beginnen und gleichgeschlechtliche – ebenso wie die von heterosexuellen Frauen genutzte – kommerzielle Sexualität ins Licht gerückt wird (Lücke 2008; Merit 2005), ist der größte Markt nach wie vor der für heterosexuelle Männer. Dadurch ist die kommerzielle Sexualität weiterhin eng mit traditionellen Geschlechterbildern assoziiert. So werden beispielsweise die Geschlechterstereotypen der ‚Heiligen' und der ‚Hure' sowie des starken männlichen Sexualtriebs reproduziert (Grenz 2007).

Kommerzielle Sexualität ist durch die Geschichte(n) der Sexualität und der Geschlechterkonstruktionen zudem so geprägt, dass sie halb öffentlich und halb verborgen vor sich geht. Einerseits ist die Sex-Industrie im täglichen Leben durch Magazine, Sex-Shops und Clubs sehr präsent und ist der Alltag der dort Beschäftigten. Andererseits handelt es sich „beim Thema Prostitution nach wie vor um einen sensiblen gesellschaftlichen Tabubereich" (Kleiber/Velten 1994: 46). Freier sprechen nicht häufig über ihre Erfahrungen und möchten sich schützen, sofern sie es tun (Kleiber/Velten 1994: 46; Gerheim 2007: 150; Grenz 2007: 50), und Sex-ArbeiterInnen führen nicht selten ein Doppelleben (Sanders 2005: 116f.; Day 2007).

Im Folgenden werden daher verschiedene Aspekte behandelt, um der Frage nach der Bedeutsamkeit des Geschlechts der InterviewerInnen nachzugehen. Zunächst werden die zugrunde liegende Methodik und die Studien, auf die hier zurückgegriffen wird, vorgestellt. Danach wird auf die Sensibilität kommerzieller Sexualität, die damit verbundene Geheimniskrämerei und die Geständniskultur eingegangen. Hier muss berücksichtigt werden, dass Sexualität einerseits in Geheimnisse gehüllt wird, dadurch andererseits aber das Begehren entsteht, darüber zu sprechen. Daran anschließend werde ich untersuchen, wie Interviews durch das Gender-Setting beeinflusst werden, welche Art von Schweigen produziert wird und auf welche Weise das Interview eine Plattform für die Herstellung von Maskulinität und Heteronormativität bietet. Das heißt: Ich werde die sichtbaren Unterschiede der Materialien und der verschiedenen Geschlechter-Settings in den Interviews (Mann-zu-Mann versus Frau-zu-Mann) interpretieren.

2 Methodik und vergleichbare Studien

Die wichtigste Grundlage der Untersuchung sind unstrukturierte narrative Interviews, die ich 2001 mit 19 Freiern geführt habe. Die Probanden wurden überwiegend durch Zeitungsannoncen in Berlin gefunden oder nahmen über das Schneeballsystem Kontakt mit mir auf. Die Interviews dauerten zwischen 20 und 75 Minuten, die meisten circa 1 Stunde (Grenz 2007: 37ff.). Das Sample setzte sich aus verschiedenen Alters- und Berufsgruppen zusammen; etwa ein Drittel der Befragten lebte zur Zeit des Interviews in einer festen Partnerschaft, während etwa zwei Drittel alleinstehend waren. Der jüngste Befragte war 27, der älteste 74 Jahre alt. Wie in der Studie von Kleiber und Velten (1994) häuften sich die Befragten in der Altersgruppe der 30- bis 50-Jährigen. Es waren verschiedene Berufsgruppen beteiligt, z. B. ein Einzelhandelskaufmann, ein LKW-Fahrer, ein Pfarrer und ein Psychologe. Allerdings waren Männer mit Hochschulabschluss beziehungsweise Männer, die diesen gerade anstrebten, besonders oft vertreten. Auch dies ist eine Übereinstimmung zur Studie von Kleiber und Velten (1994) und zu Velten (1994), die die hohe Antwortbereitschaft von überdurchschnittlich gebildeten Freiern damit erklären, dass Zeitungsannoncen grundsätzlich lesende Freier ansprechen, also tendenziell auf ein höheres Bildungsniveau treffen. Außerdem steht diesen Männern mehr Geld zur Verfügung, wodurch es wahrscheinlicher ist, dass sie regelmäßig Kunden von Sexarbeiterinnen werden (Kleiber/Velten 1994: 55). Eine weitere Erklärung könnte sein, dass akademisch gebildete Männer weniger Berührungsängste mit universitärer Forschung haben.

Eine Studie mit 19 Befragten kann keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben. Meine Ergebnisse weisen aber deutliche Parallelen zu anderen Studien auf, wie z. B. der von Hydra (1991), Kleiber und Velten (1994), Velten (1994), Rothe (1997), Ahlemeyer (2002; vgl. dazu ausführlich Grenz 2007). Eben diese Parallelen regen dazu an, einzelne Passagen genauer zu vergleichen, auch wenn das Wiederverwenden von Daten aus einem anderen Forschungskontext nicht ohne Risiko ist, da man mit dem Kontext nicht vertraut ist und Interviews interaktiv geführt werden (Berg 2005: 14). Hinzu kommt, dass durch die Veröffentlichungen von Studien nur Bruchstücke aus den Interviews vorliegen. Es handelt sich daher bei dem vorliegenden Artikel um ein erstes Befragen, um eine Anregung für weitere Forschung auf dem Gebiet.

In den vorliegenden qualitativ-empirischen Studien über heterosexuelle Freier lässt sich das Geschlecht der interviewenden Person nicht immer ganz eindeutig rekonstruieren. Ahlemeyer (2002: 44) erwähnt in einer Fußnote Interviewerinnen, die es mit den Freiern nicht immer leicht gehabt zu haben scheinen. In der von dem Prostituiertenprojekt Hydra (1991) herausgegebenen Studie waren es ebenfalls Frauen, die interviewt haben. In der Arbeit von Velten (1994) wird nicht deutlich, ob sie die Interviews allein geführt hat oder von einem Team unterstützt wurde. Die einzige Arbeit, bei der die Interviews eindeutig von einem Mann geführt wurden, ist die von Udo Gerheim (2007).

Die bisher von Gerheim (2007) veröffentlichten Ergebnisse sind in Form eines ausführlichen Artikels erschienen. Gerheim hat seine Interviewees einerseits über Zeitungsannoncen, andererseits über das Internet gewonnen (2007: 150). Die Interviews wurden von ihm ebenfalls als offene Gespräche (mit einem Leitfaden im Hintergrund) geführt (2007: 149f.). Weiterhin reflektiert er die Interviews und macht die möglichen

Fallstricke, wie z. B. „(vereinnehmende) Machtdiskurse“ (2007: 147), transparent. Gerheim streicht die Vereinnahmungen durch die Interviewees nicht als Störmomente heraus, sondern veröffentlicht sie. In diesen vereinnahmenden Äußerungen der Probanden zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu meiner Studie. Auch in meinen Interviews zeigten sich vereinnehmende bzw. ausgrenzende Machtdiskurse, die stark durch Geschlecht strukturiert waren. Es gibt jedoch Unterschiede in der Art und Weise, wie Udo Gerheim als männlicher und ich als weiblicher Interviewer in die Erzählungen der Freier integriert wurden und wie darüber Maskulinität beziehungsweise Heteronormativität hergestellt wurde.

3 Geheimniskrämerei, Schweigen und Diskurs-Begehren

Obwohl das Bezahlen für sexuelle Dienstleistungen in Deutschland legal ist und die Gesetzesinitiative zur Streichung der Sittenwidrigkeit der Prostitution im Sommer 2001 bereits weit fortgeschritten war, haben nur wenige meiner Probanden (und der anderer Studien) vorher über ihre Erlebnisse in der Prostitution gesprochen (Kleiber/Velten 1994; Hydra 1991). Grund dafür war die Angst, dass man sich über sie lustig mache oder sie ihre Partnerin verlören (Hydra 1991). Daher bestanden in meiner wie in anderen Studien „auch große Ängste, ggf. nicht anonym bleiben zu können“ (Kleiber/Velten 1994: 46; Gerheim 2007: 150). Zuvor hatten sie häufig nicht nur verschwiegen, dass sie zu Sex-Arbeiterinnen gingen, sondern es waren Details, wie zum Beispiel die Unfähigkeit, Sex mit einer Sex-Arbeiterin zu haben, die – nicht nur vor Frauen, sondern auch vor anderen Männern – verheimlicht wurden.

Aufgrund der Sensibilität der Thematik stellt sich die Frage, warum Freier überhaupt dazu bereit sind, an einer Studie teilzunehmen, die ihre Sexualität in den Vordergrund stellt. Plummer beobachtete in seiner Arbeit über *sexual stories* unter anderem Folgendes: „people may tell their sexual stories as a relief from tension“ (1995: 34). Dieses Moment, das mit der Scham- und Schuldbelastetheit zusammenhängt, wurde in verschiedenen Studien zum Konsum kommerzieller Sexualität ebenfalls deutlich (Velten 1994: 73f.; Rothe 1997: 39; Gerheim 2007: 168f.; Grenz 2007: 53f.). Einige meiner Probanden nahmen an dem Interview teil, weil sie sich von dem Gespräch Klarheit über sich selbst erhofften. Sie erlebten einen Konflikt zwischen ihren sexuellen Bedürfnissen, dem niedrigen sozialen Ansehen eines Freiers und ihren persönlichen moralischen Vorstellungen und Idealen (z. B. von Treue).

Das Interview hatte also teilweise eine entlastende Funktion und war so gesehen eine „positive Sanktion“ (Rothe 1997: 39). Freier sprechen im Alltag nicht offen über ihre Prostitutionsbesuche, sondern hüllen sich in Schweigen. Und es ist unter anderem dieses Schweigen, das das Bedürfnis erzeugt, darüber zu sprechen. Einer meiner Probanden, Dieter,[1] drückte dieses Bedürfnis folgendermaßen aus:

Dieter: Für mich ist das so eine psychologische Bedingung, dass ich es mir einfach von der Seele rede. Und zu Hause kann ich das nicht, ist ja logisch.

1 Die Namen der Interviewees sind zum Zweck der Anonymisierung verändert worden.

Das Interview wurde dadurch auch Teil eines „therapeutic encounter for 'redemption and social reincorporation' through a desire to help science" (Plummer 1995: 34).

Der historische Kontext der Sexualwissenschaft hat zudem zu einer Kultur der privaten wie öffentlichen Bekenntnisse über Sexualität geführt (Plummer 1995) und auch die zeitgenössische Forschung über Prostitution beeinflusst. Durch diesen Kontext wird noch ein weiteres Motiv zur Teilnahme der Freier an einer Studie über ihre Sexualität deutlich: Im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* geht Foucault (1997) der Verwandlung der religiösen Beichte im Zuge der Säkularisierung zum Geständnis nach, die sich auch im Bereich der Sexualwissenschaft auswirkte. Foucault zufolge entwickelte sich das Geständnis zu einem wichtigen Werkzeug der Macht, da

> [sich das] Geständnis der Wahrheit [...] ins Herz der Verfahren eingeschrieben [hat], durch die die Macht die Individualisierung betreibt (1997: 76).

Das zeigt an, dass uns die kirchliche Beichte zur alltäglichen und zwingenden kulturellen Praxis geworden ist:

> Die Wirkungen sind breit gestreut: in der Justiz, in der Medizin, in der Pädagogik, in den Familien- wie in den Liebesbeziehungen, im Alltagsleben wie in den feierlichen Riten gesteht man [...] (1997: 76).

Das Geständnis wird heute jedoch nicht mehr als Machtmittel empfunden:

> Die Verpflichtung zum Geständnis wird uns mittlerweile von derart vielen verschiedenen Punkten nahe gelegt, sie ist uns so tief in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie uns gar nicht mehr als die Wirkung einer Macht erscheint, die Zwang auf uns ausübt; im Gegenteil scheint es uns, als ob die Wahrheit im Geheimsten unserer selbst keinen anderen ‚Anspruch' hegte, als den, an den Tag zu treten; dass es, wenn ihr das nicht gelingt, nur daran liegen kann, dass ein Zwang sie fesselt oder die Gewalt einer Macht auf ihr lastet, woraus folgt, dass sie sich letzten Endes nur um den Preis einer Art Befreiung wird äußern können. Das Geständnis befreit, die Macht zwingt uns zum Schweigen (1997: 77f.).

In diesem Sinn ist das Verbergen nicht nur ein Mittel zum Zweck, sondern eine notwendige Bedingung für die Beichte. Die Geständnismacht kommt nicht nur von außen auf eine Person zu. Vielmehr entspricht es einem inneren Wunsch, Gefühle zu artikulieren oder Taten zu gestehen – auch um die eigene Identität, für die Sexualität ein entscheidender Aspekt geworden ist, zur Sprache kommen zu lassen (Halperin 1993). Und dieser Mechanismus entfaltet seine Wirkmacht auch im Wunsch, an einer Studie teilzunehmen.

Plummer spricht davon, dass „for many the telling of a tale comes as a major way of 'discovering who one really is'" (1995: 34). Diese Selbstentdeckung in Form des Interviews muss allerdings als Performanz verstanden werden, mittels derer sich das Subjekt in der Interaktion mit der interviewenden Person selbst als individuelles sexuelles Subjekt her- und darstellt. Plummer formuliert dies sehr treffend:

> No longer do people simply tell their sexual stories to reveal the truth of their sexual lives; instead they turn themselves into socially organised biographical objects. They construct […] tales of the intimate self, which may or may not bear a relationship to a truth. Are their stories really to be seen as the simple unfolding of some inner truth? Or are their very stories something they are brought to say in a particular way through a particular time and place? And if so, where do they get their stories from? Once posed this way, the sexual stories can no longer be seen simply as the harbingers of a relatively unproblematic truth. (1995: 34)

Übertragen auf die Freier-Studien bedeutet dies, dass das Schweigen, das Verheimlichen des Konsums sexueller Dienstleistungen, das Bedürfnis, darüber zu sprechen, hervorbringt. Das Sprechen wird dann als Befreiung empfunden. Weiterhin wird der Raum des Interviews dazu genutzt, sich als sexuelles Wesen zu entwerfen. Ein Forschungsprojekt, in dem der wissenschaftliche Rahmen für Anonymität sorgt, das Gefühl von Neutralität erzeugt und die Gelegenheit entsteht, mit ExpertInnen in Kontakt zu treten, scheint dafür eine geeignete Gelegenheit zu bieten.

4 Die Einbeziehung der zuhörenden Person beim Erzählen

Beide Aspekte – das Geheimnis ebenso wie das Begehren zu sprechen – spielen eine bedeutende Rolle in Interviews über Prostitution. Die Erzählungen, die einem offenen Interviewimpuls folgen, zeichnen sich zudem durch Komplexität aus. Schütze (1987: 39f.) weist auf die verschiedenen Ebenen in Stegreiferzählungen hin. Eine davon ist die Ebene des individuellen Ringens mit der Erzählung über eigene Erlebnisse. Dies geschieht im Gegensatz zum Bericht jedoch nicht mono-linear. Denn in einer Erzählung werden sowohl die Tätigkeit als auch die Reflexion der Tätigkeit wiedergegeben.

Dabei muss berücksichtigt werden, worauf Simmel (1908) in seiner *Soziologie des Geheimnisses* hinweist, nämlich dass in einer Erzählung nicht unverfälscht wiedergegeben wird, was im Bewusstsein vor sich geht. Das heißt, das von Schütze erwähnte Ringen mit dem Erlebten führt dazu, dass die Erzählung geordnet wird und Dinge weggelassen werden, von denen geglaubt wird, sie würden die ZuhörerInnen nur irritieren, aber nicht zu deren Verständnis beitragen. Interviewees kommunizieren also das, was sie für sinnvoll erachten. Das bedeutet, dass Interviews stark von den Vorstellungen und Wünschen der ProbandInnen geprägt sind (Rosenthal 2005: 45), die ihre Geschichte selbst strukturieren und weglassen, was sie als unwichtig erachten oder nicht mitteilen möchten.[2] Die Probanden passen ihre Geschichten also ihren Vorstellungen von dem an, a) was der Forscher bzw. die Forscherin erwartet und verkraften kann; b) wie die forschende Person es interpretiert und c) wie das größere Publikum, die Leserschaft der Studie, die Ergebnisse aufnehmen wird.

Auch wenn sich dieses Moment zunächst nur auf die Seite der Erzählenden bezieht, deutet sich darin bereits an, dass auch sexuelle Geschichten als „joint actions" (Plummer 1995: 20) erzählt werden. Plummer zufolge besteht die Aufgabe der Zuhörenden darin,

> [to bring] people to the edge of telling a story they might never have told before, and [coaches] them to tell it in a certain way. […] Coaxers can play a crucial role in shifting the nature of the stories that are told (1995: 21).

Dieses Moment muss daher auch bei den Interviews zum Konsum kommerzieller Sexualität berücksichtigt werden. Art und Weise des Zuhörens und Nachfragens spielen eine entscheidende Rolle, auf die in den verschiedenen Forschungsprojekten immer wieder hingewiesen wurde. Hier muss vor allem beachtet werden, dass die Prostitution als sexuelle Praktik mit Scham belastet ist, wodurch der „akzeptierenden, empathischen

2 Zum Beispiel wurde mir von einem Probanden (als ich ihm schriftlich Anonymität garantierte) versichert, dass er in diesem Rahmen ohnehin nicht alles sagen würde.

und kongruenten Grundhaltung“ eine wichtige Rolle zukommt (Velten 1994: 85), die sich jedoch keinesfalls als unproblematisch erweist.

5 Heteronormativ-maskuline Selbstbestätigung in Interviews

Bisher wurden das Begehren, an einem Forschungsprojekt teilzunehmen, und die Interaktion in Interviews behandelt. Aufgrund der geschlechtlichen Strukturiertheit von Sexualität kann zudem angenommen werden, dass heterosexuelle Männer ihre sexuellen Erlebnisse anders erzählen werden, als beispielsweise schwule Männer, lesbische oder heterosexuelle Frauen es tun würden. Weiterhin kann davon ausgegangen werden, dass die Geschichte unterschiedlich erzählt wird, und zwar abhängig davon, welchen Geschlechts die ZuhörerInnen sind. Allerdings geht Plummer nicht darauf ein, ob und wie dieser interaktive Prozess beim Erzählen sexueller Geschichten durch das Geschlecht von ErzählerIn und ZuhörerIn geprägt wird.

Schwalbe und Wolkomir (2001) haben das Verhalten von Männern in Interviews mit Männern und Frauen als InterviewerInnen analysiert und kommen dabei zu dem Schluss, dass das Interview zwar „an opportunity for signifying masculinity“ (2001: 92) darstellt, aber zugleich auch „a peculiar type of encounter in which masculinity is threatened“ (2001: 92) ist. Allerdings wird Maskulinität nicht als „innere“ Wahrheit der Probanden vorausgesetzt, sondern als sich beständig reproduzierend erkannt. Dies geschieht zum einen durch den Inhalt der Erzählungen und zum anderen durch die Interaktion mit der interviewenden Person. Maskulinität wurde daher im Interview – in meiner ebenso wie in Gerheims Freier-Studie – erst hergestellt. Dieser Vorgang schließt Unsicherheit ein, die Schwalbe und Wolkomir als „threatened masculinity“ (2001: 92) bezeichnen. Der Interviewprozess kann so als eine Irritation der dominanten Maskulinitätskonstruktion interpretiert werden.

Denn der Betrachter ist kulturgeschichtlich männlich konnotiert. Beobachtet beziehungsweise untersucht zu werden, kann daher zu Unwohlsein führen, da man selbst zum Objekt wird und sich selbst als außerhalb der Norm wahrnimmt. Im Fall einer Interviewerin wird zudem die herkömmlich geschlechtlich strukturierte Beziehung zwischen BetrachterIn und dem zu Betrachtenden umgedreht. Diese Umkehrung wurde im Fall meiner Freier-Studie noch dadurch intensiviert, dass die Probanden über ihre Sexualität gesprochen haben, also über einen wichtigen Aspekt ihrer Identität, über den sie sicher keine negativen Urteile gefällt haben möchten.[3]

Da Geschichten aber nicht nur für die zuhörende Person, sondern auch zur eigenen Selbstbestätigung erzählt werden (Schütze 1987: 39), kann die Situation auch im

3 Das mag ein Grund für zögerliches Erzählen gewesen sein. So dachte ein Interviewee laut darüber nach, ob er „es jetzt sagen solle“ (Michael). Manche erzählten nur kurz und warteten auf die nächste Frage, manchmal wurde auch direkt nach der nächsten Frage gefragt: Paul: „Ja gut, dann nächste Frage“. Von manchen wurde ich auch für detailliertere Fragen kritisiert: Peter: „Werden wir wieder genau?“ Alle diese Phänomene können auch darauf zurückgeführt werden, dass die Probanden nicht mit sozialwissenschaftlicher Methodik vertraut gewesen sind. Zudem fehlte die Übung, sexuelle Themen in persönlicher Weise zu artikulieren. Auch der Umstand, dass permanent Schamgrenzen überschritten wurden, darf nicht übersehen werden.

entgegengesetzten Sinn als Maskulinität reproduzierend interpretiert werden (Schwalbe/Wolkomir 2001: 92). Sexuelle Geschichten sind für die zuhörende Person informativ und beinhalten gleichzeitig eine Bestätigung für die erzählende Person (Plummer 1995: 34).

Diese Herausforderung der Maskulinitätskonstruktion und der Umstand, dass Interviews interaktiv geführt werden, haben zur Folge, dass die interviewende Person für die Reproduktion der Maskulinität vereinnahmt wird. Im Fall der Freier-Interviews spielte die kulturelle Vorstellung, Frauen seien bessere Zuhörer und Unterstützer für männliche Sprechakte, eine Rolle. Abgesehen davon wurde das Sprechen über die eigene Sexualität in meiner Freier-Studie von den Probanden als erregend wahrgenommen und teilweise als solches auch angesteuert (wie einer der Probanden mitteilte). In Gerheims Studie scheinen erotische Emotionen hingegen weniger präsent gewesen zu sein. Im Folgenden wird daher die Wirksamkeit der Heteronormativität (inklusive der Homophobie, der homosozialen Verbundenheit und dem ‚othering' von Weiblichkeit/Femininität) in Interviews näher untersucht.

6 Frauen – die besseren Zuhörer?

Carol Smart sieht die Interviewtätigkeit als „intrinsically female" (1984: 155), da – wie sie im Zusammenhang einer Studie über Scheidungsanwälte darstellt –

> women frequently operate as facilitator to male speech. That is to say that women do tend not to interrupt but rather to encourage and help the flow of men's talk (1984: 155).

Finch argumentiert im Zusammenhang ihrer Studie über Pastorenfrauen ähnlich. Sie erwähnt, dass „practice in research teams does suggest that research directors often regard women as especially suited to this task" (1993: 170). Dahinter steht die kulturelle Konstruktion von Frauen als einfühlsamen Zuhörerinnen (Männern wie Frauen gegenüber), die vor allem Männern mehr Platz lässt, sich selber Öffentlichkeit zu verschaffen. Diese kulturell gewachsenen Annahmen über Frauen hängen mit der Assoziation von Frauen mit der Natur, dem Irrationalen, Sexuellen und Emotionalen zusammen. Unter dieser Voraussetzung erscheinen Frauen nicht nur generell bessere Zuhörerinnen zu sein, sondern auch besonders als Zuhörerinnen für sexuelle Geschichten geeignet zu sein.

In meiner Studie wurden diese Annahmen über Weiblichkeit von den interviewten Männern bestätigt. Da mir zwei Kollegen als Interviewer zur Verfügung gestanden hätten, konnte ich alle potenziellen Probanden fragen, ob sie lieber von einer Frau oder einem Mann interviewt werden möchten. Ich habe ihnen das angeboten, da ich meinen Vornamen in der Annonce abgekürzt hatte. Keiner der Probanden gab mir gegenüber an, bevorzugt von einem Mann interviewt werden zu wollen, manche sagten, dass es ihnen egal sei, und die meisten wollten von einer Frau bzw. explizit von mir interviewt werden, da sie sich nicht auf eine weitere unbekannte Person einlassen wollten. Graaf et al. (1996: 421) beobachteten dieselbe Präferenz im Rahmen einer quantitativen Studie über HIV in Amsterdam, in der männliche heterosexuelle Freier befragt wurden. Und Rothe (1997) spricht an, dass die Männer sich wohl dabei fühlten, mit einer Frau über ihre Emotionen, Ängste, Sehnsüchte, Verunsicherungen, Verletztheiten etc. (1997: 42)

zu sprechen, da sie empfanden, offener sein zu können, als im Gespräch mit einem Mann. Diese Präferenz, von einer Frau interviewt zu werden, wurde in meiner Studie auch während des Interviews zum Ausdruck gebracht.

Christian: Ich muss dir auch ganz ehrlich sagen, ich würde mich auch mit einem Mann eher weniger darüber unterhalten als mit einer Frau.

Abgesehen von der kulturellen Konstruktion der ‚Frau' als Zuhörerin kann das Verlangen, sich zu öffnen, auch mit der Beziehung von Freier zu Sex-Arbeiterin assoziiert werden. Denn Freier versuchen eine ganze Reihe von Bedürfnissen bei Prostituierten zu befriedigen, zum Beispiel das Verlangen nach vertraulicher Konversation, in der der Prostituierten die Rolle der „Seelentrösterin" zukommt (Girtler 1994: 185). In meiner Studie verglichen manche Probanden die Möglichkeit, mit Sex-Arbeiterinnen zu ‚reden', sogar mit der Teilnahme am Interview:

Dieter: Aber man kann auch über viele Dinge so reden. Man sieht das Mädchen nie wieder – oder die Frau –, wenn man nicht möchte. So wie ich jetzt zu Ihnen komme und einfach mal darüber reden möchte. War ja auch ein freiwilliger Akt von mir.

So schwer diese Präferenz in den von Frauen geführten Interviews auch wog, muss eingeräumt werden, dass sie nicht von allen Freiern geteilt wird, die zu einem Interview bereit sind. Udo Gerheim (2007) nannte seinen vollen Namen in der Annonce seines Forschungsprojekts zu Freiern (2007: 150). Seine Probanden wussten also, dass sie von einem Mann interviewt werden, und er war mit 20 geführten Interviews bei seiner Suche nicht weniger erfolgreich. Es kann sein, dass er ganz andere Freiertypen angesprochen hat, sofern solche Typen überhaupt herauskristallisiert werden können. Jedenfalls ist zu beobachten, dass Gerheims Interviews (bzw. die veröffentlichten Passagen) auf andere Weise geschlechtlich strukturiert waren als meine: Es wurde Gleichheit, nicht Andersheit im Gespräch vorausgesetzt.

Die Wirksamkeit von Gleichheit des Geschlechts in Interviews wurde von feministischen Forscherinnen, die selber Interviews mit Frauen führten, betont und kritisiert (Oakley 1997; Finch 1993; Mies 1978; Thürmer-Rohr 1984). Als weiblicher Interviewer mit männlichen Probanden trafen diese Untersuchungen nicht auf mich zu. Von den Probanden wurde ich dezidiert als ‚Andere', als Repräsentantin des anderen Geschlechts, behandelt, deren Sexualität sich qualitativ wie quantitativ von ihrer männlichen Sexualität unterscheidet. In Gerheims Studie (2007) entwickelte sich noch eine weitere Dynamik. In ihnen unterschieden sich die Machtverhältnisse zwar von denen bei feministischen Forscherinnen, die sich marginalisierten Frauen zuwandten. Gleichzeitig wurde er selbst aber ebenfalls als ‚outsider within' akzeptiert. Diese Position kann durch die folgenden Beispiele ermittelt werden.

In einer Interviewpassage bei Gerheim (2007) spricht ein Interviewee über sein Alleinsein und sein zeitweiliges Bedürfnis nach sexuellem Kontakt. Er erklärt dieses Verlangen als Konsequenz seines biologisch männlichen Körpers und fügt hinzu:

Ich glaube, das ist bei jedem so, bei Ihnen auch. (2007: 152)

Auch in den von mir geführten Interviews beriefen sich manche Probanden auf den Mythos des starken männlichen Sexualtriebs. Allerdings weisen diese Aussagen einen entscheidenden Unterschied auf. Meine Probanden würden mir dieses Phänomen als ‚Andere' erläutern, da ich in ihren Augen ein anderes sexuelles Verlangen haben musste, das eben nicht von einem starken Trieb geprägt war. Udo Gerheim wurde hingegen dasselbe Verlangen unterstellt.

In einer anderen von Gerheim veröffentlichten Passage erklärt ihm derselbe Interviewee, warum er dazu tendiert, Single zu bleiben. Er möchte nicht durch eine Beziehung zu einer Frau belastet werden und sich weiter auf seinen Beruf konzentrieren. In diesem Zusammenhang wendet er sich auch an Gerheim als Interviewer und sagt:

[...] es hat ja auch Verpflichtungen, das wissen Sie ja auch selbst, wenn man gebunden ist (2007: 153).

In beiden Passagen wird Gerheim als Peer, als Gleicher, angesprochen, während ich als Interviewerin an ähnlichen Stellen als Außenstehende behandelt wurde. Da die Interviewees ihre Geschichten aber entsprechend ihrer Erwartung konstruieren, was für die zuhörende Person interessant sein könnte, bringt deren Zuhören Geschichten der Homosozialität hervor. Diese unterschieden sich von den Geschichten der Heterosexualität in meiner Studie. Das heißt: Wir wurden beide involviert, jedoch in sehr verschiedener Weise. Gerheim wurde als Peer und damit als potenzieller Freier aufgefasst (eine Angst, die er selber artikulierte; Gerheim 2007: 148), während ich ambivalent entweder als potenzielle Sex-Arbeiterin oder als potenziell a-sexuelle Frau angesprochen wurde.

Diese Beobachtungen legen nahe, dass die kulturelle Annahme, Frauen seien bessere Zuhörer, nicht unbedingt dazu führt, dass Frauen auch erfolgreichere Interviewer sein müssen. Denn zum einen eignen sich männliche Interviewer die Fähigkeiten, das Sprechen zu unterstützen, an und zum anderen befriedigen sie für Männer das Bedürfnis, unter Gleichen zu sprechen, sodass durch die Erzählung Bedürfnisse nach homosozialem Verstehen angesprochen werden.

7 Homophobie und Erotik

Wenn man von einem Erlebnis erzählt, werden auch die damit verbundenen Emotionen wieder aktiviert (Schütze 1987: 41). Im Fall eines Forschungsprojekts zu sexuellen Erfahrungen sind dies vor allem sexuelle Emotionen.

Ein Proband erzählte mir später, dass er bereits den Gedanken, zum Interview zu kommen und über seine sexuellen Erlebnisse zu sprechen, als „erotischen Kick" erlebte (Michael). Für ihn war ich als anonyme Interviewerin bereits im Vorfeld sexualisiert. Bei anderen Probanden entstanden erotische Empfindungen durch die Erzählung, da sie sich an konkrete Erlebnisse und damit auch an die Emotionen erinnerten. Diese erotischen Emotionen standen nicht notwendigerweise in Beziehung zu mir, konnten aber auf mich gerichtet werden. Andere versuchten aktiv, die Situation neutral zu halten. So erholte sich Rolf zur Zeit des Interviews noch von den Folgen eines chirurgischen Eingriffs. Er erklärte mir:

Rolf: Also ich kann ganz offen sagen, es kann passieren, dass ich – Sie brauchen mich bloß angucken, denn [...] komm ich plötzlich zum Orgasmus [...] Ja, es kann aber auch passieren – wir können zwei Stunden uns quälen und es passiert überhaupt nichts. [...] Ja, es kann [...], jeder normale Mensch kann seinen Sexualtrieb bzw. seinen Orgasmus steuern. Ich kann es nicht. [...] Es kann mir passieren, wenn wir hier sitzen, krieg ich auf einmal einen. Ja, also, weil ich es nicht steuern kann. [...] Ohne, dass ich mir irgendetwas denke, dabei, oder was vorstelle [...]. Das kommt plötzlich, und dann kann ich nichts dagegen machen.

Rolf bezog mich in einer Weise ins Gespräch ein, die üblichen Stilvorgaben der Alltagssprache entspricht. Diese Art der Einbindung kann unter anderem als Versuch interpretiert werden, die erotische Aufgeladenheit der Situation zu neutralisieren, indem er entweder mir oder sich selber indirekt sagt: ‚Sei unbesorgt. Ich fühle mich in keiner Weise sexuell angezogen' oder: ‚Bitte fühl du dich nicht angezogen von mir.' In jedem Fall weist diese Passage darauf hin, dass das Interview Sexualisierungen beinhaltete. Rolf hätte vermutlich keinen Mann auf die gleiche Weise in seine Erzählung mit einbezogen, da dies homosexuelle Gefühle nahelegen würde. Das würde – ganz unabhängig davon, ob Rolf homophob ist oder nicht – Konventionen verletzen.

Gerheim (2007) wurde hingegen in einem anderen Zusammenhang auf die gleiche generalisierende Weise in die Erzählung eingebunden, als ihm ein Proband den Unterschied zwischen Sex mit einer Sex-Arbeiterin und Sex außerhalb des kommerziellen Rahmens folgendermaßen erklärte:

im Gegensatz zu privatem Sex ist zum Beispiel der Zeitpunkt, wann du eindringst, nicht so entscheidend. Wenn du nach 2 Minuten willst oder nach 20 Minuten ist das auch okay (2007: 159).

Er fährt fort, Gerheim weitere technische Vorteile zu erklären. Das deutet darauf hin, dass er den Interviewer als Peer anspricht, als jemanden, der seine Gefühle versteht und sein Verlangen eventuell teilt. Es werden also homosoziale Bünde geknüpft. Die eventuell ebenfalls durch die Erinnerung aufkommenden erotischen Emotionen werden so durch die Frau in der Erzählung kanalisiert und treten nicht als homosexuelles Begehren in Erscheinung. Daher ist es unwahrscheinlich, dass die gebräuchliche generelle Ansprache „du", die das „man" ersetzen kann, auf diese Weise im Gespräch mit einer Interviewerin verwendet worden wäre.

Diese Passagen zeigen, dass die Interaktion des Interviews oder der von Plummer (1995) beschriebene „coaxing process" vonseiten der interviewenden Person nicht nur aktiv gestaltet werden. Vielmehr wird er oder sie von den Interviewees in die eigene Geschichte mit aufgenommen und als geschlechtliches Wesen von ihnen platziert.

Diese Platzierung möchte ich mit einem weiteren Beispiel aus meiner Studie verdeutlichen: Bei einem Probanden wurde ich eindeutig zum Objekt der Begierde. Christian erzählte mir zunächst, dass er manchmal Verkäuferinnen in Geschäften gefragt hätte, ob er ihre Füße küssen dürfe. Da bisher keine zugestimmt hätte, fuhr er fort, dass er gerne wissen würde, wie man sich als Frau fühle, wenn man eine solche Bitte zugetragen bekäme. Ich sagte ihm, dass es die meisten Frauen wohl merkwürdig fänden, woraufhin er mich direkter fragte:

Christian: Das würde mich jetzt wirklich mal interessieren, wenn ich dich jetzt fragen würde [...]: ‚Dürft' ich vielleicht deine Füße küssen, Sabine?' – sage ich mal so – wie du darauf reagieren würdest.

Solche Ausdrücke sexuellen Begehrens scheinen bei der Forschung zu kommerzieller Sexualität keine Besonderheit darzustellen. In der Hydra-Studie (1991) wird zum Beispiel davon berichtet, dass die „Männer [...] unser Verständnis für ihre Form der Sexualität voraus[setzten]“ und „einzelne die Chance [nutzten], das Interview bei uns in Frauenkleidern zu geben“. Und Julia O'Connell Davidson (1994: 217), die ebenfalls Freier interviewte, nahm im Verlauf des Interviews wahr, dass ein Proband zu masturbieren begann.

Schwalbe und Wolkomir (2001: 94) interpretieren diese Sexualisierungen von Interviewerinnen als Kontrollgeste. Sie kann sich in „flirting, sexual innuendo, touching, and remarks on appearance“ ausdrücken und zugleich ganz unschuldig wirken. Durch sie wird deutlich auf die unterschiedlichen sozialen Positionen der Geschlechter hingewiesen, wobei Frauen in Bezug auf die Sexualität vornehmlich die Rolle des Objekts zugewiesen wird (Ussher 1997). Da Frauen als sexuelle Subjekte im Diskurs normativer Heterosexualität fast gar nicht vorkommen, ist dies eine eindeutige Machtgeste. Andererseits offenbaren diese Probanden ihr Begehren und riskieren damit, zurückgewiesen zu werden.

Dies gilt in ähnlicher Weise auch für Interviewer. Denn Gerheim (2007) wurde ebenfalls von den Probanden sexualisiert. Allerdings geschah dies in indirekter Weise, indem er homosozial eingebunden wurde. Es ist anzunehmen, dass auch in seinen Interviews erotische Emotionen durch die Erinnerungen hervorgerufen wurden. Diese wurden über die homosoziale Vereinnahmung kanalisiert und auf die in den Erzählungen vorkommenden Frauen gelenkt. Aufgrund dieser Mechanismen ist Homosozialität unter heterosexuellen Männern unter Umständen eng mit Homophobie verknüpft, der Verneinung sexueller Beziehungen zwischen Männern (Messner 2001: 259). Denn Homophobie ist Michael Kimmel zufolge „a central organizing principle of our cultural definition of manhood“ (2001: 277). Die Entwicklung einer heterosexuellen (Mainstream-)Identität schließt die Ablehnung, homosexuell sein zu können, mit ein, da Homosexualität assoziativ mit Entmännlichung verbunden ist und Männer und Frauen in der normativen Heterosexualität als sich gegenüberstehend und ergänzend entworfen werden. Während Männer beispielsweise als rational und in sexueller wie emotionaler Hinsicht als egoistisch dargestellt werden, wurden Frauen mit der Fähigkeit zu lieben und verantwortlich für Beziehungen konstruiert (Wolf 1995).

8 Zusammenfassung

Untersucht wurde, wie sich das Geschlecht der interviewenden Personen auf das Interviewverhalten von Konsumenten kommerzieller Sexualität auswirkt bzw. wie Interviewees ihr Verhalten an der Konstruktion von Geschlecht ausrichten und auf diese Weise spezifisch Männlichkeit rekonstruieren. Dies wurde hier anhand eines Vergleichs durchgeführt: Die Ergebnisse der von mir selbst durchgeführten Freier-Studie (Grenz 2007) wurden mit den Ergebnissen von Udo Gerheim verglichen, dessen Studie die einzige ist, bei der ersichtlich ist, dass der Interviewer männlichen Geschlechts war. Hier ist allerdings Vorsicht geboten, da die Interpretation fremder und nur auszugsweise veröffentlichter Daten aufgrund vieler fehlender Informationen problematisch ist. Die Ergebnisse hier bilden daher nur ein erstes Herantasten ab, das weiterer Forschung bedarf.

Ausgangspunkt für den Vergleich waren Studien, in denen das Interview als Mittel der Erleichterung von Konflikten, als Herausforderung an das Selbst und als Plattform zur Herstellung von Identität untersucht wurde. Im Zusammenhang mit Freier-Interviews spielen bei allen Aspekten die Entwicklungen der Geständnismacht und die Geschichte der Sexualwissenschaft in der europäischen Kultur eine wichtige Rolle. Denn die Sexualwissenschaft hat sich in ihrem Entstehen vor allem mit Devianzen beschäftigt und der Prostitution wird nach wie vor überwiegend im Verborgenen nachgegangen. Das bedeutet, dass das Geständnis einen wesentlichen Bestandteil der Interviews und der empfundenen Erleichterung ausmacht. Ohne dass der Prostitution heimlich nachgegangen würde, hätte das Offenbaren weniger Gewicht und es bestünde kein Bedarf an dem ebenso ritualisierten wie anonymisierten Rahmen eines Forschungsprojekts.

Die Offenbarung des Geheimen, die Erzählung der sexuellen Erlebnisse wird weiterhin durch die Vorstellungen geprägt, die sich die erzählende von der zuhörenden Person macht. Probanden strukturieren ihre Erzählung aufgrund ihrer Vorstellungen von dem, was die interviewende Person hören möchte oder verkraftet. Daher ist „co-axing" (Plummer 1995: 34) – die aufmunternde Art, dem Redner sein Geheimnis zu entlocken – keinesfalls nur auf das aktive Verhalten der interviewenden Person beschränkt. Das Interview enthält Momente, die von ihm oder ihr nicht kontrolliert werden können, sondern mit der sozialen Positionierung als Mann oder Frau verknüpft sind. Im Vergleich der beiden Studien ist zu beobachten, dass die interviewende Person je nach Geschlecht auf unterschiedliche Weise in die Erzählung der Probanden eingebunden wird. Ein Interviewer wird über die Gleichheit des Geschlechts und damit über die Voraussetzung einer übereinstimmenden Sexualität in die Erzählung aufgenommen. Bei einer Interviewerin wird hingegen auf die Verschiedenheit des Geschlechts und damit auf die Voraussetzung einer anderen Sexualität zurückgegriffen. Das heißt: Die forschende Person hat nur bedingt Einfluss darauf, wie der Interviewee auf die soziale Positioniertheit der InterviewerInnen reagiert und auf welche Weise er die eigene Geschichte strukturiert (Simmel 1908).

Die Herausforderungen, die an eine interviewende Person gestellt werden, unterscheiden sich daher merklich. Auch wenn es so erscheint, als wäre eine Interviewerin in größerer Gefahr, in das Interview und damit in die Sexualität des Probanden integriert zu werden, zeigt sich, dass dies nur oberflächlich gesehen zutrifft. In einem Mann-zu-Mann-Interview sind dieselben gesellschaftlichen Konstruktionen der Geschlechterbeziehungen präsent. Es ist aber wahrscheinlich, dass diese – ebenso wie das Schweigen, das diese bewirken – weniger wahrgenommen werden. Denn es sind gerade die sexuellen Emotionen, die durch Kanalisierung auf eine abwesende Frau zum Schweigen gebracht werden. Dieses Setting bewirkt daher auch, dass sich die Beziehung zwischen Interviewer und Interviewee anscheinend distanzierter gestaltet, während eine Interviewerin scheinbar mehr grenzüberschreitendes Verhalten erfährt. Im Kontext der Mainstream-Sozialforschung und den dazu gehörigen Standards könnte das Interview eines Interviewers daher als neutraler angesehen werden.

Die Untersuchungen hier deuten daher auf die Meta-Ebene eines Interviews, in der die sozialen Positionen beider Beteiligten reflektiert werden müssen. Mit anderen Worten: Homosozialität als vermeintlich neutrale Form von Nähe zwischen heterosexuellen Männern bedarf ebenso der Reflexion wie die vermeintlich weniger neutrale, durch Se-

xualisierung besetzte Form eines Frau-zu-Mann-Interviews. Beide Interview-Settings spiegeln dieselben sozialen Beziehungen wider, die die Konstruktion von Männlichkeit für die Interviewees ermöglichen, allerdings in einer jeweils spezifischen Form.

Literaturverzeichnis

Ahlemeyer, Heinrich W. (2002). *Geldgesteuerte Intimkommunikation. Zur Mikrosoziologie heterosexueller Prostitution*. Gießen: Psychosozial

Beier, Klaus M.; Bosinski, Hartmut A. G.; Hartmann, U. & Loewit, Kurt. (2001). *Sexualmedizin*. München: Urban und Fischer

Berg, Harry van den. (2005). „Reanalyzing Qualitative Interviews from Different Angles: The risk of Decontextualisation and Other Problems of Sharing Qualitative Data". *Forum Qualitative Social Research*, 2008, 6 (1), Art. 30

Braun, Christina von. (1999 [1985]). *NichtIch – Logik, Lüge, Libido*. Frankfurt a. M.: Verlag Neue Kritik

Cronin, Anne M. (2000). *Advertising and Consumer Citizenship: Gender, Images and Rights*. London: Routledge

Day, Sophie. (2007). *On the Game. Women and Sex Work*. London/Ann Arbour/MI: Pluto Press

Eder, Franz X. (2002). *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München: C. H. Beck

Foucault, Michel. (1997 [1983]). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Finch, Janet (1993). „It's great to have someone to talk to. Ethics and politics of interviewing women". In Martyn Hammersley (Hrsg.), *Social Research. Philosophy, Politics and Practice* (S. 166-180). London: Sage

Gerheim, Udo. (2007). „Freier. Ein sich windender Forschungsgegenstand. Projektskizze einer qualitativ-empirischen Untersuchung zu habituellen Mustern heterosexueller Prostitutionskunden". In Emilija Mitrovic (Hrsg.), *Arbeitsplatz Prostitution. Ein Beruf wie jeder andere?* (S. 123-193). Münster: LIT Verlag

Girtler, Roland. (1994). *Der Strich. Erotik der Straße*. Österreich: Staatsdruckerei

Graaf, R. de; Zessen, G. van; Vanwesenbeeck, I.; Straver, C. J. & Visser, J. H. (1996). „Segmentation of heterosexual prostitution into various forms: A barrier to the potential transmission of HIV". *Aids Care*, 8 (4), 417-431

Grenz, Sabine. (2007). (Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Halperin, David M. (1993). „Is There a History of Sexuality?" In H. Abelove; M. A. Barale & David M. Halperin (Hrsg.), *The Lesbian and Gay Studies Reader* (S. 416-431). London: Routledge

Hydra. (1991). *Freier – Das heimliche Treiben der Männer*. Hamburg: Galgenberg

Kimmel, Michael S. (2001). „Masculinity as homophobia: fear, shame, and silence in the construction of gender identity". In S. M. Whitehead & F. J. Barrett (Hrsg.), *The Masculinities Reader* (S. 266-287). Cambridge: Polity

Kleiber, Dieter & Velten, Doris. (1994). *Prostitutionskunden – Eine Untersuchung über soziale und psychologische Charakteristika von Besuchern weiblicher Prostituierter in Zeiten von Aids*. Bonn: Bundesministerium für Gesundheit

Lücke, Martin. (2008). *Männlichkeit in Unordnung: Homosexualität und männliche Prostitution in Kaiserreich und Weimarer Republik*. Frankfurt a. M.: Campus

Merit, Laura. (2005). „Club Rosa". In Elisabeth von Dücker (Hrsg.), *Sexarbeit. Prostitution. Lebenswelten und Mythen*. (S. 124-127). Bremen: Temmen

Messner, Michael A. (2001). „Friendship, Intimacy and Sexuality". In S. M. Whitehead & F. J. Barrett (Hrsg.), *The Masculinities Reader* (S. 253-265). Cambridge: Polity
Mies, Maria. (1978). „Methodische Postulate zur Frauenforschung. Dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen". *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis,* (1), 41-63
Oakley, Anne. (1997). „Interviewing women. A contradiction in terms". In H. Roberts (Hrsg.), *Doing Feminist Research* (S. 30-61). London: Routledge
O'Connell Davidson, Julia. (1994). „The practice of research". In dies. & Derek Layder (Hrsg.), *Methods, Sex and Madness*. (S. 209-224). London: Routledge
O'Rourke, Brendan K. & Pitt, Martyn. (2007). „Using the Technology of the Confessional as an Analytical Ressource: Four Analytical Stances Towards Research Interviews in Discourse Analysis. *Forum Qualitative Research*, 2008, 8 (2), Art. 3
Plummer, Ken. (1995). *Telling Sexual Stories. Power, Change and Social Worlds*. London: Routledge
Queen, Carol. (1997). „Sex radical politics, sex-positive feminist thought, and whore stigma". In Jill Nagle (Hrsg.), *Whores and Other Feminists* (S. 125-135). New York: Routledge
Rosenthal, Gabriele. (2005). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim: Juventa
Rothe, Andrea. (1997). *Männer, Prostitution, Tourismus. Wenn Herren reisen ...* Münster: Wachs Verlag
Schütze, Fritz. (1987). *Das narrative Interview in Interaktionsstudien I.* Hagen: Gesamthochschule, Fernuniversität
Schwalbe, Michael & Wolkomir, Michelle. (2001). „The masculine self as problem and resource in interview studies of men". *Men and Masculinities,* 40 (1), 90-103
Sanders, Teela. (2005). *Sex Work. A Risky Business*. Devon: Willan Publishing
Sedgwick, Eve K. (1990). *Epistemology of the Closet*. London: Harvester Wheatsheaf
Simmel, Georg. (1908). „Das Geheimnis und die Geheime Gesellschaft". In Georg Simmel, *Soziologie – Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (S. 337-401). Leipzig: Duncker und Humblot
Smart, Carol. (1984). *The Ties that Bind: Law, Marriage and the Reproduction of Patriarchal Relations*. London: Routledge
Thürmer-Rohr, Christina. (1984). „Der Chor der Opfer ist verstummt". *Beiträge zur feministischen Forschung und Praxis*, 1984 (11), 71-84
Ussher, Jane M. (1997). *Fantasies of Femininity: Reframing the Boundaries of Sex*. London: Penguin
Velten, Doris. (1994). *Aspekte der sexuellen Sozialisation. Eine Analyse qualitativer Daten zu biographischen Entwicklungsmustern von Prostitutionskunden*. Diss. FU Berlin
Wolf, Maria. (1995). *„... quasi irrsinnig". Nachmoderne Geschlechter-Beziehung*. Pfaffenweiler: Centaurus

Zur Person

Sabine Grenz, Dr. phil., Institutionen för kulturvetenskaper/genusvetenskap, Göteborgs Universitet, Institute for Cultural Studies/Gender Studies. Arbeitsschwerpunkte: Maskulinität, Sexualität, Prostitution, NS, Tagebücher, Gleichstellung
Kontakt: Institute for Cultural Studies/Gender Studies, Box 200, University of Gothenburg, 40530 Göteborg, Schweden. E-Mail: sabine.grenz@wmst.gu.se, sabine.grenz@gender.hu-berlin.de

Nina Wehner

Studentische Väter – Pioniere neuer Vaterschaft?[1]

Vaterschaftskonstruktionen und die Bedeutung des Zeitpunkts der Familiengründung in einer ungewöhnlichen Lebensphase

Zusammenfassung

Im Zuge des demografischen Wandels hat die Frage nach dem Zeitpunkt der Familiengründung von AkademikerInnen eine starke Dramatisierung erfahren. Angesichts sinkender Geburtenzahlen durch immer stärkeren Aufschub der Realisierung eines Kinderwunsches werden Möglichkeiten der „Entzerrung", der „Rush hour of life", gesucht. Das Studium als alternativer Zeitraum für eine Erst-Elternschaft wird so auch unter Vereinbarkeitsaspekten vor allem Frauen empfohlen. Wie lassen sich nun Familiengründungsprozesse im Studium von Männern aus der Perspektive der Geschlechterforschung einordnen? Anhand der Auswertung von Interviews mit studierenden Vätern werden die Bedeutungen der Familiengründung im Studium für Männer rekonstruiert und die Wege zur Vaterschaft nachgezeichnet. Dazu werden drei Typen studentischer Väter unterschieden und analysiert, inwiefern der Zeitpunkt der Familiengründung im Studium emanzipatorische Potenziale für neue Vaterschaftsmodelle beinhaltet.

Schlüsselwörter
Familiengründung, Studium, Familienplanung, Vaterschaft, Männlichkeit, Lebensphasen, Qualitative Sozialforschung

Summary

Student fathers – pioneers of a new fatherhood?

Due to demographic change, the question about the point in time at which academics decide to start a family has become an urgent one. In view of declining birth rates, which are often caused by the postponement of the decision to have a child, possibilities to make the so called „rush hour of life" less of a rush are being debated. Thus, the time spent at university is increasingly recommended as an alternative period during which to have children – especially for women. However, what does having a family while still studying mean for men? The study presented in this article tackles this question from the perspective of gender studies. By analyzing interviews with studying fathers, it reconstructs the different paths that lead to fatherhood for students, and their meanings. For that purpose, three types of studying fathers are differentiated. The analysis focuses on the question of how far having a family during university studies bears emancipatory potential for new models of fatherhood.

Keywords
starting a family during higher education, family planning, fatherhood, masculinity, lifecourse, qualitative social research

1 Für die hilfreichen Anmerkungen und die konstruktive Kritik bei der Entstehung dieses Artikels möchte ich Karsten Kassner und Karin Schwiter herzlich danken.

1 Einführung

Im Zusammenhang mit der „Entdeckung" des demografischen Wandels, der in den letzten Jahren verstärkt ins Bewusstsein der politischen und medialen Öffentlichkeit gerückt ist, wird zunehmend nach Gründen für die sinkende Geburtenrate gesucht. Vor allem die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen erfuhr dabei eine starke Dramatisierung (Wirth/Dümmler 2004; Schmitt/Wagner 2006; Stiegler 2006; Dorbritz/Ruckdeschel 2007; Kreyenfeld/Konietzka 2007). In der Tat ist einer der Gründe für den Rückgang der Geburtenrate in Deutschland der Aufschub der Familiengründung bei AkademikerInnen. Dies lässt sich zum einen durch den sogenannten „Institutioneneffekt" erklären, demzufolge deutsche Hochschulen ihre AbsolventInnen bisher nach einer langen Verweildauer relativ alt entlassen: 2006 waren deutsche Erst-Absolventinnen im Durchschnitt 27,2 Jahre und Absolventen 28 Jahre alt (Feuerstein 2008: 607). Wenn dann im Anschluss die in langen Jahren erworbene Qualifikation erst noch erfolgreich in eine angemessene berufliche Position überführt werden soll, sind die Frauen und Männer bereits Anfang bis Mitte dreißig. Hinzu kommt zum anderen die faktische und normative Verbreitung des „Phasenmodells" in Deutschland. Wie eine repräsentative Untersuchung der 18- bis 44-jährigen Bevölkerung aus dem Jahr 2003 zeigt, waren 85 Prozent der Befragten der Meinung, dass man erst nach Ausbildungsabschluss und nach einigen Berufsjahren Kinder bekommen sollte (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 25). Auch Studierende teilen diese Einstellung mehrheitlich: Im HISBUS-Online-Panel gaben 41 Prozent der befragten Studenten als besten Zeitpunkt für die Geburt eines Kindes an: „erst wenn ich eine sichere berufliche Position erreicht habe" und 34 Prozent der Studentinnen: „erst wenn ich ausreichend Berufserfahrung habe" (Middendorff 2003: 14).

Dabei ist der Wunsch nach Kindern unter StudentInnen ungebrochen: 44 Prozent der StudentInnen wünschen sich zwei Kinder, ein weiteres Viertel sogar drei und mehr. Lediglich 6 Prozent der Studentinnen und 7 Prozent der Studenten wollen keine Kinder (Middendorff 2003: 12). Diese Wünsche stehen zu der Logik des Phasenmodells in einem fatalen Widerspruch: Folgen AkademikerInnen dem „Nacheinander" von Studium, Berufseinstieg und Familiengründung, wird aus einem weit bis jenseits der Dreißig aufgeschobenen nicht selten altersbedingt ein aufgehobener Kinderwunsch; zumindest aber muss die gewünschte Kinderzahl nach unten korrigiert werden.

So plädieren auch die VerfasserInnen des Siebten Familienberichts für eine „Entzerrung" der sogenannten „Rush hour of life" und fordern dezidiert, das Studium müsse als Zeitraum für die Realisierung eines Kinderwunsches attraktiver werden – dies umso dringlicher, da eine Erhöhung der StudentInnenzahl von derzeit 22 Prozent auf 40 Prozent politisches Ziel sei und somit eine Verschärfung der beschriebenen Entwicklung drohe (Sachverständigenkommission Siebter Familienbericht 2005: 270).

1.1 Forschung zu Studium/Wissenschaft und Elternschaft

Auf der Suche nach alternativen Zeitfenstern für die Familiengründung insbesondere von AkademikerInnen werden so in den letzten Jahren verstärkt Ausbildungs- und Studienzeiten in den Blick genommen und die Bedingungen für eine Familiengründung und die Vereinbarkeit von Ausbildung/Studium und Familie in diesen Phasen unter-

sucht (Bundesministerium für Bildung und Forschung/Middendorff 2008; Cornelißen/Fox 2007; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2004). In ganz anderer Weise finden sich studierende Eltern in der Forschung zu Studienabbruchsgründen des Hochschul-Informations-Systems HIS wieder: Demnach sind Studierende mit Kind von der Gefahr des Studienabbruchs deutlich häufiger betroffen als Kinderlose, und zwar ausdrücklich wegen mangelnder Kinderbetreuungsmöglichkeiten und Vereinbarkeitsproblemen zwischen Studium und Kind (Heublein et al. 2003: 89).[2]

Überdies sind in den letzten Jahren einige punktuelle Studien zu den Bedürfnissen Studierender mit Kind an einzelnen Hochschulen durchgeführt worden, so z. B. unter anderem an den Universitäten Oldenburg, Gießen und Bamberg (Flaake et al. 2008; Meier-Gräwe/Müller 2008; Franke 2007). Nicht zuletzt im Zuge von Bewerbungen um das Zertifikat „Familiengerechte Hochschule", verliehen durch die Gemeinnützige Hertie-Stiftung, bemühen sich viele Hochschulen heute um ein familienfreundlicheres Profil.

Derzeit untersuchen verschiedene aktuelle Studien den Wissenschaftsbetrieb als Arbeitsfeld mit spezifisch ungünstigen Bedingungen für Familie (Auferkorte-Michaelis et al. 2005; Lind 2008). Dabei fokussieren sie auf PromovendInnen, wissenschaftliche MitarbeiterInnen, Angehörige des Mittelbaus und ProfessorInnen und verfolgen die Frage, inwiefern Wissenschaft als Berufsfeld in ihren konkreten Ausformungen Kinderlosigkeit strukturell begünstigt oder gar erfordert und im Gegenzug Elternschaft verhindert.

1.2 Geschlechterbilder studierender Eltern

In meiner hier vorgestellten laufenden Untersuchung[3] geht es dezidiert um die Phase des Studiums und damit um StudentInnen, die bereits in diesem Zeitraum Eltern werden. Wie lassen sich die Familiengründungsprozesse studierender Eltern, die in einer ungewöhnlichen, weil nicht normkonformen Lebens- und berufsbiografischen Phase erfolgen, aus der Perspektive der Geschlechterforschung beschreiben und einordnen?

Jan Künzler hat in seiner bereits etwas älteren quantitativen Studie über familiale Arbeitsteilung unter anderem eine Stichprobe studierender Eltern untersucht (1994). Leitend war dabei die Annahme, dass es sich bei studierenden Elternpaaren sowohl um „Zeit-" als auch um „Einstellungspioniere" handele und sich gesellschaftlicher Wandel in der Praxis der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung am ehesten in dieser Gruppe finden lassen dürfte (1994:126). Er kommt durch seine Auswertung von Zeitverwendungstagebüchern studierender Väter und Mütter zu dem Schluss, dass sich unter studierenden Elternpaaren tatsächlich „Egalität" im Arbeitsteilungsarrangement finden lässt, allerdings bei zugleich erfolgender „partieller Traditionalisierung" (1994: 127).

Zur Lebenssituation studierender Mütter gibt es bereits seit den späten 1980er Jahren eine Reihe qualitativer Untersuchungen (Frankenberger et al. 1989; Grossmann 1989; Göhler/Scholz 1989; Goebel 1997; zuletzt Sellner 2003). Die Auswertungen der dort geführten Interviews verfolgen die Frage der spezifischen Vereinbarkeitsproble-

2 Innerhalb dieser Gruppe wiederum brechen studierende Mütter deutlich häufiger wegen der genannten Probleme ab als studierende Väter.

3 Es handelt sich um eine Teil-Auswertung aus meiner Dissertation zu Geschlechterkonstruktionen studierender Eltern. In der Dissertation werte ich insgesamt 18 Interviews mit studierenden Eltern aus, zehn mit studierenden Müttern und acht mit studierenden Vätern.

me studierender Mütter und untersuchen, inwiefern eine Mutterschaft im Studium auch emanzipatorisches Potenzial beinhalten kann.

1.3 Fragestellung und Aufbau des Textes

Während sich also eine Reihe qualitativer Arbeiten speziell mit studierenden Müttern befasst, gibt es meines Wissens keine (qualitative) Studie, die dezidiert auf studierende Väter fokussiert.[4] Dabei werden Frauen und Männer etwa gleich oft bzw. gleich selten im Studium Eltern – die Zahlen liegen seit den 1980er Jahren stabil zwischen 6 und 7 Prozent der StudentInnen. Die Zahl der studentischen Väter liegt mit knapp 6 Prozent nur unwesentlich unter der studentischer Mütter (6–8 Prozent) (Bundesministerium für Bildung und Forschung/Middendorff 2008: 7; Middendorff 2007: 34; Kahle 1993: 8).[5]

Im Folgenden werde ich mich daher auf die studentischen Väter konzentrieren. Der Text soll einen Beitrag zur Frage danach leisten, welche Bedeutung der Zeitpunkt der Familiengründung für hochqualifizierte Männer hat. Für (Akademiker-)Männer gilt gemeinhin eine sichere berufliche Position als wichtige Voraussetzung für den Übergang zur Vaterschaft (Kühn 2005). Anders als Frauen[6] nutzen Männer Phasen von Arbeitslosigkeit und Teilzeitbeschäftigung oder befristete Verträge eher selten zur Familiengründung (Schmitt 2008).

Bei den studentischen *Müttern* meines Samples findet sich ein Typ der „Planerin", der eine Parallelität von Studium und Mutterschaft explizit als leichter zu vereinbaren wahrnimmt als die von Berufstätigkeit und Kind, und so das Studium als vorteilig für eine Familiengründung bewusst auswählt.

Wie sieht dies nun bei studierenden Vätern aus? Gibt es in der Gruppe der Studenten eine äquivalente Strategie dazu? Wie kommt es zu den Familiengründungsprozessen dieser Männer in der dafür ungewöhnlichen Lebensphase „Studium"? Welche Bedeutung nimmt das Studium für studierende Väter ein? Kann die Vaterschaft im Studium als Strategie der Männer gelesen werden, die Studienphase als Freiraum für eine „aktivere" Vaterschaft zu nutzen, um der Einbindung in Erwerbsarbeit und dem Druck der Familienernährer-Norm (zeitweise) zu entgehen und mehr Zeit im Alltag mit dem Kind zu verbringen? Bietet das Studium als Phase für eine Familiengründung so gesehen emanzipatorisches Potenzial, das studentische Väter für eine andere Form der Vaterschaft nutzen?

Anhand der Auswertung von Interviews mit studierenden Vätern werde ich diesen Fragen nachgehen. Ich werde im Folgenden zunächst kurz das Sample und die Auswertungsmethode vorstellen (2). Anschließend werden drei Typen studentischer Väter unterschieden, die ich aus der Auswertung meiner Interviews gewonnen habe. An diesen

4 In meiner Dissertation werden neben den Interviews mit studierenden Vätern auch Interviews mit studierenden Müttern ausgewertet.

5 Eine Familiengründung im Studium ist im vereinigten Deutschland ein seltenes Ereignis. Anders sah es in der DDR aus: In den neuen Bundesländern lag noch Anfang der 1990er Jahre, unmittelbar nach der Wende, der Anteil studierender Eltern mit 11 Prozent deutlich höher als in den alten Bundesländern, fiel aber binnen weniger Jahre auf ein ähnliches niedriges Niveau wie in den alten Ländern (1997 nur noch circa 6 Prozent) (Middendorff 2007: 34f.).

6 Wobei dieser Trend vor allem bei niedrig- und mittelqualifizierten Frauen festzustellen ist: Je qualifizierter die Frauen sind, desto stärker sind sie an einer schnellen Rückkehr in den Arbeitsmarkt interessiert.

Typen werde ich zuerst rekonstruieren, wie die Wege zur Familiengründung im Studium verliefen und welche Bedeutung dem Studium dabei zukommt (3), und in einem zweiten Schritt herausarbeiten, inwiefern sie sich als „besondere Väter" positionieren (4). Abschließend soll diskutiert werden, inwiefern die Familiengründungsprozesse von studierenden Männern als Hinweis auf ein emanzipatorisches Verständnis von Vaterschaft gedeutet werden können (5).

2 Stichprobe und Methode

Datengrundlage meiner Analyse sind acht teilnarrative Leitfaden-Interviews mit studentischen Vätern in Baden-Württemberg.[7] Die Interviewpartner sind zwischen 23 und 34 Jahre alt. Alle haben ein Kind, bei dreien ist zum Interviewzeitpunkt gerade ein zweites unterwegs. Vertreten sind FH-, Universitäts- und Kunstakademiestudenten. Die Fachrichtungen der interviewten studentischen Väter sind Informatik, Elektrotechnik, Biologie, Pflege- bzw. Wirtschaftspädagogik, Kunst und Sozialwissenschaften. In den Interviews wurden die Studenten zunächst gebeten zu erzählen, wie es zur Familiengründung im Studium kam und wie sich ihre Situation heute gestaltet. Daraufhin erfolgten gezielte Nachfragen zu den Bereichen Geplantheit des Kindes, Alltag, Vereinbarkeit von Familie und Studium, zur Arbeitsteilung mit der Partnerin, zum Erleben der eigenen Situation an der Hochschule, zu Erfahrungen mit KommilitonInnen und DozentInnen, zum eigenen Zeiterleben und zur finanziellen Situation. Die Nachfragen wurden so offen wie möglich gehalten, um den Befragten den Freiraum zu lassen, eigene Schwerpunkte zu setzen und ihre Sicht der Dinge relevant zu machen. Den Schluss des Interviews bildete ein Einstellungs- und Bewertungsteil.

Die Auswertung der Interviews erfolgte nach einem rekonstruktiv-hermeneutischen Verfahren, orientiert an Lucius-Hoene/Deppermann (2004).[8]

Bei der Auswertung der Teilstichprobe studierender Väter konnten drei Typen herausgearbeitet werden: „Studenten mit Kind", „Berufstätige Väter im Studium" und „Studentische Väter mit hohem Betreuungsanteil".[9] Die Typen lassen sich anhand spezifischer Gemeinsamkeiten auf einer Merkmalsebene bestimmen, die alle zu einem Typ zusammengefassten Fälle aufweisen (Homogenität auf Typusebene). Gleichermaßen lassen sie sich wiederum aufgrund anderer Merkmale nach Typen unterscheiden (Heterogenität auf Typologieebene) (Kelle/Kluge 1999: 78f.). Die Typologie wird hier an zwei Merkmalsebenen vorgestellt: zunächst die Unterscheidung der Typen nach der *Be-*

7 Die Interviews habe ich 2005 im Rahmen des Projekts „Familiengründung im Studium. Eine Studie in Baden-Württemberg" erhoben (Helfferich et al. 2006). Insgesamt wurden 30 Interviews mit studierenden Eltern geführt, 22 mit Frauen und 8 mit Männern. Die Bereitschaft zum Interview wurde in der vorangegangenen standardisierten Befragung ermittelt. Das Sample für die qualitative Teilstudie wurde nach Kriterien der maximalen Variation (Geschlecht, Alter, Studienrichtung, Hochschulart, -ort, Anzahl und Alter der Kinder, Familienstand) ausgewählt.

8 Es handelt sich um einen erzähl- und sprachanalytischen Ansatz, der auf Fritz Schützes Interpretationsmethode narrativer Interviews zurückgreift.

9 Die hier vorgestellte Typologie beansprucht selbstverständlich nicht, „umfassend" zu sein im Sinne, allen möglichen Typen studierender Väter gerecht zu werden. Bei einer breiteren Datenbasis und einer Ausweitung des Samples, beispielsweise um studierende Väter mit bereits fertig studierter Partnerin, ließen sich wahrscheinlich noch weitere Typen bilden bzw. die hier gefundenen neu zuordnen.

deutung des Studiums und den *Wegen zur Vaterschaft im Studium* und in einem zweiten Schritt nach den Selbstpositionierungen als „*besondere Väter*".

3 Bedeutungen des Studiums und Wege zur Familiengründung im Studium

3.1 Typ 1 „Student mit Kind"

Beim Typ „Student mit Kind" (zwei Fälle) war die Familiengründung im Studium nicht geplant. Die Befragten sind Mitte zwanzig, befinden sich im Erststudium und haben noch keine Berufsausbildung abgeschlossen. Bei ihnen stand das Studium an erster Stelle ihrer biografischen Planung, das Studium war „dran" und unerwartet kam ein Kind dazu: „war nicht geplant, kam einfach so" (23),[10] „es war auf jeden Fall kein Wunschkind s' also war auf jeden Fall also so'n Verhütungs <<lachend> fehler> quasi" (03). Die Geburt des Kindes greift in den ‚eigentlichen Plan', den antizipierten ‚normalen Verlauf' des Studiums ein: „Und dann hat das quasi so studienmäßig das Kind gebremst" (03). Vor der Geburt des Kindes stellte das Studium für die Interviewpartner die zentrale Beschäftigung dar, die Fächer sind nach den persönlichen Interessen gewählt, die Identifikation mit dem Studium ist hoch. Studieren ist hier eng verknüpft mit Aspekten der Selbstverwirklichung und Selbstfindung („das eigene Ding machen" (23)). Das Studium erfährt durch die Familiengründung notwendig eine Einschränkung: „Also ich hab weniger Zeit, also ich würde manchmal <<lachend> gerne> viel mehr studieren, aber kann halt nich. Also, geht nicht" (03).

Die Studienphase hatte vor Eintreten der Schwangerschaft den Charakter einer Phase des „Erfahrungen-Sammelns" – sie bietet Raum sich auszuprobieren und ist von Offenheit und Nicht-Festgelegtheit gekennzeichnet: „Ich hätte mir wahrscheinlich auch vorstellen können in Neuseeland Schafe zu züchten oder so was" (03). Eine Familiengründung passt nicht in diese Lebensphasenkonzeption. Ob, und wenn wann die betreffenden Interviewpartner ein Kind bekommen wollen, war bis zu dem Zeitpunkt der Schwangerschaft (noch) gar nicht Bestandteil einer eigenen Planung: „Also, ich hatte mir keine großen Gedanken über Kinder gemacht eigentlich, also eigene Kinder, hab mir keine gewünscht" (03). Die Vaterschaft tritt somit ohne klaren vorherigen Kinderwunsch ein und muss in die bisher gültigen Pläne und Vorstellungen integriert werden. Dies stößt an Grenzen; die Studenten mit Kind loten aus, was von ihren alten Vorstellungen und Lebensweisen wohl mit Kind noch möglich sein wird und was nicht: „so Sachen wie Interrail oder Trampen oder so was, das geht nicht mehr. Trampen auf jeden Fall nicht. Glaub ich. Na, muss man mal ausprobieren" (03). Zudem beginnt mit der Existenz des Kindes eine „Familialisierung" der eigenen Lebensform – seit sie Väter sind, sind sie mit der Partnerin zusammengezogen, was mit einem Verlust an Autonomie in zeitlicher und räumlicher Hinsicht einhergeht: „Überhaupt dann sind wir auch zusammengezogen. Ich war vorher 'n Einzelgänger" (23); „ich war vorher ziemlich viel alleine und jetzt eigentlich gar nich" (03); „ich hab auf einmal so mein persönliches Reich verloren" (23).

10 Die Zahlen in Klammern sind die Interviewnummern in der Reihenfolge, in der die Interviews geführt wurden.

Die Veränderungen durch die Vaterschaft umfassen auch die eigene Zukunftsperspektive. Während die Befragten vor der Geburt des Kindes noch kein klares Berufsziel verfolgten, ändert sich mit Eintreten der Vaterschaft auch die Auseinandersetzung mit der Zeit nach dem Studium, „für das Kind sorgen können" wird bedeutungsvoller, die Frage nach den Möglichkeiten eines eigenen Berufs aktueller.

Zu ihrer Identität als junge Männer und Studenten ist nun notwendigerweise die Rolle als Vater hinzugetreten, mit der sie sich auseinandersetzen müssen und die in den eigenen Identitätsentwurf integriert werden muss: „Also ich trenn das halt auch so: Es gibt irgendwie mich und es gibt mich in der Familie ja? Das sind irgendwie so zwei paar Schuhe. Ich hab das eine mit dem andern Leben noch net so richtig kombiniert oder so. Oder es hat sich noch nicht so kombiniert irgendwie" (23).

Die Integration des Vater-Seins in die eigene Identität verläuft teilweise schwierig und gestaltet sich widerständig, etwa wenn die Vaterschaft bezogen auf die eigene Biografie als „zu frühe" Einschränkung von Freiheit und Unabhängigkeit erlebt wird. Dieses biografische „zu früh" ist auch an Alterskonzepte gebunden: „Ich bin erst fünfundzwanzig. Vielleicht hätt ich's noch 'n paar Jahre ohne Kinder ausgehalten. Ja, hätt ich sicher" (03).

Begründungsbedürftig ist bei diesem Typ, warum er zu diesem frühen biografischen Zeitpunkt Vater geworden ist. Das Studium steht nicht infrage und bedarf keiner Legitimation, es war ja der ‚eigentliche (biografische) Plan'. Es wird fortgesetzt, wenn auch unter veränderten und erschwerten Bedingungen.

Die relevante Bedeutung der Familiengründung im Studium liegt bei diesem Typus vor allem auf der Ebene der individuell-persönlichen Bewältigung des Transformationsprozesses, der mit der Vaterschaft einsetzt. Helfferich et al. verwenden in ihrer Studie „Männer leben" dafür den Begriff der „Transformation freier Männlichkeit in die gebundene Vaterschaft" (2005: 95). Der Student mit Kind muss seine Vaterschaft und die damit verbundenen alltagspraktischen und zukünftigen Konsequenzen in seine Identität und seine Lebensplanung integrieren, ohne dass er im Vorfeld darauf vorbereitet gewesen wäre bzw. sich subjektiv schon dazu bereit gefühlt hätte. Vielmehr fällt dieser Transformationsprozess bei diesem Typus just in die „Moratoriumsphase" des Studiums, die einerseits von Konzentration auf das Studium geprägt und andererseits von eigenen Bedürfnissen der Selbstverwirklichung und Selbstfindung, von der Freiheit und Ungebundenheit des StudentInnenlebens bestimmt ist.

3.2 Typ 2 „Berufstätiger Vater im Studium"

Der zweite Typ, der „berufstätige Vater im Studium" (drei Fälle) ist vom Alter, von seiner berufsbiografischen Situation und seiner Partnerschaft an einem anderen Punkt. Diese Befragten sind eher Ende 20 bis Anfang 30, haben bereits einige Jahre in Ausbildungsberufen gearbeitet und sind sich mit ihren langjährigen Partnerinnen über einen Kinderwunsch einig und im Klaren gewesen. Das Kind im Studium ist bei ihnen Resultat einer gemeinsamen Planung: „Ich weiß net wie's in andere Interviews vielleicht rausgekomme isch aber, so äh, ja dann bin ich zufällich schwanger gworde oder dann isch meine Frau zufällich schwanger geworde, so war's also bei uns net" (21).

Entscheidend für die Realisierung des Kinderwunsches zu diesem Zeitpunkt ist entweder das eigene erreichte Alter: „war auch klar irgendwie, ja, dass ich ja schon eben n

gewisses Alter hab, und dann hab ich halt gesagt okay, jetz heiraten mer un irgendwie hab ich gedacht dann, ja jetz woll mer auch en Kind“ (17) oder die Planungsperspektive des Paares: „war für uns eigentlich schon immer klar, dass wir ungefähr mit dreißich auch Kinder kriegen wollten“ (19). Biografisch ist bei diesem Typus das subjektive Zeitfenster für eine Vaterschaft also erreicht. Erklärungsbedürftig in der Sichtweise dieser Väter ist dementsprechend nicht, dass sie Vater geworden sind, das entspricht ja den Wünschen und der Normalitätserwartung der Befragten, sondern dass sie zum Zeitpunkt ihrer Vaterschaft ihre Vollzeiterwerbstätigkeit unterbrechen bzw. einschränken und ein Studium aufnehmen. Die Entscheidung für ein Studium des Vaters ist also mit finanziellen Einschränkungen für die Familie verbunden und muss entsprechend gut begründet und durchdacht werden:

„Dann kam zuerst die Kunde, dass die A schwanger is und danach drei Wochen danach kam der Bescheid, dass ich zugelassen bin, das war nicht ganz leicht. Das heißt dass wer dann erst mal ähm, zwei Wochen recht unemotional gerechnet haben, und uns selbst gefragt haben, wie wir das weiterführen können.“ (19)

Das Studium stellt einen Kostenfaktor dar, den sich die Interviewpartner und ihre Familien leisten können müssen. Normalitätshorizont ist hier eine Vollzeiterwerbstätigkeit zum Zeitpunkt der Vaterschaft: „Mir habe au, das einkalkuliert gehabt dass ich zwar studier aber dass mir trotzdem gern Kinder möchte, mir hätte ja rein theoretisch auch noch vier Jahre verhüten können“ (21).

Die Legitimierung der Entscheidung für ein Studium trotz Vaterschaft funktioniert darüber, dass das Studium als ein klar begrenzter Zeitraum angelegt ist und dezidiert dem Zweck der Weiterqualifizierung dient. Der Erfolg des Studiums knüpft sich für diese Männer strikt daran, inwiefern es ihnen ermöglichen wird, anschließend eine adäquat bezahlte Stelle zu finden und darüber die eigene Familie finanziell besser absichern und versorgen zu können. Die Begründung verläuft in diesem Fall also darüber, dass der betreffende Vater *für* seine Familie studiert. Die Aufnahme seines Studiums zu diesem ungewöhnlichen Zeitpunkt wird von den Vätern im Studium als gemeinsames Projekt mit ihren Partnerinnen gerahmt, die Unterstützung der Partnerin wird als Grundvoraussetzung dafür genannt: „da stand meine Dame zum Glück hinter mir“ (19), die Entscheidung dazu als eine gemeinsame konstruiert: „da ham wir uns überlegt, das kriegen wir irgendwie hin“ (21).

Die Bedeutung des Studiums ist entsprechend hoch, wenn auch ganz anders gelagert als beim ersten Typus. Um Selbstverwirklichung geht es hier weniger. Die Befragten dieser Gruppe identifizieren sich klar als Berufstätige („ich bin ’n berufstätiger Mann mit Kind“ (21)) und grenzen sich von den ‚normalen Studierenden‘ und deren Lebenswelt dezidiert ab: Noch zu Hause oder in Wohngemeinschaften wohnen, finanziell von den Eltern abhängig sein, ausgiebiges Ausgehen und Feiern und insgesamt ungebunden, mobil und flexibel sein, entspricht ihrer eigenen Lebenssituation und ihrer Normalitätsvorstellung nicht.

Die Familiengründung im Studium ist hier die Erfüllung des Plans eines Paares, das zu diesem Zeitpunkt Kinder will. Die Rahmenbedingung, dass der Mann zeitgleich eine Weiterbildung in Form eines Studiums aufnimmt, bedarf besonderer Aufwendungen, die sich aber lohnen. Die Hindernisse und Einschränkungen, die sein Studium für die

Familie mit sich bringen, wiegen nicht so schwer, dass es gerechtfertigt erschiene, mit der Familiengründung noch zu warten.

3.3 Typ 3 „Studentischer Vater mit hohem Betreuungsanteil"

Der dritte Typus (drei Fälle) zeichnet sich durch eine überdurchschnittlich hohe Zuständigkeit für das Kind aus. Ihnen allen gemeinsam ist, dass sie sich bewusst entschieden haben, parallel zu ihrer Vaterschaft ein Studium aufzunehmen bzw. weiterzuführen – das Studium erschien den studentischen Vätern mit hohem Betreuungsanteil in ihrer Situation als bestmögliche Wahl. Die Verläufe, wie es zur Familiengründung kam, sehen dabei ganz unterschiedlich aus:

Ein Interviewpartner wurde bereits als Abiturient ungeplant Vater. Er war nach dem Schulabschluss zunächst ein Jahr mit dem Kind zu Hause. Die Mutter des Kindes begann ein Studium. Nach einem Jahr stand er vor der Frage, was er machen sollte:

„Ich wollte eigentlich ne Ausbildung machen […] so was handwerkliches, und da wär ich ja au n ganzen Tag weggewesen. Und das wollt ich nich und dann hab ich meine zweite Wahl, was ich auch irgendwann mal machen wollte, ja, halt gemacht und hab Bio studiert" (25).

Die Entscheidung für das Studium fällt hier vor dem Hintergrund, dass eine Lehre in Teilzeit zu absolvieren nicht möglich war, das Studium ist die „zweite Wahl", die allerdings eine deutlich bessere Vereinbarkeit mit der Kinderbetreuung verspricht, für die er sich klar zuständig sieht. Zwischenzeitlich hat die Kindsmutter sich von ihm getrennt und das Kind lebt überwiegend bei ihm (alleinerziehender Vater).

Bei einem anderen Interviewpartner dieses Typus' kam das Kind ebenfalls ungeplant: „Das Kind muss ich sagen, war ne Überraschung. Also A.s Mutter sagte eines Tages, hoppla ich bin schwanger" (09). Zu dem Zeitpunkt absolvierte er gerade eine Ausbildung, die er dann aus gesundheitlichen Gründen abbrechen musste. In diesem Interview wird das Kind mit „Druck", einen Abschluss zu erlangen, verbunden: „und grad bezogen auf das Kind war natürlich 'n großer Druck da dann auch'n Abschluss zu machen" (09). Deshalb entschied er sich für die Aufnahme eines Bachelor-Studiengangs. Die Mutter des Kindes arbeitete schon bald nach der Geburt wieder Vollzeit als Selbstständige. Nach einem Jahr trennten sie sich, das Sorgerecht ist geteilt, die Tochter lebt überwiegend bei der Mutter (Trennungsvater).

Bei dem dritten Interviewpartner war die Familiengründung während seines Studiums geplant. Seine Partnerin war bereits in ihrem Ausbildungsberuf tätig und wollte in einem bestimmten Alter ein Kind; er schloss sich dieser Planung an: „Sie wollte ein Kind. Mit 26 spätestens ein Kind. Sie wollte unbedingt und ich fand das auch ganz interessant" (08). Er war zu dem Zeitpunkt bereits Student. Sie erhielt während der Schwangerschaft ein attraktives Job-Angebot, das sie auch annahm, er wechselte daraufhin die Hochschule und ging mit. Seitdem ist er Hausmann, Vater und Student und sie arbeitet Vollzeit (Hausmann).

Das Studium erscheint in allen drei Fällen als passende Struktur, die zumindest kurzfristig die Umsetzung der eigenen Lebenspläne ermöglicht. Es kommt in der Perspektive der studentischen Väter mit hohem Betreuungsanteil als *Tätigkeit neben der Vaterschaft* in Frage. Beim alleinerziehenden Vater strukturiert die Vereinbarkeitsfrage alle seine weiteren Entscheidungen vor: „das ganze Leben, tja das orientiert sich dann

schon extrem am Kind und an dem was mit Kind halt möglich is und was nich“ (25). Er studiert rein pragmatisch und besucht nur die Veranstaltungen, die von der Kinderbetreuung her günstig liegen. Das Studium steht dabei als Ausbildung, die eine Vereinbarkeit mit seiner Vaterschaft erlaubt, im Vordergrund und weniger in inhaltlicher Hinsicht.

Beim Trennungsvater geht der Plan, durch einen BA-Studiengang zu einem schnellen Abschluss zu gelangen, nicht auf. Er fühlt sich „zerrissen“ und leidet unter der „Dreifachbelastung“: Arbeit (Hi-Wi-Job), Kind und Studium. Dabei fällt das Studium am ehesten unter den Tisch. Zum Zeitpunkt des Interviews hat er sich entschieden, das Studium abzubrechen und so nur noch die beiden Bereiche Arbeit und Kind verbinden zu müssen.

Auch der Hausmann ist zum Zeitpunkt des Interviews dabei, umzudisponieren. Sein Plan, neben seiner Zuständigkeit für das Kind und den Haushalt noch zu studieren, hat nicht funktioniert. Gegenwärtig meldet er sich für ein Fernstudium an, in der Hoffnung, dass dies besser mit der Kinderbetreuung zu vereinbaren sein wird.

Alle studentischen Väter mit hohem Betreuungsanteil haben im Kern ein Vereinbarkeitsproblem zwischen Kinderbetreuung und Studium und suchen individuell nach Lösungen dafür. Hier kommt zum Tragen, dass sie – im Gegensatz zu den anderen beiden Typen – keine Partnerin haben, die sie bei der Kinderbetreuung substantiell entlastet und ihnen so ermöglicht, sich mehr auf das Studium zu konzentrieren. Ihr Studium hat nicht den Stellenwert, den das der „berufstätigen Väter im Studium“ hat und die Tätigkeiten der Partnerinnen sind nicht nur als „Überbrückung“ angelegt.

4 Selbstpositionierungen und Vaterschaftskonstruktionen

Als was für Väter positionieren sich nun die drei Typen? Inwiefern stellen sie sich als „besondere Väter“ dar? Aufschlussreich sind in dem Zusammenhang die Konstruktionen zur Arbeitsteilung mit der Partnerin und die Vorstellungen von der eigenen Erwerbstätigkeit und der der Partnerin. Wie sieht das Arrangement der Arbeitsteilung bei den befragten studierenden Vätern und ihren Partnerinnen aus? Welche Ansprüche an Egalität haben sie? Was erscheint erklärungs- oder begründungsbedürftig?

4.1 Typ 1: Vaterschaft: Feuerprobe für Egalitätsansprüche

Die Partnerinnen des Typus „Student mit Kind“ studieren ebenfalls oder sind arbeitslos. Die zeitlichen Verpflichtungen jenseits der Zeit für die unmittelbare Fürsorgearbeit sind also unterschiedlich bei den dazugehörigen Müttern, jeweils aber flexibler einteilbar als bei Erwerbstätigen. Unabhängig davon finden sich bei den Fällen dieses Typus recht elaborierte Darstellungen von Egalitätsansprüchen. In den Interviews wird als normal herausgestellt, dass abwechselnd die Person für Kind und Hausarbeit zuständig ist, die gerade zu Hause ist; es gibt hier keine größere Zuständigkeit der Mutter für das Kind und dies wird als selbstverständlich konstruiert. Zugleich werden mit der ungeplant eingetretenen Vaterschaft die egalitären Ansprüche an das eigene Verhalten auf die Probe gestellt und in neuer Weise virulent:

„Ich hab so Angst vor diesem Vater-Mutter-Kind-Dings, Vater geht arbeiten, Mutter passt auf‘s Kind auf, bringt die Puschen abends - davor habe ich Angst, ‘n bisschen. Weil ich mir irgendwie auch einbilde

zu wissen, dass es besser geht, als dieses Leben, dass es besseres gibt. Ja, nur die' - na ja öh ob ich dann auch so diesen Ansprüchen oder diesen Ängsten auch gerecht werde, das frage ich mich manchmal. Also ich meine, ich lass mich nicht bekochen und so, also das ist blöd. Aber: Ha, wickel du das Kind doch oder so, so was hab ich sicher schon mal gesagt" (03).

Die Gefahr, in der alltäglichen Arbeitsteilung als Paar mit Kind trotz „besseren Wissens" in eine traditionellere Aufteilung „abzurutschen", wird als bestehend gesehen und klar benannt. Unter den gegenwärtigen Bedingungen des Studiums, das eine flexible Zeiteinteilung ermöglicht, erscheint ein Arrangement abwechselnder Zuständigkeiten für Haushalt und Kind (noch) recht gut umsetzbar, das Studium gestattet und erleichtert eine solche Aufteilung mit. Inwiefern es in Zukunft gelingen wird, den Traditionalisierungsschub zu vermeiden oder zumindest „abzufedern", ist noch nicht absehbar, erscheint aber als eine Anstrengung, welche die im Typus Student mit Kind zusammengefassten Interviewpartner von sich selbst verlangen. Unklar ist zugleich die berufliche Zukunft – zwar ist die Notwendigkeit, für das Kind sorgen zu müssen, wichtiger geworden, aber die konkrete berufliche Tätigkeit und die Frage nach Umfang und möglichen Arbeitszeiten sind noch offen. Selbiges gilt für die künftigen Tätigkeiten der Partnerinnen. Deutlich wird aber, dass diese Interviewpartner eine eigene, möglichst den inhaltlichen Interessen entsprechende Erwerbstätigkeit anstreben und dies auch ihren Partnerinnen wünschen. Bei dem Typus Student mit Kind sind die Selbst-Konstruktionen als „Männer mit Egalitätsansprüchen" gewissermaßen noch „im Fluss": Auf der ideellen Ebene erscheinen sie klar und werden hochgehalten – in der Alltagsrealität beginnt mit der Vaterschaft die „Feuerprobe", in der sie sich bewähren müssen.

4.2 Typ 2: Besondere Väter auf Zeit

Die Interviewpartner des Typus „Berufstätige Väter im Studium" positionieren sich insofern als besonders, als dass es in ihrer Sichtweise normal wäre, zum Zeitpunkt der Familiengründung Vollzeit erwerbstätig und für das Familieneinkommen zuständig zu sein. Mit ihrem Studium weichen sie von dieser Normalität ab. In den Interviews wird herausgestellt, dass das Familienarrangement trotzdem funktioniert, ihr Handeln als Väter also nicht unverantwortlich ist. Legitimierungsbedürftig ist dabei allerdings, dass das Studium es finanziell erforderlich macht, dass die Partnerinnen schon relativ früh nach der Geburt wieder Teilzeit arbeiten gehen: „das war dann finanziell notwendig, dass wir das so machen" (17).

Die familiale Arbeitsteilung ist bei diesem Typus nicht durch eine besondere Beteiligung der Männer gekennzeichnet, obwohl die Partnerin (Teilzeit) erwerbstätig ist. Im Gegenteil: Sein Studium wird als die wichtigere Tätigkeit gehandelt. Die entsprechende Legitimierungsfigur sieht so aus, dass sie ihn weitgehend von der Hausarbeit und der Kinderbetreuung entlastet, damit er sich voll auf das Studium konzentrieren kann. Das Studium wird gleichgesetzt mit einer Vollzeiterwerbstätigkeit. Es ist gewissermaßen die in Vollzeit betriebene berufliche Weiterbildung, die in Zukunft bessere berufliche und finanzielle Möglichkeiten verspricht. In den Darstellungen der Interviewpartner wird dies damit gerechtfertigt, dass es sich um ein gemeinsam mit der Partnerin ausgehandeltes Arrangement handelt, um eine Investition in die Zukunft der Familie als Ganze. Aus dieser „gemeinsamen Logik" des Paares ist die Aufgabenteilung Konsens zwischen den

Männern und ihren Frauen: Beide leisten ihren Anteil dazu, dass er erfolgreich studiert und sich sein Studium nicht unnötig verlängert. Beide arbeiten also gemeinsam auf das Ziel hin, dass er ein Familieneinkommen wird generieren können.[11]

Dass die Interviewpartner dieser Gruppe Studenten sind und nicht Vollzeit arbeiten, macht sich in ihrer Vaterschaft im Alltag praktisch allenfalls darin bemerkbar, dass sie in der Zeiteinteilung flexibler sind als in der Ausübung des Berufs – z. B. wenn das Kind krank ist. Die zeitlichen Möglichkeiten, ihr Kind dadurch im Alltag mehr und häufiger zu sehen, sind unterschiedlich groß. Fest steht aber, dass auch die grundsätzlich als bereichernd erlebte Erfahrung, mehr Zeit mit dem eigenen Kind zu verbringen, mehr von ihm mitzubekommen als der „normale", ganztags erwerbstätige Vater, nichts daran ändert, dass die Väter dieses Typus nach dem Studium zu eben dieser „Normalität" zurückkehren und Vollzeit arbeiten werden. Dies wird entweder unhinterfragt erwartet oder als unausweichliches Schicksal für einen Mann und Vater antizipiert. Fraglich ist allein, wie hoch das Stundenpensum sein wird: „ich hoff halt nich, dass ich dann so n achtundvierzig oder zweiundfünfzig Stundenvertrag krieg" (17). Das eigene Kind wochentags überwiegend nur schlafend zu erleben, wird als das normale Los berufstätiger Väter gesehen; dies gehört zu den unangenehmeren, aber unabänderlichen „Opfern" der Vaterschaft – schließlich ist man nun mal nicht die Mutter.

Bei allen Interviewpartnern dieses Typus kündigt sich bereits ein zweites Kind an bzw. ist ein zweites geplant. Für die Familienerweiterung ist die (erneut) angestrebte Vollzeitstelle voll eingeplant und Voraussetzung: „das darf erst kommen, wenn ich dann ne Stelle hab" (17). Die Besonderheit des Typus des berufstätigen Vaters im Studium beschränkt sich also wesentlich auf die begrenzte parallele Zeit von Familiengründung und eines als Weiterqualifizierung betriebenen Studiums, eine weitergehende Veränderung in Richtung Aufweichung der Arbeitsteilung zwischen Vater und Mutter ist nicht vorgesehen und war auch nicht intendiert.

4.3 Typ 3: Vereinbarer und „Nicht-Karriere-Typ"

Alle Fälle des dritten Typus positionieren sich von einer gemeinsamen Ausgangslage aus: Sie argumentieren aus der Erfahrung ihrer Vaterschaft und ihrem großen Anteil an Fürsorgearbeit für das Kind. In der Folge streben sie für ihre eigene berufliche Zukunft dezidiert keine Vollzeitstelle an. Alle antizipieren dabei die Norm des Vollzeit erwerbstätigen Vaters und setzen sich auf unterschiedliche Weise dazu ins Verhältnis.

Der alleinerziehende Vater tut dies pragmatisch und ohne explizite Abgrenzung von der Norm des Vollzeit erwerbstätigen Vaters: „wünsch ich mir natürlich dass ich 'n tollen Job find, der am besten vielleicht so sechzig siebzig fümunsiebzig achtzig Prozent oder so was hat. So dass ich noch n bisschen Zeit für 's Kind auch hab, ne?" (25). Wie schon zuvor bei der Aufnahme des Studiums ist für ihn die Vereinbarkeitsfrage zentral; infrage kommt insofern nur ein Stellenvolumen, das die Betreuung eines Kindes weiter ermöglicht.

Die Positionierung des Trennungsvaters ist ambivalent: Einerseits lehnt er den Druck auf Väter, erfolgreich zu sein und Vollzeit arbeiten zu müssen, deutlich ab, er selbst hat

11 In allen Interviews dieses Typus ist die Traditionalität der Aufgabenteilung Anlass zur Rechtfertigung vor der Interviewerin – die traditionelle Aufteilung ist also auch in dieser Sichtweise nicht mehr selbstverständlich bzw. es wird davon ausgegangen, dass sie diskursiv nicht (mehr) als selbstverständlich dargestellt werden kann.

diesen leidvoll erfahren. Andererseits hat er den Maßstab des Vollzeit berufstätigen Vaters als Norm verinnerlicht. Er misst sich selbst im Vergleich mit berufstätigen Vätern und bezeichnet sich in dieser Gegenüberstellung als „gescheitert" und minderwertig:

„'n berufstätiger Mann in meinem Alter, der stellt was dar. Der zahlt seine Steuern, der hat sich Dinge geleistet irgendwie, neben der Familie noch irgendwie, der stellt was dar auch. Und der is irgendwo an nem gewissen Punkt angekommen und is fertich, ja, ich als Student bin noch längst nich fertich". (09)

Student-Sein wird hier als eine biografische Position gesehen, in der er eigentlich noch nicht den richtigen gesellschaftlichen Status für eine Vaterschaft hat. Dabei kann die gesellschaftlich notwendige Position für Vaterschaft von der persönlich empfundenen biografischen Position für Vaterschaft durchaus abweichen: „Von meiner gesellschaftlichen Entwicklung her war's der falsche Zeitpunkt, von meiner persönlichen Entwicklung irgendwie hatte ich das Kind eigentlich meinetwegen zwei Jahre früher kriegen können" (09). Die Vaterschaft im Studium erscheint in dieser Sicht nicht als eine gelungene Emanzipation von der Norm des Vollzeit-Ernährers, das eigene „Scheitern" nicht als Freiheit davon oder Ähnliches. Der Vollzeit berufstätige Vater bleibt hier die – auch persönlich – gültige Norm, an der sich der Interviewpartner misst, wenn er sie auch kritisch hinterfragt.

Der Hausmann, der mit seiner Partnerin den „Rollentausch" lebt, positioniert sich und seine Partnerin deshalb explizit als „kein normales Paar" (08). Er begründet die Vollzeiterwerbstätigkeit seiner Frau mit deren hervorragender Eignung für den Arbeitsmarkt und schreibt ihr dabei männliche Eigenschaften zu, die positiv konnotiert sind. Sich selbst als Hausmann verweiblicht er hingegen explizit nicht. Er weitet vielmehr Männlichkeitsvorstellungen aus, die somit auch Fähigkeiten und Kompetenzen im Umgang mit Kindern umfassen, wofür er selbst als „lebender Beweis" gelten kann: „Männer können alles, wenn sie nur wollen – auch Kindererziehung" (08). Erklärungsbedürftig ist in diesem Interview: Er muss sich aufgrund seiner Position als Hausmann in der asymmetrischen Machtsituation, in der er sich befindet, absichern:

„Die berufstätigen Väter ham so eigentlich wirklich, wenn sie jemanden zu hause <<lachend> haben> die Möglichkeit wahrscheinlich viel mehr zu entscheiden, ob sie Zeit mit dem Kind verbring wollen und wie viel Zeit, weil sie ja sicherlich diese Macht des Geldes haben. Können ja mehr oder weniger die Leute erpressen, so ungefähr ja? Ich hab jetzt keine Lust, is halt so. Könnte meine Frau mit mir auch machen, theoretisch wenn sie wollte – wird sie aber nie tun." (08)

Bezogen auf seine eigenen Berufspläne sieht er vorerst keine Eile, sein Studium abzuschließen und zu arbeiten: „sie verdient gut, wir haben Geld" (08). Vor diesem Hintergrund lastet auf seinem Studium momentan kein hoher Erwartungsdruck, er positioniert sich selbst als „nich so der Karrieretyp" (08). Diese Selbstpositionierung entlastet ihn von dem Druck, als Vater der Familienernährer sein zu müssen – in seinem Fall übernimmt dies ja seine Frau.

Alle studentischen Väter mit hohem Betreuungsanteil positionieren sich in Abweichung von der Norm des Vollzeit berufstätigen Vaters, wenn auch unterschiedlich. Sie alle übernehmen mehrheitliche Anteile an der Fürsorge-Arbeit, die traditionell nicht männlich konnotiert ist. Der alleinerziehende Vater und der Trennungsvater tun dies aus einer Notwendigkeit der Situation heraus, sie könnten gar nicht Vollzeit arbeiten, auch wenn sie es wollten. Der Hausmann dagegen hat sich freiwillig in diese normab-

weichende Position begeben. Seine Männlichkeitskonstruktion ist insofern stärker „angegriffen“ und daher verteidigungsbedürftiger, da er sich freiwillig in die „unmännliche Position“ des Hausmanns begeben hat.

Anders als beim zweiten Typus ist die Selbstpositionierung als Abweichung von der Norm des Vollzeit-Ernährers beim dritten Typus nicht nur als eine vorübergehende, auf wenige Jahre beschränkte gedacht, sondern umfassender und auf Dauer gestellt: Die in diesem Typus zusammengefassten Interviewpartner sehen sich *per se* nicht als Vollzeit berufstätige Väter und planen entsprechend anders. Die Praxis als studierender Vater mit hohem Betreuungsanteil ohne Partnerin oder mit vollzeiterwerbstätiger Partnerin bestimmt ihre Situation grundlegend und nachhaltig – sie sind bereits jetzt darauf angewiesen, ihr Studium mit der Fürsorge-Arbeit für ein Kind vereinbaren zu können und daher als „Vereinbarer“ zu handeln und zu planen.

5 Diskussion

Inwiefern können also die studierenden Väter als „Pioniere“ neuer Vaterschaftsmodelle gelten? Zunächst muss festgehalten werden, dass sich an dem *Zeitpunkt* der Familiengründung im Studium allein noch nicht viel ablesen lässt über das Selbstverständnis der Männer als Väter. Entscheidend erscheint vielmehr, in welcher biografischen Position und in welcher partnerschaftlichen Situation sie sich befinden und welche Beweggründe sie dafür haben, im Studium ein Kind zu bekommen bzw. parallel zu ihrer Vaterschaft zu studieren.

Eine Frage war, inwiefern die Familiengründung im Studium eine *strategische Wahl* von Männern darstellt, mit dem Ziel, das Studium als Freiraum bewusst zu nutzen für eine eigene Vaterschaft jenseits der Vollzeit-Ernährer-Norm. Es hat sich gezeigt, dass dies – zumindest in meinem Sample – nicht der Fall ist. Die Vaterschaft im Studium war, sofern überhaupt geplant, nicht aus einer solchen Intention vorgesehen. Dies kann entweder an der geringen Größe des Samples liegen – so enthält es z. B. keine Studenten der explizit „sozialen“ Fächer, in denen alternative Vaterschaftskonzepte und eine Orientierung an familiären Zielen eventuell stärker vertreten sein könnten, und keine studentischen Väter in einer Partnerschaft mit einer höher qualifizierten Frau. Oder es kann darin begründet liegen, dass das Studium aus der Sicht der jungen Männer keinen geeigneten Zeitraum für durchaus vorhandene emanzipatorische Vaterschaftskonzepte darstellt. Das Studium erscheint eher als ein Transitionsprozess, eine Übergangsphase, bevor der eigentliche „Ernst des Lebens“ beginnt. Eine „Vorverlagerung“ der Familiengründung in diese Phase hinein geht für die Befragten anscheinend nicht in erster Linie mit einem Gewinn von Möglichkeiten einher, sondern macht eher Bewältigung und Einschränkung erforderlich.

Auch das Planungsmuster, wie ich es bei einigen studentischen Müttern vorgefunden habe, nach dem die Familiengründung angesichts eines antizipierten Vereinbarkeitskonflikts bewusst ins Studium gelegt wird, weil hier die Vereinbarkeit in der Kleinkindphase leichter zu bewältigen erscheint als während der Berufstätigkeit, findet sich bei den befragten Studenten so nicht. Daran lässt sich die Vermutung knüpfen, dass der Zeitpunkt für eine Familiengründung für Studenten zumindest in der Perspektive auf Vereinbarkeit nicht in der Weise planungsbedürftig erscheint wie bei Studentinnen.

Möglicherweise stellt dies auch einen Hinweis dafür dar, dass Studenten die Notwendigkeit einer Vereinbarkeitsstrategie generell nicht a priori als fest einzuplanende Größe in ihrem Leben mitberücksichtigen bzw. nicht die Notwendigkeit sehen, dies tun zu müssen.

Die befragten Väter planen die Familiengründung im Studium also nicht strategisch, um eine vorgängige emanzipatorische Vision einer anderen Vaterschaft leben zu können. Dennoch lassen sich in dieser Gruppe deutliche emanzipatorische Potenziale finden: Zum einen finden sich auf der *Einstellungsebene* – wie schon Künzler zeigen konnte – bei studentischen Vätern sehr wohl Ansprüche an eine egalitäre Aufgabenteilung von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung mit der Frau. Diese lassen sich unter den Bedingungen eines Studiums auch leichter praktizieren und etablieren als in der Berufstätigkeit mit mehr fix gebundener Zeit. Das Studium mit seiner höheren Flexibilität der Zeiteinteilung kann also – je nach Selbstverständnis des Studenten und der Bedeutung, die dem Studium zukommt – durchaus als ein „Freiraum" fungieren, der günstige Bedingungen zur Etablierung egalitärer Arrangements zur Arbeitsteilung bereithält. Inwiefern diese Aufgabenteilung dann auch über die Transition beider PartnerInnen vom Studium in den Beruf aufrecht erhalten werden kann und wird, ist eine andere Frage.

Zum anderen werden Potenziale der Vaterschaft im Studium auf der Ebene der *Praxis* erkennbar. Unabhängig davon, ob dies zuvor bewusst geplant und gewollt war oder nicht: Ausgehend von der Erfahrung ihrer realen Vaterschaft unter den Bedingungen des Studiums entwickeln und praktizieren die befragten Väter teilweise neue Vaterschaftsmodelle, die es ihnen ermöglichen (sollen), (weiter) mehr an der Betreuung ihrer Kinder beteiligt zu sein, als es die Konzeption des Vollzeit erwerbstätigen Vaters vorsieht. Dadurch, dass sie im Studium unter Umständen mehr Fürsorge-Arbeit für ihr Kind übernehmen, als sie dies als Erwerbstätige könnten, verändert sich möglicherweise ihre Perspektive auf Erwerbsarbeitsvolumen und (Alltags-)Gestaltung von Vaterschaft. So ist beispielsweise auch beim „berufstätigen Vater im Studium" vorstellbar, dass er durch die Erfahrungen, als Student mehr Kontakt mit seinem Kind gehabt zu haben, bei einem weiteren Kind (wieder) Möglichkeiten sucht und nutzt, nicht „nur" der Ernährer-Vater zu sein, sondern auch mehr Betreuungs- und Erziehungsanteile zu übernehmen, z. B. im Rahmen der neuen Elterngeldregelung („Papa-Monate"). Die hier untersuchten studierenden Väter erscheinen so gesehen auf der Ebene von Planung und Strategie nicht als ausgewiesene Pioniere neuer Vaterschaftsmodelle – auf der Ebene der Einstellungen zu Egalität und der Praxis von gelebter Vaterschaft lassen sich aber einige Potenziale finden.

Literaturverzeichnis

Auferkorte-Michaelis, Nicole; Metz-Göckel, Sigrid; Wergen, Jutta & Klein, Annette. (2005). Junge Elternschaft und Wissenschaftskarriere. Wie kinderfreundlich sind Wissenschaft und Universitäten? *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 23 (4), 14-23

Bundesministerium für Bildung und Forschung & Middendorff, Elke. (2008). *Studieren mit Kind. Ergebnisse der 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informations-System*. Bonn/Berlin. Zugriff am 26. Februar 2009 unter www.sozialerhebung.de

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (Hrsg.). (2004). *Elternschaft und Ausbildung. Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Berlin

Cornelißen, Waltraud & Fox, Katrin. (Hrsg.). (2007). *Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft: Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag

Dorbritz, Jürgen & Ruckdeschel, Kerstin. (2007). Kinderlosigkeit in Deutschland – Ein europäischer Sonderweg? Daten, Trends und Gründe. In Michaela Kreyenfeld & Dirk Konietzka (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland* (S. 45-82) Wiesbaden: VS Verlag

Feuerstein, Thomas. (2008). *Entwicklung des Durchschnittsalters von Studierenden und Absolventen an deutschen Hochschulen seit 2000*. Zugriff am 26. Februar 2009 unter www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/WirtschaftStatistik/BildungForschungKultur/DurchschnittsalterStudierende,property=file.pdf

Flaake, Karin; Fleßner, Heike; Müller, Angelika & Pegel, Juliane. (Hrsg.). (2008). *Familiengerechte Hochschule. Daten – Herausforderungen – Perspektiven*. Oldenburg: BIS Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Franke, Sabine. (2007). Studieren mit Kind in Bamberg – Etappen auf dem Weg zu einer familienfreundlichen Hochschule. In Waltraud Cornelißen & Katrin Fox (Hrsg.), *Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft: Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven*. (S. 117-128). Wiesbaden: VS Verlag

Frankenberger, Tamara; Schön, Bärbel & Tewes-Karimi, Maria. (1989). „Studentinnen mit Kindern zwischen Emanzipation und Anpassung an die weibliche Normalbiografie." In Barbara Schön (Hrsg.), *Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis*. (S. 181-202). Weinheim/München: Juventa Verlag

Goebel, Gabriele. (1997). *Kinder oder Karriere: Lebensentwürfe junger Akademikerinnen und ihre persönlichen Netzwerke*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag

Göhler, Marion & Scholz, Wolf-Dieter. (1989). *Zwischen Küche und Hörsaal. Ergebnisse einer Untersuchung über die Situation studierender Mütter*. Oldenburg: BIS – Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg

Grossmann, Wilma. (1989). Studium mit Kind – nur eine Notlösung? In Barbara Schön (Hrsg.), *Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis*. (S. 155-179). Weinheim/München: Juventa

Helfferich, Cornelia; Klindworth, Heike & Kruse, Jan. (2005). *Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. Vertiefungsbericht*. Köln

Helfferich, Cornelia; Hendel-Kramer, Anneliese & Wehner, Nina. (2006). *Familiengründung im Studium – eine Studie in Baden-Württemberg*. Zugriff am 26. Februar 2009 unter www.landesstiftung-bw.de/publikationen/files/ap_b_nr5_fast.pdf

Heublein, Ulrich; Spangenberg, Heike & Sommer, Dieter. (2003). *Ursachen des Studienabbruchs: Analyse 2002*. Hannover: HIS

Institut für Demoskopie Allensbach. (2004). *Einflußfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44-jährigen Bevölkerung*. Allensbach

Kahle, Irene. (1993). *Studierende mit Kindern. Die Studiensituation sowie die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden mit Kindern in der BRD. Ergebnisse der Sonderauswertung der 13. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks 1991*. Hannover: HIS

Kelle, Udo & Kluge, Susann. (1999). *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich

Kreyenfeld, Michaela & Konietzka, Dirk. (2007). Die Analyse von Kinderlosigkeit in Deutschland: Dimensionen – Daten – Probleme. In Michaela Kreyenfeld & Dirk Konietzka (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland* (S. 11-41). Wiesbaden: VS Verlag

Kreyenfeld, Michaela & Konietzka, Dirk. (Hrsg.). (2007). *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag

Kühn, Thomas. (2005). Die Bedeutung von Familiengründung für die Biografiegestaltung junger Männer. In Angelika Tölke & Karsten Hank (Hrsg.), Männer – Das „vernachlässigte" Geschlecht in der Familienforschung. *Zeitschrift für Familienforschung*, Sonderheft 4, 127-151.

Künzler, Jan. (1994). Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit. Bielefeld: Kleine Verlag

Lind, Inken. (2008). Balancing Career and Family in Higher Education – New Trends and Results. In Sabine Grenz, Beate Kortendiek, Marianne Kriszio & Andrea Löther (Hrsg.), *Gender Equality in Higher Education. International Perspectives* (S. 193-208). Wiesbaden: VS Verlag

Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf. (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews* (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag

Meier-Gräwe, Uta & Müller, Ines. (2008). *Modellprojekt „Studieren und Forschen mit Kind" Abschlussbericht*. Zugriff am 26. Februar 2009 unter www. studieren-und-forschen-mit-kind.de/files/modellprojekt_studieren_und_forschen_mit_kind_abschlussbericht.pdf

Middendorff, Elke. (2003). *Kinder eingeplant?! Lebensentwürfe Studierender und ihre Einstellungen zum Studium mit Kind. Befunde einer Befragung des HISBUS-Online-Panels im November/Dezember 2002*. Hannover: HIS

Middendorff, Elke. (2007). Lebenssituation Studierender mit Kind – Ausgewählte Befunde der Sozialerhebung des DSW und einer Online-Befragung des HISBUS-Panels. In Waltraud Cornelißen & Katrin Fox (Hrsg.), *Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft: Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven*. (S. 33-50). Wiesbaden: VS Verlag

Sachverständigenkommission Siebter Familienbericht. (2005). *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Berlin

Schön, Barbara. (Hrsg.). (1989). *Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis*. Weinheim/München: Juventa Verlag

Schmitt, Christian & Wagner, Gert G. (2006). Kinderlosigkeit von Akademikerinnen überbewertet. *DIW Wochenbericht*, 73 (21), 313-317

Schmitt, Christian. (2008). *Gender-Specific Effects of Unemployment on Family Formation: A Cross-National Perspective*. DIW Discussion Papers 841. Berlin

Sellner, Marie. (2003). *Studieren mit Kind – Chancen und Risiken. Eine theoretische und empirische Untersuchung über „Studieren mit Kind" als Lebensmodell, in seiner Bedeutung für die Studienzeit und den Berufsverlauf*. Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag

Stiegler, Barbara. (2006). Mutter-Vater-Kind-los. Eine Analyse des Geburtenrückgangs aus der Geschlechterperspektive. Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), *Expertisen zur Frauenforschung*. Bonn. Zugriff am 26. Februar 2009 unter http://library.fes.de/pdf-files/asfo/03850.pdf

Wirth, Heike & Dümmler, Kerstin. (2004). *Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Eine Kohortenanalyse auf der Basis von Mikrozensusdaten. Informationsdienst soziale Indikatoren, 32*. Zugriff am 26. Februar 2009 unter www.gesis.org/fileadmin/upload/forschung/publikationen/zeitschriften/isi/isi-32.pdf

Zur Person

Nina Wehner, Zentrum Gender Studies, Universität Basel, Steinengraben 5, CH-4051 Basel.
Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Familiensoziologie, qualitative Methoden
E-Mail: nina.wehner@unibas.ch

Claudia von Braunmühl

Gender, Privatisierung der Wasserversorgung und Partizipation

Zusammenfassung

Wasserver- und Entsorgung gehörten in den Industrieländern lange Zeit zur staatlichen Daseinsvorsorge, in den Entwicklungsländern zum Kern eines modernen Entwicklungsstaates. In den frühen 1990er Jahren drängte die Privatwirtschaft zunehmend in den Wasserbereich. Da insbesondere in den Entwicklungsländern der Umgang mit Wasser Aufgabe von Frauen ist, schienen die in (teil-)privatisierten Versorgungssystemen praktizierten Modelle von Partizipation nicht nur dem Interesse von Frauen am Zugang zu sauberem Wasser, sondern auch dem strategischen Ziel von Empowerment zu dienen. Eine genauere Analyse indes ergibt ein differenziertes Bild der Einbindung in Verflechtungen von lokaler männlicher Dominanz mit globalen gewinnorientierten Strategien. In der zweiten Hälfte der 1990er Jahre wirkten Widerstand gegen Privatisierungen und Ernüchterung über die erzielbaren Gewinne auf einen Strategiewandel sowohl der Wasserkonzerne als auch der politischen AkteurInnen hin.

Schlüsselwörter
Privatisierung Wasser, Dublin Prinzipien, Weltbank Sektorpolitik Wasser, Partizipation

Summary

Gender, privatisation of water, and participation

In industrial countries the provision of drinking water and sanitation used to form part of the welfare state, in developing countries they belonged to the hallmarks of a modern development state. In the early nineties the private sector increasingly took an interest in water. As particularly in developing countries the handling of water falls to women, access to clean water met their practical needs at the same time as models of participation appeared to meet their strategic interest in empowerment. An in-depth analysis gives a differentiated picture of the embeddedness of participation in local structures of male dominance in interaction with global profit-oriented strategies. Since the second half of the nineties resistance against water privatisation, and a re-assessment on the part of transnational corporations, led to a certain change in strategy.

Keywords
Water privatisation, Dublin Principles, Worldbank sector policy water, Participation

Die aus der europäischen Sozial- und Verfassungsgeschichte gewachsene Verantwortung des Staates für die Grundanliegen der öffentlichen Daseinsvorsorge ist in ihren Kernbestandteilen weltweit zu einem tragenden Pfeiler des Verständnisses von Staatlichkeit und der Beziehung zwischen dem Steuerstaat und seinen BürgerInnen geworden. Mit der Entfaltung des Sozialstaatsgedankens rückten dann Wasserver- und Entsorgung als Teil der Grundversorgung unmittelbar in den Bereich staatlicher und staatlich zu erbringender Dienstleistungen ein. Nahezu alle, insbesondere alle europäischen Staaten, haben sich den Gedanken zu eigen gemacht, dass wesentliche soziale Belange (soziale Infrastruktur: Bildung, Gesundheit, Kultur u. Ä.) und die materiellen Erfordernisse gesamtgesellschaftlicher Funktionsfähigkeit (ökonomische Infrastruktur: Energie, Wasser, Verkehr, Kommunikation etc.) den Risiken des Marktes entzogen sein müssen.

In den Entwicklungsländern nahmen die Regierungen den Anspruch auf, dass Wasserver- und Entsorgung als Teil der Grundversorgung unmittelbar in den Bereich staatlicher und staatlich zu erbringender Dienstleistungen gehören. Nach wie vor gelten der Zugang zu sauberem Trinkwasser und die Verfügbarkeit landwirtschaftlichen Nutzwassers als Grundpfeiler von Modernisierung und Armutsbekämpfung. In den im Jahr 2000 von der UN-Generalversammlung verabschiedeten Millennium-Entwicklungszielen kommt dies deutlich zum Ausdruck.

Auf internationaler Ebene lässt sich, wie für andere Umweltgüter auch, der Beginn einer Form von globaler Wasserpolitik auf die erste UN-Umweltkonferenz 1972 in Stockholm datieren. Damals verabschiedeten und bestätigten die Vereinten Nationen diverse Umwelt-Aktionspläne, in denen auf dem Hintergrund fraglos akzeptierter staatlicher Souveränität Wasser als öffentliches Gut angesehen wurde. Als solches unterlag es in Gänze staatlicher Verantwortung; marktwirtschaftliche Instrumente hatten allenfalls den Charakter flankierender Maßnahmen.

Dies ist auch ungefähr der Zeitpunkt, an dem die Diskussion über eine sich abzeichnende Wasserkrise einsetzte. In den Worten der UNESCO: „Von allen Krisen hinsichtlich der sozialen und natürlichen Ressourcen, mit denen wir Menschen konfrontiert sind, ist die Wasserkrise diejenige, die unser Überleben und das unseres Planeten Erde am meisten bedroht“ (UNESCO 2003: 4). Die Verteilung des Wassers auf unterschiedliche Wirtschaftssektoren und Nutzungsformen, die Beeinträchtigung von Wasserressourcen durch industrialisierte Landwirtschaft, Bergbau, Industrie, Energiegewinnung, städtische Agglomeration, Tourismus etc. bis hin zu international gehandeltem ‚virtuellem‘ Wasser erlangten verstärkte Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit wie auch in Wissenschaft und Politik. Immer häufiger war von Wasserkonflikten mit friedensgefährdendem Potenzial die Rede. Der Umgang mit Verteilungskonkurrenz und die Gestaltung der Nachfrage im Wege eines Wassermanagements, das den vielfältigen ökologischen Dimensionen ebenso gerecht wird wie den Erfordernissen sozialer Verteilungsgerechtigkeit, wurden als drängende Probleme erkannt (z. B. Petrella 1999; Barlow/Clarke 2002; Houdret 2008). Vor diesem Hintergrund erhielten die Daten zur Verfügbarkeit von Trink- und Abwasser besondere Dramatik. 1,1 Milliarden Menschen haben keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser, 2,6 Milliarden Menschen leben ohne ausreichende sanitäre Anlagen und Abwasserentsorgung. 6 000 Menschen, vor allem Kinder unter 5 Jahren, sterben täglich an den Folgen einer unzureichenden Trinkwasserversorgung (United Nations Development Programme 2006).

Privatisierung der Wasserversorgung

Die für die Erhaltung der Wasserver- und Entsorgungssysteme in den entwickelten Industriestaaten benötigten Investitionen, ebenso wie die Kosten zur Ausweitung in den Entwicklungsländern, überfordern hier wie dort bei Weitem die staatlichen Haushalte, einschließlich der für Entwicklungszusammenarbeit veranschlagten Mittel. Mit dieser Argumentation zogen im Bereich der Wasserwirtschaft tätige Konzerne verstärkt in die Wasserver- und Entsorgung ein (Kluge/Libbe 2006). Mit dem gleichen Argument richteten die AkteurInnen der internationalen Entwicklungszusammenarbeit an die in wach-

sendem Maß weltweit operierenden Konzerne die Aufforderung, sich am Ausbau der Versorgungssysteme in den Entwicklungsländern zu beteiligen. Wenn nun aber Wasser aus dem Bereich der am Gemeinwohl orientierten staatlichen Daseinsvorsorge in den Bereich der Geschäftswelt und der ihr eigenen Gewinnlogik auswandern soll oder sich zumindest zu einem gewissen Anteil in ihr einrichten, so setzt dies eine neue Rahmung des Gutes Wasser voraus. Diese Neudefinition leistete die 1992 einberufene Internationale Konferenz über Wasser und Umwelt. Dort verabschiedeten rund 500 VertreterInnen von Regierungen, internationalen Organisationen und Nicht-Regierungsorganisationen die sogenannten ‚Dublin-Prinzipien'. Das vierte Dublin-Prinzip postuliert:

„Past failure to recognize the economic value of water has led to wasteful and environmentally damaging uses of the resource. Managing water as an economic good is an important way of achieving efficient and equitable use, and of encouraging conservation and protection of water resources" (Dublin Statement and Principles).

Damit war ein Mehrfaches geleistet: Staaten und Regierungen waren hinsichtlich ihrer sozialen und ökologischen Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit denunziert und das Gut Wasser wurde in die Welt von Waren, Märkten, Preisen und Profiten gerückt. Implizit wurde den dort herrschenden privaten AkteurInnen Legitimität und Kompetenz im effizienten Umgang mit der kostbaren Ressource zugesprochen. An die Stelle kostendeckender, gegebenenfalls aus dem Steueraufkommen subventionierter Gebühren traten unter dem Stichwort Vollkostendeckung Preise, die sowohl die vollen Sachkosten als auch die der Finanzierung, also die den Anteilseignern zufließende Rendite, decken.

Petra Dobner (2007) hat eingehend nachgewiesen, in welchem Umfang eine hochgradig international vernetzte und mit den großen Finanzierungsinstitutionen verflochtene Wasserwirtschaft, gleichsam mit den Dublin-Prinzipien unterm Arm, die Bestimmung der Parameter von Wasserver- und Entsorgung an sich gerissen und einen hegemonialen Konsens zugunsten der Privatisierung von Wasser formuliert hat. In Anlehnung an Internet-Simulationen spricht Dobner von *Legitimitätsphishing*. Staaten, so konstatierte die Präsidentin der Global Water Partnership, müssen nun einmal akzeptieren, dass der ihnen angemessene Platz in der zweiten Reihe ist (Dobner 2006: 257). Während der öffentlichen Hand eine lange Liste von Missständen und systemischen Defiziten vorgehalten wurde, versprachen die BefürworterInnen der Privatisierung größere Effizienz, zuverlässigere und bessere Leistung, einen nachhaltigeren Umgang mit der knappen Ressource Wasser und eine weitaus bessere Versorgung auch der ärmeren Bevölkerung. Belegt wurde die Defizitliste in den seltensten Fällen. „Weder konnte Anfang der 1990er Jahre auf Fakten zurückgegriffen werden, die eine Privatisierung als effizientere Lösung zweifelsfrei nahe gelegt hätten. Noch hat sich im Rückblick die höhere Leistungsfähigkeit bestätigt" (Dobner 2007: 190). Strategien der Verbesserung staatlicher Leistungsfähigkeit wurden gar nicht erst erwogen, die Argumentation lief a priori und entschieden auf Privatisierung zu.

Innerhalb der Europäischen Union übte die Europäische Wasserrahmenrichtlinie des Jahres 2000 mit der Verpflichtung zu einer kostendeckenden Organisation der Wasserversorgung einen gewissen Druck auf das Einbeziehen privater AkteurInnen in die Wasserversorgung aus (Swyngedouw 2004). Dies war begleitet von erheblichen Anstrengungen der Europäischen Kommission in Richtung Liberalisierung und erhöhtem Wettbewerb im Bereich der Trink- und Abwasserversorgung (Europäische Kommission 2003). Zwar

sind Warenförmigkeit und Marktbasierung nicht zwingend mit Privatisierung verbunden, wohl aber überführen sie das öffentliche Gut Wasser in einen geschäftlichen und gewinnorientierten Kontext. Gleichzeitig schiebt sich bei den Unternehmen die schwer hintergehbare Erwartung marktangemessener Gewinne als wesentliche handlungsbestimmende Logik in das Versorgungsgeschehen. Allerdings haben das Europäische Parlament, viele Mitgliedsländer und ein breites Spektrum zivilgesellschaftlicher Organisationen den Liberalisierungsbestrebungen der Kommission Skepsis bis Opposition entgegengestellt.

Die tatsächlichen Organisationsformen der Wasserversorgung in Europa sind weiterhin sehr unterschiedlich und hochgradig politisch pfadabhängig. (Teil-)Privatisierungen sind regelmäßig heftig umstritten und, wie in Berlin und Hamburg, Gegenstand von Volksbegehren und juristischen Auseinandersetzungen.

In den Ländern des globalen Südens waren es Internationaler Währungsfonds, Weltbank, Europäische Kommission und bilaterale Entwicklungspolitik, die in ihren jeweiligen Finanzierungsabkommen die Privatisierung der Wasserver- und Entsorgung zur Bedingung machten. Die Weltbank nutzte zu dem Zweck die Instrumente von Strukturanpassungs- und Entschuldungskrediten. Die 2002 auf der Umweltkonferenz in Johannisburg vorgestellte EU-Wasserinitiative empfahl ihrerseits nachdrücklich den Einsatz entwicklungspolitischer Mittel. Sie folgte dem Rat auch selber, indem sie im Rahmen der Neuverhandlung ihrer Entwicklungszusammenarbeit den meisten Ländern „Wunsch"-Listen in Sachen Wasserprivatisierung vorlegte (Hall/Bayliss/Lobina 2002; World Development Movement 2006).

In den Entwicklungsländern erstreckt sich eine moderne Wasserver- und Entsorgung im Wesentlichen auf die Mittelstandsquartiere in den Städten. Ansonsten wird Wasser an öffentlichen Zapfstellen (Städte) und Brunnen (Land) bereitgestellt. Bis zum Einsetzen der neoliberalen Strukturanpassungspolitik war Wasser aus gesundheitlichen und sozialen Gründen unentgeltlich zugänglich. Seit den 1980er Jahren wird über den Zwischenschritt einer Kostenbeteiligung (*cost sharing*) im Zusammenhang mit der von Weltbank und EU vorangetriebenen Privatisierung ein Wasserpreis eingefordert, der den Versorgungsunternehmen Profite und ihren Anteilseignern Dividenden abwerfen muss. Allenthalben stieg der Preis des Wassers dramatisch, waren in den städtischen Bereichen die Anschlussgebühren für ärmere Bevölkerungsgruppen unbezahlbar, blieb die Steigerung der Versorgungsdichte weit hinter den projektierten Größenordnungen zurück. Instandhaltung und die investitionsaufwändige Entsorgung wurden weitgehend vernachlässigt. An vielen Orten kam es zu mancherorts blutig niedergeschlagenem Widerstand gegen die Privatisierung. Dort, wo die Konzerne sich zurückzogen, suchen sie heute noch ihre in den Privatisierungsverträgen zugesicherten Renditen als entgangene Gewinne rechtlich einzuklagen (Lobina/Hall 2009).

Genderdimensionen

Das dritte der vier Dublin-Prinzipien macht weitreichende Aussagen über die Rolle von Frauen in der Wasserversorgung:

„Women play a central part in the provision, management and safeguarding of water. This pivotal role of women as providers and users of water and guardians of the living environment has seldom

been reflected in institutional arrangements for the development and management of water resources. Acceptance and implementation of this principle requires positive policies to address women's specific needs and to equip and empower women to participate at all levels in water implementation, in ways defined by them" (Dublin Statement and Principles).

In dieser Aussage, deren Realitätsgehalt zu überprüfen wäre, werden Frauen zu *providers* erklärt. Das sind sie aber allenfalls für die Familienmitglieder, die das Wasser gleichsam aus ihrer Hand erhalten. Die Frauen selber beschaffen das Wasser für den häuslichen Gebrauch bei Wasserversorgungsunternehmen, den *water providers* in öffentlicher oder privater Hand; die Bedeutung dieses Unterschiedes soll hier nicht weiter verfolgt werden. Von der Perspektive der unmittelbaren patriarchalen Rollenzuschreibung und Erfahrung weitet das Dublin-Prinzip den Blick auf die lebendige Umwelt (*living environment*), zu deren HüterInnen (*guardians*) Frauen erhoben werden. Damit sind sämtliche Klischees über Frauen und Natur – wahlweise als zu Unterwerfende oder zu Inthronisierende – eingeladen.

Frauen im Umgang mit Wasser, am Brunnen, mit Wassereimer oder -wanne auf dem Kopf fröhlich plaudernd auf dem Weg zurück ins Dorf – mit diesen Bildern werden häufig zugleich geschlechterpolitische Normalität und gelungene Entwicklung porträtiert. In der Tat ist es im unmittelbaren Interesse von Frauen, weniger beschwerliche Wege machen zu müssen, ihre Angehörigen vor wasserinduzierten Krankheiten geschützt zu wissen, gegebenenfalls auch ihre Küchengärten bewässern zu können, und durch all dies Zeit und Kraft für andere Aktivitäten oder auch schlicht für Muße und Erholung zu gewinnen. Die Daten zum Millennium-Entwicklungsziel, das sich auf die Halbierung der Zahl von Menschen ohne Zugang zu sauberem Trinkwasser und akzeptablen Formen der Entsorgung bezieht, sind daher in ihrer faktischen Alltagsbedeutung sicherlich besonders wesentlich für Frauen. Die Bestandsaufnahme auf der Mitte der Zeitstrecke ergab: Insgesamt ist es gelungen, den Anteil der Wasserversorgung, der aus gesundheitsverträglichen Quellen kommt, von 78 auf 83 Prozent zu erhöhen. Allerdings sind enorme Disparitäten zu verzeichnen. In Sub-Sahara Afrika sind nur 16 Prozent der Bevölkerung, in Ostasien 70 Prozent, in Nordafrika 76 Prozent und in Westasien 81 Prozent solchermaßen versorgt (Department for International Development 2007).

Weltweit gilt, dass die gesellschaftlich verordnete Zuständigkeit von Frauen für Haus- und Versorgungsarbeit aus der Fähigkeit zur physischen Mutterschaft heraus begründet und systematisch geringer als die Arbeit der Männer bewertet wird. In den meisten Gesellschaften, insbesondere im globalen Süden, werden Wasserversorgung, -beschaffung und -nutzung als Verlängerung der gleichsam naturbeglaubigten Zuständigkeit von Frauen für die reproduktiven Aufgaben der Personenversorgung gesehen und weitgehend außer Frage gestellt. Wegen der Verwendungsnähe zur eher häuslich basierten Fürsorgeökonomie wird daher von der NutzerInnenseite her Wasser sehr häufig unmittelbar mit Frauen assoziiert.

Ungeachtet des im wahrsten Sinne des Wortes viel versprechenden dritten Dublin-Prinzips ist aber vor einigen, oft leichthin behaupteten Kurzschlüssen zu warnen.

Erster Kurzschluss: Selbst wenn – was im ländlichen Bereich nicht immer der Fall ist – hinreichend saubere Wasserzugänge zur Verfügung stehen, ist aus Gründen des Wasserpreises nicht unbedingt gesichert, dass alle Frauen in der Lage sind, als zahlungsfähige Kundinnen aufzutreten.

Zweiter Kurzschluss: Selbst wenn Frauen an nutzungsnahen Entscheidungsprozessen beteiligt sind, was durch die Vermittlung von zivilgesellschaftlichen Organisationen immer häufiger der Fall ist, ist noch lange nicht gesichert, dass sie in einer ‚von ihnen definierten Weise' (3. Dublin-Prinzip) an allen Phasen der Wasserversorgung beteiligt sind.

Dritter Kurzschluss: Nicht jede Partizipation ist mit Empowerment, also Zugewinn an Gestaltungsmacht, gleichzusetzen. Bei genauerem Hinsehen kann Partizipation sich im Gegenteil in zusätzlicher Belastung und gesellschaftlicher Abwertung niederschlagen. Im Folgenden soll auf diese Zusammenhänge und Brüche eingegangen werden.[1]

a) Der Preis des Wassers

Gerade dort, wo die Frauen das Wasser an Zapfstellen und Brunnen holen, fällt, in Verlängerung ihrer Zuständigkeit für das Beschaffen des Wassers, zumeist auch das Aufbringen des Wassergeldes an sie, obwohl der Nutzen der ganzen Familie zugute kommt. Nur sehr vereinzelt können sie sich auf eine Kostenübernahme oder -beteiligung der Männer stützen oder gelingt es, auf Dorf- oder Gemeindeebene einen kollektiv alimentierten Wasserfonds einzurichten. Sehr viel häufiger geht vom Wasserpreis der Zwang zu zusätzlichem Einkommenserwerb durch die Frauen aus.

Zur Bewältigung der zusätzlichen finanziellen Anforderung werden den Frauen oft im Weg entwicklungspolitischer Maßnahmen Kleinkredite und Einkommen schaffende Aktivitäten angetragen. Hinter solchen Offerten, die sich derzeit des unkritischen Rufs erfreuen, einen frauenfreundlichen Königsweg zur Armutsminderung darzustellen, liegt bei genauerer Analyse aber eine zusätzliche Belastung der Frauen. Es bedeutet ein Mehr an Arbeit, deren Ertrag bei beschränkten Märkten keineswegs gesichert ist, und führt nicht selten in die Verschuldung. Auch darf nicht übersehen werden, dass es sich hier um ein Zusammenspiel von rigiden Geschlechterordnungen mit Privatisierung und Gewinnerwartung handelt, ein Zusammenspiel, das den Frauen eine Zusatzlast aufbürdet.

Wo es nicht gelingt, den Wasserpreis unter zumutbaren Bedingungen aufzubringen, kann man die Frauen wieder zum Fluss oder zu anderen unreinen Wasserquellen gehen sehen.

b) Partizipation in der Wasserversorgung

Für Entwicklungsländer gilt im Großen und Ganzen: Je dezentraler die Wasserversorgung organisiert ist, desto größer sind die Chancen von Frauen, in Konsultations- und Entscheidungsprozesse einbezogen oder auch mit technischen und Managementfunktionen betraut zu werden. Vielfach sind es die Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit, die im Rahmen von Gender Mainstreaming auf die Beteiligung von Frauen hinwirken.

Das Management von Wasserstellen ist geschlechtergeordnet. Je stärker es mit technischen und monetären Aspekten versehen ist – Pumpen oder landwirtschaftliche

1 Die folgenden Beobachtungen und Analysen basieren im Wesentlichen auf durch gutachterliche Tätigkeiten der Autorin gewonnenen Einsichten und sind bislang lediglich in nicht öffentlich zugänglichen Berichten festgehalten.

Bewässerungssysteme, Wartung, Kassenführung, Ersatzteilverwaltung, Einhegung und Zugangskontrolle –, umso mehr gilt es als Männersache. Das mag für keinen dieser Aspekte sonderlich funktional sein. Wartungsarbeiten z. B. an einem Ort, der weiblich besetzt ist, werden nachrangig behandelt und oft zum Gegenstand männlicher Machtspiele. Der Zugang wird unzuverlässig und zum Anlass des Einforderns von Gegengaben, die Wasserkasse zum Objekt anderweitiger Begehrlichkeiten, denen die Frauen oft zu wenig Gewicht entgegensetzen können.

Wasserstellen jeglicher Art werden intensiver und umsichtiger genutzt, nachhaltiger instand gehalten und erreichen einen hohen Grad an Kostendeckung, wo funktionsfähige Wassernutzerkomitees existieren, die technisch hinreichend versiert sind, stabile Organisationsprozesse herausgebildet haben und über einen gewissen Einfluss auf lokale Entscheidungsträger verfügen. Das Aktivitätenspektrum von Wasserkomitees und NutzerInnengruppen beginnt vom Intensitätsgrad her mit schlichter Entgegennahme von Information aus der Hand von Behörden und/oder Projektzuständigen und „Muskelpartizipation", also der physischen Beteiligung an Baumaßnahmen (vorrangig Männer) bzw. der Unterbringung und Versorgung von Bauteams (überwiegend Frauen). Konsultation wird insbesondere dann gesucht, wenn es um die Neueinrichtung von Wasserstellen oder Veränderungen in Tarifstruktur und Betrieb geht. Die finanziellen Eckdaten der Tarife sind in der Regel vorgegeben. Einzelmodalitäten wie Lokalität, technische Optionen, Funktionszuweisungen innerhalb der Gruppen sowie soziale oder verbrauchsbezogene Tarifabstufungen können von der NutzerInnengruppe ausgearbeitet werden. Die Ausgestaltung der Modalitäten wie auch die Konstitutionsprozesse von Wassernutzerkomitees sind weitgehend lokalitätsgebunden.

Die Beteiligung von Frauen an und in partizipativen Strukturen optimiert diese Stärken noch. Gleichwohl bedarf dies nahezu immer aufreibender Konflikte. In zunehmendem Ausmaß, oft ermutigt und unterstützt von entwicklungspolitischen Organisationen, wird der Aushandlungsprozess vor Ort von lokalen Frauengruppen getragen. Der Anspruch der Frauen auf einen Anteil an den lokalen, seltener auch den regionalen Entscheidungsstrukturen, gründet sich meist auf konkrete Erfahrung und sehr viel weniger auf prinzipielle frauen- und genderpolitische Argumente.

Die Aktivitätsbereiche und der Status, den Frauen sich in NutzerInnengruppen, Wasserkomitees und ähnlichen Strukturen erobern, die konkreten Interaktionen in der Gruppe und die Rolle, die Frauen im Umgang mit externen AkteurInnen wahrnehmen, variieren beträchtlich und das oft in sehr kleinteiliger Geografie, selbst innerhalb eines Landes. Während an dem einen Ort Frauen über gelegentliche, eher obligatorische Konsultation kaum hinauskommen, mag es ihnen nicht wenige Kilometer weiter gelingen, unter Hinweis auf ihre häufige Präsenz am Brunnen in den Genuss der technischen Ausbildung zu kommen, die für die Ausführung kleiner Wartungs- und Reparaturarbeiten oder die Kassenführung erforderlich ist. Vielerorts wird ihnen die Obhut über die gesundheitsrelevanten Aspekte von Wasserquelle und -fassung überantwortet, zumeist in Verbindung mit örtlichen Gesundheitskomitees.

Mitentscheidungsrechte auf höherer Ebene, gar noch in von den Frauen selbst definierten Formen, wie sie das dritte Dublin-Prinzip anspricht, gibt es in der Regel nicht. Auf den jeweils höheren Ebenen sind in den seltensten Fällen Rechte auf Gruppenrepräsentanz gesichert, die Strukturen von Behörden oder Unternehmen bieten dafür auch

wenig Ansatzpunkte. Auf der Ebene des Wassermanagements dominieren weiterhin Männer.

c) Empowerment durch Partizipation?

Entgegen häufiger Annahmen setzen sich Beteiligung, erkämpfte Zuständigkeiten und Kompetenzanerkennungen nicht unbedingt und schon gar nicht automatisch in erweiterte Handlungsspielräume der Frauen in Kontakt mit der Außenwelt um. Jede Beteiligungsstufe von Frauen – von der punktuellen Information und Befragung bis zu bestimmten Anrechten auf Partizipation und weiteren Rechten, die aus der Beteiligung resultieren – erfordert, wie gesagt, oft konfliktreiche Auseinandersetzungen. Die Austragung solcher Konflikte ist eine sehr lokale Angelegenheit. In Äthiopien haben beispielsweise die Anstrengungen von Frauen, die Kontrolle über die Wasserstellen in die Hand zu bekommen, in einem Umkreis von kaum 50 Kilometern zu extrem unterschiedlichen Ergebnissen geführt. Während an jedem Ort der Kontrollzuwachs der Frauen mit einem Gewinn hinsichtlich der Funktionalität der Wasserstelle verbunden war, fiel die Transformation dieses Gewinns in Empowerment und höheren sozialen Status in der Gemeinde sehr verschieden aus. Das Spektrum reicht von deutlich gestärktem Stimmgewicht in gemeindlichen Angelegenheiten bis hin zur Abwertung des nach langen Auseinandersetzungen gänzlich in die Hände der Frauen übergegangenen Managements der Wasserstelle als ‚Weiberkram'. Nahezu immer wird die Veränderung überkommener Geschlechterordnungen und der vermutete Geländegewinn von Frauen mit dem Argument der Störung kultureller Authentizität abgewehrt.

Die entwicklungspolitischen Begründungen zur Notwendigkeit und Wünschbarkeit von Partizipation berufen sich in den letzten 15 Jahren nahezu durchgängig auf *ownership* im Sinne von Bereitschaft zu erhöhter Eigenverantwortung und eben *empowerment*. Unter Hinweis auf diese Ziele und Werte fordern sie den Einbezug von Frauen, insbesondere im Wasserbereich. Die konkreten Argumente für die Einrichtung von NutzerInnengruppen wie auch deren Aktivitätsbeschreibungen hingegen sind vorrangig von Effizienzaspekten wie Funktionssicherung der Wasserversorgungsanlagen, Kostenreduktion von Bau- und Wartungsleistungen und Gebührenmanagement bestimmt. Es geht um angemessene Nachfragebefriedigung auf der einen, die Bereitschaft zu Zahlungs- und Leistungserbringung auf der anderen Seite.

Der aktive Einbezug von Frauen in lokale Partizipationsstrukturen mag zu Recht als gesellschaftliche Neuerung empfunden werden, gleichwohl unterliegt er den gleichen Effizienzkriterien wie diese Strukturen selber. Weitergehende Ansprüche oder Erwartungen an *empowerment*, wie Erweiterung der Lebensoptionen (Kabeer 1999) oder Annäherung an einen qua Partizipation eingeübten Bürgerschaftsstatus, formulieren eine Perspektive, die als solche mit der Integration in örtliche Wasserkomitees nicht gesichert ist und zusätzlicher lokaler Gegebenheiten und Anstrengungen bedarf.

Es stellt sich mithin die Frage, ob die instrumentelle, effizienzbezogene Orientierung und Strukturierung von Partizipation in der Lage ist, über Effizienz hinausgehende Wirkungen zu erzielen, und auf welcher Statusebene – NutzerIn, KundIn, BürgerIn – diese Wirkungen gegebenenfalls angesiedelt sind. Hier gehen die Antworten bedeutsam auseinander. In der bi- und multilateralen GeberInnenkultur wird ein hoher Frauenan-

teil in Wasserkomitees, NutzerInnengruppen u. Ä. gleichgesetzt mit sachbezogenem und sparsamem Wassermanagement. Nichtregierungsorganisationen, insbesondere Frauenorganisationen, andererseits weisen darauf hin, dass hier ein empirisch wenig belegter Sprung in der Argumentation vorliegt. Von der Handlungsebene her werden NutzerInnen und KundInnen angesprochen, von der Wirkung her wird auf den Status als BürgerIn geschlussfolgert: Der zahlende Kunde kann fordernd auftreten (*payment empowers*); der mit funktionstüchtiger Daseinsvorsorge zufriedene Kunde tritt dem Staat als Bürger in Konsensbereitschaft gegenüber (Narayan 1995). Aber: Gemeinden sind nicht a priori demokratische oder gar geschlechterdemokratische, sondern vielmehr machtstrukturierte soziale Gefüge. Der Gemeindekonsens ist oft ein männlicher, und auch dieser mag eher die Interessen einiger weniger Gemeindemitglieder spiegeln. Von außen induzierte Gruppenbildungsprozesse verflechten sich mit lokalen Machtstrukturen und können zu deren Stabilisierung und technischer Modernisierung beitragen. Was dem äußeren Auge als lokales Wissen und Wollen im Sinne von *ownership* erscheint, kann sehr wohl das Produkt von machtstrukturierten Assimilations- und Kooptationsprozessen sein. Schließlich sind die Ressourcen zur Teilhabe an Partizipationsprozessen geschlechtersignifikant ungleich verteilt. Mit anderen Worten: Ein funktionstüchtiges System der partizipativ erstellten und gemanagten Wasserversorgung, das auch arme Bevölkerungsschichten erreicht, ist auf jeden Fall zu begrüßen und sagt möglicherweise etwas über Effizienz aus. Es lässt aber nicht zwingend auf *empowerment* und einen geschlechtergerechten Bürgerschaftsstatus schließen (Goetz/Gaventa 2001; Gender and Water Alliance 2003).

Gender und Privatisierung der Wasserversorgung in Industrieländern

Die erheblichen Unterschiede von Sozialstruktur und Infrastruktur zwischen den Industriestaaten und den Ländern des globalen Südens bedingen, dass sich die Modelle von Privatisierung und die Modalitäten der Wasserversorgung deutlich voneinander unterscheiden. Innerhalb der industrialisierten Staaten besteht aufgrund historischer Pfadentwicklungen wiederum eine erhebliche Variationsbreite (von Braunmühl 2005). Das wirkt sich auch darauf aus, in welchen Formen die jeweiligen Geschlechterordnungen zum Ausdruck kommen.

In den entwickelten Industrieländern mit ihren hohen technischen und administrativen Standards und einer netzgebundenen Infrastruktur tritt die Genderdimension der Wasserversorgung markant zurück. Die Eigenmechanismen und -regularien von Entscheidungsinstanzen und -ebenen – das Parlament, die am Umgang mit Wasser beteiligten Ministerien, die Regulierungsbehörden, die unternehmerischen und betrieblichen Strukturen, die Börse etc. – und die Art, wie sich in ihnen Geschlechterverhältnisse geltend machen, bestimmen hier das Bild. Für diese sind eher die Instrumente von Gleichstellungspolitik und Gender Mainstreaming relevant. Diese haben Geschlechterasymmetrien in den Arbeitswelten zum Gegenstand, nicht aber einen geschlechtsspezifischen Bezug zu Wasser. Allerdings gibt es durch die Privatisierung bedeutsame Verschiebungen. In dem Maß, in dem privatwirtschaftliche AkteurInnen in die Wasserversorgung

einziehen, verlieren die von der Privatwirtschaft bis heute kaum akzeptierten Ansprüche von Gender Mainstreaming an Boden.

Weitere indirekte – indirekt, insofern sie nicht im Gebrauchswertcharakter von Wasser begründet liegen –, gleichwohl geschlechtsspezifische Wirkungen der Privatisierung von Wasserversorgung können im Bereich der Veränderung der betrieblichen Strukturen bei Entlassungen, die überwiegend Frauen treffen, liegen. Schließlich kann sich auch die Preispolitik auf die mehrheitlich von Frauen geführten ärmeren Haushalte in sozial prekärer Lage abträglich auswirken (Vinz 2005).

Tatsächlich ist in der gesamten Debatte über Partizipationsstrukturen im privatisierten Wassersektor in England und Wales eine geschlechterpolitische Dimension nicht angesprochen. Dies ist auch dort nicht der Fall, wo es aus den Erfahrungen im internationalen Vergleich am ehesten vermutet werden könnte, bei der Betroffenheit sozial Schwacher vom Anstieg des Wasserpreises, unzumutbarer Härte beim Eintreiben ausstehender Zahlungen oder technischen Mängeln, die mit der Vernachlässigung bestimmter Wohngebiete in Zusammenhang stehen. BürgerInnenorganisationen haben zwar auf die negativen Folgen der Anschluss- und Preispolitik der Wasserkonzerne auf Familien mit hoher Kinderzahl hingewiesen, dabei aber beispielsweise alleinerziehende Frauen nicht erwähnt. Obwohl durchaus davon ausgegangen werden kann, dass die mehrheitlich von Frauen geführten ärmeren Haushalte in sozial prekärer Lage in besonderer Weise betroffen sind (Vinz 2005). Es ist auch nicht ersichtlich, dass Frauenorganisationen sich in die Debatte eingemischt hätten oder spezifisch feministische Analysen erarbeitet worden wären. Auch im Fall von Frankreich enthalten die kritischen Analysen staatlicher Instanzen wie zivilgesellschaftlicher AkteurInnen zu den sozialen Folgen der Tarifstrukturen im Wasserbereich, zu Versorgungssicherheit und umweltbezogenen Problemlagen keine genderanalytischen Aspekte.

Eine 2008 erschienene Studie zu den Genderdimensionen von Wasserversorgung unter den Bedingungen, wie wir sie in den OECD-Ländern vorfinden, hat zwar Differenzen zwischen Frauen und Männern ausgemacht. Diese liegen aber im Wesentlichen in der Perzeption von Wasser und Wasserversorgung – stärker an unmittelbare Nutzung angelehnt bei den Frauen, aus allgemein verfügbarem Wissen bezogen bei den Männern. Der Unterschied begründet sich in gewisser Weise aus dem Gebrauchswertcharakter von Wasser, anders als in den Entwicklungsländern bleibt er aber weitgehend ohne politische Handlungsrelevanz. Er verliert sich vollends in der gemeinsamen Ablehnung von Privatisierung (Lux/Hayn 2008). In der Tat ist in den Industrieländern die Akzeptanz von (Teil-)Privatisierungen im Bereich der öffentlichen Infrastruktur im Allgemeinen und der Wasserversorgung im Besonderen in jüngerer Zeit erheblich gesunken (Candelas 2009).

Gender und Wassermärkte in Entwicklungsländern – Kontinuität oder Wende?

Die Ende der 1990er Jahre in den Entwicklungsländern einsetzende Wende führte zu dem, was die Frauenkampagne von Public Sector International auf ihrer Homepage als „stillen Sieg“ bezeichnet, nämlich „die Verlangsamung der Geschwindigkeit von

Wasserprivatisierungen“ (Public Sector International 2008). In der Tat: Der auf lokalen Ebenen ausgetragene erhebliche Widerstand gegen Privatisierungsvorhaben bzw. die überwiegend schlechten Erfahrungen mit deren Realisierung veranlassten mehr und mehr Gemeinden und Staaten, ihre Versorgungsverträge nicht zu verlängern oder gar aufzukündigen. In Sub-Sahara Afrika, also der Region mit dem bei Weitem drängendsten Bedarf, waren um 2005 80 Prozent der Verträge aufgelöst, neu verhandelt oder in Rechtsstreitigkeiten verstrickt (Budds/McGranahan 2003: 105ff.). Ebenso wurden in Lateinamerika und Asien ein Großteil der Privatisierungsvorstöße abgelehnt oder wieder rückgängig gemacht (Hall 2008). Zudem legten sowohl Weltbank als auch Weltwährungsfonds Studien vor, die einen deutlich ernüchterten Blick auf die hohen Erwartungen warfen, die in den vorangegangenen Jahrzehnten privaten InvestorInnen entgegengebracht worden waren. Eine dem öffentlichen Sektor überlegene, kosteneffizientere Leistungserbringung seitens privater Unternehmen ließ sich empirisch nicht belegen (Hall/Lobina 2005). Der Privatsektor hatte sehr viel weniger in die Wasserwirtschaft investiert als erhofft und ungeachtet damit begründeter Preiserhöhungen Neuanschlüsse und Erhaltungsinvestitionen deutlich vernachlässigt. Letztendlich, so wurde errechnet, ist durch privatwirtschaftliche Investitionen weltweit lediglich 900 Menschen pro Tag der Zugang zu Wasser ermöglicht worden (World Development Movement 2006). Die Versorgung ländlicher Regionen war für die Privatwirtschaft ohnehin nicht attraktiv, die der armen Wohnviertel in den urbanen Zentren ebenso wenig. In den versorgten Gebieten ließen sich die hohen Gewinnerwartungen nicht ohne Weiteres realisieren. Praktiken, wie sie z. B. in Südafrika und England angewandt wurden, bei Zahlungsunfähigkeit die Wasserversorgung schlicht einzustellen oder Zahlung mittels Vorauszahlungswasserzählern zu erzwingen, wurden nach heftiger Gegenwehr seitens der Betroffenen und Skandalisierung durch Kirchen, Gewerkschaften und zivilgesellschaftliche Organisationen verboten (England) oder mittels Sozialleistungen (Südafrika) versucht aufzufangen. Die Konzerne begannen sich zurückzuziehen und ihre entsprechenden Beteiligungen abzustoßen (Kürschner-Pelkmann 2006). Allerdings hatte die GeberInnengemeinschaft mit auf die Privatwirtschaft setzendem, ideologisch getrübtem Blick ihre Investitionen reduziert bzw. nicht in der Höhe aufgestockt, wie es zur Erreichung der Millenniums-Entwicklungsziele notwendig gewesen wäre. Folglich gilt für 55 Staaten, das betrifft 234 Millionen Menschen, dass dort das Millenniums-Entwicklungsziel nicht erreicht werden wird (Houdret 2008: 7).

Gleichwohl und trotz einiger Selbstkritik hinsichtlich der überhöhten Erwartung an den Privatsektor wird der Privatisierungsimpuls von Weltbank wie EU weiter gepflegt. Die große Mehrheit der nationalen Wassergesetze, die unter der Anleitung der entwicklungspolitischen Finanzierungsorganisationen im letzten Jahrzehnt formuliert wurden, hält explizit an der anzustrebenden Zielsetzung von Privatisierung und Vollkostendeckung fest. Partizipationsrechte von NutzerInnen und zivilgesellschaftlichen Organisationen sehen die Wassergesetze selber nicht vor; es bleibt den auf lokalen Ebenen tätigen zivilgesellschaftlichen Organisationen vorbehalten, sich in dieser Richtung stark zu machen (Gender and Water Alliance 2003: 43ff.).

2003 hat die Weltbank eine neue Wasserstrategie vorgelegt, in der Private Public Partnerships eine zentrale Rolle spielen. Nach wie vor geht es darum, Wasser zu einem marktgängigen Produkt zu machen und über die Zuteilung von Wasser im Modus zah-

lungskräftiger Nachfrage entscheiden zu lassen. Die Weltbank spricht daher von einem nachfrageorientierten Ansatz (Hoering/Schneider 2004). Zugleich will die Weltbank zwar der Förderung gut funktionierender öffentlicher VersorgerInnen mehr Aufmerksamkeit schenken, vor allem aber liegt ihr daran, zu Private Public Partnerships hinzuführen und die Kommunen beim Abschluss von Verträgen mit privaten VersorgerInnen zu unterstützen. Um das private Risiko zu mindern und Markteintrittsbarrieren zu reduzieren, werden nun dort, wo vorher die in die Kostendeckung einkalkulierten privaten Gewinne seitens des jeweiligen Staates abgesichert wurden, zu demselben Zweck Mittel der Entwicklungszusammenarbeit in Aussicht gestellt.

Die weniger attraktive Versorgung ärmerer Bevölkerungsschichten erfolgt mit den weiter oben beschriebenen Elementen kostengünstiger und Zahlungsakzeptanz sichernder Partizipation. Hier sollen verstärkt entwicklungspolitische Mittel bereitgestellt werden, um die Bevölkerung in die Lage zu versetzen, Entscheidungen über ihren Zugang zu Wasser- (und Abwasser-)Diensten zu beeinflussen. Zugleich soll eine sparsame und umweltverträgliche Verbrauchskultur gefördert werden, verbunden mit der Vermittlung der Einsicht, dass Wasser einen wirtschaftlichen Wert hat und die mit der Wasserversorgung verbundenen Dienstleistungen in Gänze von den WassernutzerInnen zu entgelten sind.

Mit der neuen Strategie der Weltbank verbunden sind Anstrengungen, Wassermärkte und handelbare Wasserrechte einzuführen. Durch gesicherte, formalisierte und per Eigentumstitel individualisierte Rechte soll das Interesse privater UnternehmerInnen an einer Beteiligung im Wassersektor gestärkt werden und zugleich die Ressource Wasser sowohl hinsichtlich der Verteilung als auch des Nutzens marktvermittelten ökonomischen Kriterien folgen. Der Marktwert der Ware Wasser werde am besten die Allokation „von Nutzungen mit geringerem Wert zu höherwertigen Nutzungen lenken“ (John Briscoe, zitiert nach Hoering 2006: 28) und zudem das Interesse der Rechteinhaber an nachhaltigem, umfassendem Ressourcenschutz positiv beeinflussen. Die ‚höherwertige‘ Wassernutzung indes birgt unmittelbare Gefahren für die landwirtschaftliche Wasserversorgung, die nur schwer mit den zahlungsfähigen städtischen Mittelschichten mithalten kann bzw. begünstigt eine Verschiebung innerhalb des Landwirtschaftssektors weg von Aktivitäten der unmittelbaren, vor allem von Frauen geleisteten Nahrungsmittelproduktion hin zu Agrarexport und Agrarindustrie (Swyngedouw 2009). In jedem Fall werden kollektive, auf Tradition und Gewohnheitsrecht beruhende Wasserrechte aufgebrochen. So sind in der Folge aufgrund der engen Beziehung zwischen Land- und Wasserrechten und der schwachen formell rechtlichen Absicherung des Landnutzens von Frauen deren Existenzgrundlagen in besonderer Weise gefährdet.

Seit Mitte der 1990er Jahre haben sich in lokalen Kämpfen und nationalen Debatten Unwillen und Widerstand gegen die Privatisierung von Wasserver- und Entsorgung vertieft und erweitert. Weltweit und auf allen Kontinenten, im globalen Süden wie in den Industrieländern, organisieren sich Menschen und treten auf Straßen und in Gerichtssälen gegen die Wasserkonzerne an. Auf internationaler Ebene werden sie weiterhin unterstützt von einer breiten Koalition aus Kirchen, Gewerkschaften, UN-Organisationen, Entwicklungs- und Menschenrechts-NROs und nicht zuletzt von Frauenorganisationen und deren Netzwerken – eine Koalition, die durchaus Erfolge für sich verbuchen kann. Sie wehren sich, wenn Konzerne entgangene Gewinne einklagen (Cochabamba, Mani-

la) und fordern von Entwicklungsorganisationen die Entkoppelung von Entwicklungszusammenarbeit und Privatisierung.

Mittlerweile ist verschiedenenorts eine Re-Kommunalisierung der Wasserversorgung zu beobachten, der bislang als Leistungsträger völlig ignorierte öffentliche Sektor wird wieder Gegenstand von Reformbemühungen, neue Öffentlich-öffentlich-Partnerschaften formieren sich, der Kampf um Wassergerechtigkeit findet seine Fortsetzung in zivilgesellschaftlichem und kommunalem „Reclaiming Public Water" (Balanyà et al. 2005). Allerdings: Die Rückverlagerung der Wasserversorgung in die Hände kommunaler Instanzen ist zunächst nicht mehr als eine, wenn auch unerlässliche Voraussetzung für weiterführende demokratische Anstrengungen.

Die im Kontext von privatisierter Wasserversorgung entstandenen mannigfachen Formen lokaler Selbstorganisation, oft in der Tat mit hohem Frauenanteil, sind voll undiskutierter Akzeptanz von Machtstrukturen; im Kern dienen sie meist nicht dem Aufbau von Strukturen geschlechterdemokratischer Selbstregierung, sondern reibungsloser und kostengünstiger Einbindung. Der bekannt gewordene Fall des Kampfes in Cochabamba gegen Weltbank und Weltwährungsfonds und die durch Kreditabkommen erzwungenen Privatisierungen unter anderem im Wassersektor, gerahmt von einem Privatisierungen begünstigenden Wassergesetz, droht in den Mühen der Ebene zu erschlaffen. Es erweist sich als außerordentlich schwierig, die Beteiligungsdynamik aufrechtzuerhalten; klientelistische Verhaltensweisen und passives Abnicken schleichen sich ein, aufgewirbelte Geschlechterordnungen werden ‚rückfällig' (Chavez 2005). Die eroberte Partizipation muss gegen ein unmittelbares neoliberales Umfeld ankämpfen und ermüdet daran. Anders sieht es in Porto Alegre aus, wo sich im Rahmen einer umfassenden Reformagenda mittlerweile erprobte Formen demokratischer Steuerung mit festgelegten Frauenrechten auch im Wassersektor institutionalisieren konnten. Demgegenüber blieb das sich sehr progressiv ausnehmende und in der Verfassung verankerte Verbot der Privatisierung von Wasser in Uruguay mit gleichsam von oben verordneter Partizipation bislang faktisch folgenlos bzw. muss erst noch mit gesellschaftspolitischem Inhalt gefüllt werden.

Die Beispiele zeigen: Die Frage, in welchen politischen Formen gemeinwohlorientierte Daseinsvorsorge auf demokratische Weise – und das heißt auch geschlechterdemokratische Weise – gesichert werden kann, hat bis heute keine schlüssige, institutionell verstetigte Antwort gefunden. Längst ist aber ein Prozess des Suchens und Experimentierens, des Austausches und der Erforschung in Gang gesetzt, der die notwendigen Reformen im öffentlichen Sektor mit Formen gesicherter Teilhabe der Bevölkerung zu verbinden sucht. Dabei lässt sich ein kreativer Mix aus Instrumenten und Perspektiven beobachten, der neue Interaktionsfelder von modernen Techniken und ExpertInnentum mit überkommenen Organisationsformen und Weltsichten eröffnet (World Development Movement 2007). Die Suche nach dezentralisierten Lösungen für einen Umgang mit dem knappen Gut Wasser, der lokalen, sozio-technischen Gegebenheiten angepasst ist und gleichermaßen Gerechtigkeits- wie Nachhaltigkeitserfordernissen genügt, verweist ihrerseits auf bestimmte Voraussetzungen. Dazu gehören demokratische Verfahrensweisen, die Rückbindung von Wasserrechten an gemeindliche Wohlfahrtsbelange und die Einbettung in einen praktisch gelebten Entwurf gesellschaftlicher Naturverhältnisse, der kompetitivem Raubbau an der Natur im Allgemeinen und am Wasser im Besonderen widersteht (Hoering 2008).

Damit ist auch deutlich: Demokratische, geschlechtersensible Wasser-Governance ist nicht von gesellschaftspolitischen Kontexten und Rahmungen zu trennen; sie weist über den Wassersektor hinaus. Sie muss sich auf grundlegende Transformationsprozesse einlassen, die von einem gesellschaftspolitisch inklusiven Begriff von Politik geleitet sind. Es gilt, jenseits institutionell verfestigter Fassungen politische Prozesse in Gang zu setzen, die den politischen Kriterien von Transparenz, Rechenschaftslegung und über formelle Beteiligungsrechte hinausgehender Deliberation genügen. Damit sind neue Inhalte und Verfahrensweisen angesprochen, die nicht nur einer lokal praktizierten Gemeinwohlorientierung zugute kämen, sondern gleichzeitig Bausteine für die notwendige Neu-Erfindung von Demokratie abgeben könnten, wie sie unter den Bedingungen im Globalisierungsprozess erodierter nationaler Räume dringend benötigt werden. Solche Politik – das ist der utopische Entwurf – müsste Geschlechterasymmetrien nicht selber schon aufheben, aber den Raum bieten, in dem auch sie zum Thema gemacht werden können (von Braunmühl/Winterfeld 2003: 54ff.).

Literaturverzeichnis

Balanyà, Belén; Brennan, Brid; Hoedeman, Olivier; Kishimoto, Satoko & Terhorst, Philipp. (Hrsg.). (2005). *Reclaiming Public Water. Achievements, Struggles and Visions from Around the World. Transnational Institute, Corporate Europe Observatory*. (2. Aufl.). Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.tni.org/detail_page.phtml?page=books_publicwater

Barlow, Maude & Tony Clarke. (2002). *Blaues Gold. Das globale Geschäft mit dem Wasser*. München: Antje Kunstmann Verlag

Braunmühl, Claudia von. (2005). Water Governance. Partizipation in der Wasserversorgung. *NetWORKS Paper* Nr. 18. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.networks-group.de

Braunmühl, Claudia von & Winterfeld, Ute von. (2003). *Global Governance. Eine begriffliche Erkundung im Spannungsfeld von Nachhaltigkeit, Globalisierung und Demokratie*. Wuppertal Paper 135. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.wupperinst.org/de/publikationen/entnd/uploads/tx_wibeitrag/WP135.pdf

Budds, Jessica & McGranahan, Gordon. (2003). Are the debates on water privatisation missing the point? Experiences from Africa, Asia and Latin America. *Environment & Urbanization*, 15 (2), October, 87-113

Candelas, Mario. (2009). Krise der Privatisierung. In Mario Candelas; Rainer Rilling & Katharina Weise (Hrsg.), *Krise der Privatisierung – Rückkehr des Öffentlichen?* (S. 9-24). (Reihe: Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung Bd. 53) Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung

Chavez, Walter. (2005). Unrentable Kundschaft in Bolivien. *Le Monde diplomatique*, 11.3.2005. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.monde-diplomatique.de/pm/2005/03/11.mondeText.artikel,a0058.idx,15

Department for International Development (DFID). (2007). *Factsheet water and sanitation*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.dfid.gov.uk/pubs/files/mdg-factsheets/water-factsheet-2006.pdf

Dobner, Petra. (2007). *Wasserpolitik*. Unveröffentlichte Habilitationsarbeit

Dobner, Petra. (2006). Did the State fail? Zur Transnationalisierung und Privatisierung der öffentlichen Daseinsvorsorge am Beispiel des globalen Trinkwassers. In Klaus Dieter Wolf (Hrsg.), *Staat und Gesellschaft – fähig zur Reform?* (S. 247-261). Baden Baden: Nomos

Dublin Statements and Principles. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.inpim.org/files/Documents/DublinStatmt.pdf

Europe Aid. (2007). *Europe Aid support to the EU Water Initiative*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.oecd.org/dataoecd/47/3/39168719.ppt#1

Europäische Kommission. (2003). *Grünbuch zu Dienstleistungen von allgemeinem Interesse*. KOM (2003) vom 21.5.2003. Zugriff am 30. Juni 2009 unter http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/site/de/com/2003/com2003_0270de01.pdf

Gender and Water Alliance (GWA). (2003). *The Gender and Water Development Report 2003*. Leicestershire: Loughborough University. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.genderandwater.org/content/download/307/3228/file/GWA_Annual_Report.pdf

Goetz, Anne M. & Gaventa, John. (2001). *Bringing citizens voice and client focus into service delivery*. Brighton: Institute for Development Studies (IDS)

Gross, Bruce; van Wijk, Paul C. & Mukherjee, Nilanjana. (2001). *Linking Sustainability with Demand, Gender and Poverty. A study in community-managed water supply projects in 15 countries*. International Water and Sanitation Centre / Water and Sanitation Program. Washington D. C.: The World Bank

Hall, David. (2008). *Water Privatisation*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter http://209.85.129.132/search?q=cache:xeEUmcMAjPIJ:www.europeanvoice.com/CWS/GED/pop_View.aspx%3FLG%3D1%26ID%3D1093+David+Hall+Water+Privatisation+2008&cd=1&hl=de&ct=clnk&gl=de

Hall, David; Bayliss, Kate & Lobina, Emanuele. (2002). *Water privatisation in Africa*. Zugriff am 12. August 2008 unter www.psiru.org/reports/2002-06-W-Africa.doc

Hall, David & Lobina, Emanuele. (2005). *The relative efficiency of public and private sector water*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.psiru.org/reports/2005-10-W-effic.doc

Hoering, Uwe. (2006). Der Markt als Wassermanager. Aufbau eines neuen Wasserregimes der Weltbank. *Peripherie*, 26 (101/102), 21-42

Hoering, Uwe. (2008). *Water to the People. Drinking Water and Water for Livelihoods. Conflicts and Alternative Concepts in India*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.eed.de//fix/files/doc/eed_cws_water_to_the_people_08_eng.3.pdf

Hoering, Uwe & Schneider, Ann K. (2004). *König Kunde? Die neue Wasserpolitik der Weltbank und ihre Umsetzung in Indien und Sri Lanka*. Berlin: WEED

Houdret, Annabelle. (2008). *Knappes Wasser, reichlich Konflikte? Lokale Wasserkonflikte und die Rolle der Entwicklungszusammenarbeit*. Duisburg: INEF Policy Brief. Zugriff am 30. Juni 2009 unter http://inef.uni-due.de/page/documents/PolicyBrief03.pdf

Kabeer, Naila. (1999). Resources, Agency, Achievements: Reflections on the Measurement of Women's Empowerment. *Development and Change*, 30, 435-464

Kluge, Thomas & Libbe, Jens. (Hrsg.). (2006). *Transformation netzgebundener Infrastruktur: Strategien für Kommunen am Beispiel Wasser*. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik

Kürschner-Pelkmann, Frank. (2006). Der Traum vom schnellen Wasser-Geld. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (25), 2006. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.bpb.de/publikationen/DN38XH,0,0,Der_Traum_vom_schnellen_WasserGeld.html

Lobina, Emanuele & Hall, David. (2009). Wasserprivatisierung und Umstrukturierung in Lateinamerika. In Mario Candelas; Rainer Rilling & Katharina Weise (Hrsg.), *Krise der Privatisierung – Rückkehr des Öffentlichen?* (S. 53-86). (Reihe: Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung Bd. 53) Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung

Lux, Alexandra & Hayn, Doris. (2008). *Trinkwasser und seine geschlechtsspezifische Wahrnehmung*. Frankfurt: Institut für sozial-ökologische Forschung (ISOE). Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.isoe.de/ftp/publikationen/msoe27.pdf

Naidoo, Anil. (2007). *UN High Commissioner for Human Rights Examines the Right to Water*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.blueplanetproject.net/documents/berlin.pdf

Narayan, Deepa. (1995). The Contribution of People's Participation. Evidence from 121 Rural Water Supply Projects. Environmentally Sustainable Development. *Occasional Paper Series No 1*. Washington, D. C.: The World Bank

Petrella, Riccardo. (1999). *Wasser für alle. Ein globales Manifest*. Zürich: Rotpunktverlag
Public Sector International (PSI). (2008, 8. März). *Water, Women and Workers*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.world-psi.org/TemplateEn.cfm?Section=Home&Template=/ContentManagement/ContentDisplay.cfm&ContentID=19648
Swyngedouw, Erik. (2004). *Social Power and the Urbanization of Water: Flows of Power*. Columbus: MacGraw Hill
Swyngedouw, Erik. (2009). Städtische Wasserflüsse und Kapitalakkumulation. Die Widersprüche der Urbanisierung des Wassers unter dem Neoliberalismus. In Mario Candelas; Rainer Rilling & Katharina Weise (Hrsg.), *Krise der Privatisierung – Rückkehr des Öffentlichen?* (S. 99-122). (Reihe: Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung Bd. 53) Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung
United Nations Development Programme (UNDP). (2006). *Beyond Scarcity: Power, poverty and the global water crisis*. New York: UNDP
United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (UNESCO). (2003). *Wasser für Menschen, Wasser für Leben. Weltwasserentwicklungsbericht der Vereinten Nationen*. Bonn: Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen (DGVN)
Vinz, Dagmar. (2005). *Genderaspekte bei der Privatisierung von öffentlichen Dienstleistungen am Beispiel der Energie- und Wasserversorgung*. (Genanet Studien 2). Frankfurt. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.genanet.de/fileadmin/downloads/Studien/genas_2_Liberalisierung_Privatisierung.pdf
World Development Movement (WDM). (2006). *Pipe dreams. The failure of the private sector to invest in water services in developing countries*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.psiru.org/reports/2006-03-W-investment.pdf
World Development Movement (WDM). (2007). *Going public. Southern solutions to the global water crisis*. Zugriff am 30. Juni 2009 unter www.reformwatch.net/fitxers/220.pdf

Zur Person

Claudia von Braunmühl, Dr., Prof. hon. für Internationale Politik am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der FU Berlin, unabhängige entwicklungspolitische Gutachterin und Beraterin. Arbeitsschwerpunkte: Global Governance, Entwicklungsstrategien und Entwicklungszusammenarbeit, Gender und Entwicklung, Gender und gewaltförmige Konflikte
Kontakt: Flotowstr. 6, 10555 Berlin. E-Mail: cvb@zedat.fu-berlin.de

Marietta Bauernberger

Das Potenzial von Mentoring in der universitären Frauenförderung

Zusammenfassung

Mentoring ist ein Instrument der wissenschaftlichen Nachwuchs- und Frauenförderung, das in den letzten Jahren an den Universitäten im deutschsprachigen Raum populär geworden ist. Der vorliegende Beitrag versucht aus der Perspektive der praktischen Gleichstellungsarbeit Veränderungspotenziale des traditionellen Förderkonzepts Mentoring im Hinblick auf die nach wie vor androzentristisch geprägten Strukturen der Organisation Universität festzumachen. Der Beitrag richtet sich an AkteurInnen aus der gleichstellungspolitischen Praxis mit Interesse an der Fördermaßnahme Mentoring als einem Teilaspekt der Frauenförderungs- und Gleichstellungsarbeit.

Schlüsselwörter
Frauenförderung, Mentoring, Gleichstellung, Universität

Summary

The potencial of mentoring for the advancement of women in science at the university

Mentoring is a traditional instrument for the advancement of women in science, which has gained in importance and popularity for the last number of years. From the perspective of the practicality of equality treatment and the advancement of women at university, the present article tries to develop opportunities and potentials of the concept of mentoring for the possibilities of change to the androcentristic structures of university. This article is directed towards those responsible, and those interested in the role of gender and equality treatment and the traditional instrument of mentoring as support for the advancement of women in science at the university.

Keywords
Advancement of women, mentoring, gender equality, university

1 Einleitung

Als Akteurin der Gleichstellungsarbeit und Frauenförderung an der Universität wird man unweigerlich mit einem frustrierenden Tatbestand konfrontiert: dem beinahe statischen, seit Jahrzehnten kaum veränderten Anteil an weiblichen Wissenschaftlern in Führungspositionen in den oberen Hierarchie-Ebenen der Universität. Da gibt es mittlerweile gesetzliche Maßnahmen und Förderprogramme zur Erhöhung des weiblichen wissenschaftlichen Anteils, doch trotzdem wird man das Gefühl nicht los, als Akteurin dieser institutionalisierten Einrichtungen zur Gleichstellungsarbeit auf der Stelle zu treten. Dazu gesellen sich ein enger finanzieller Spielraum für die Gleichstellungsarbeit, ein permanenter Rechtfertigungsdruck für Projekte und Konzepte, die ambivalenten Debatten um Gender Mainstreaming oder auch ein Fehlen theoretischer Auseinandersetzung mit Frauenförderung und Gleichstellungsarbeit. Andererseits ist die Entwicklung

der Zahlen der weiblichen Studierenden und Absolventen durchaus erfreulich und auch auf der Ebene der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen findet ein Aufholprozess statt.

Die Zahl weiblicher Wissenschaftler in den oberen Positionen verändert sich dennoch kaum, trotz der ständigen Präsenz von Begriffen wie Gleichstellung, Frauenförderung und Gender Mainstreaming als festen Bestandteilen des Diskurses um die „neue" Universität. Über diese Fehlentwicklung können auch einzelne Spitzenleistungen von Forscherinnen nicht hinwegtäuschen.

Sind die Maßnahmen der Frauenförderung an der Universität als reine „rhetorische Präsenz, faktische Marginalität" zu bezeichnen, wie Angelika Wetterer (2000) es nennt?

In diesem Spannungsfeld befinden sich die Einrichtungen für die Gleichstellungsarbeit und Frauenförderung mit dem Ziel, „sinnvolle", nachhaltige, langzeitige Maßnahmen zu entwickeln, deren Erfolge verändernd auf die Hierarchie der Organisation wirken und an deren Ende eine (geschlechter-)gerechte Universität steht.

Die Gefahr, Projekte und Programme zu initiieren, die als „Herzeigeprojekte in Hochglanz" mit einer gewissen Außenwirkung enden, besteht. Es liegt daher viel am meist unterbezahlten Engagement und den Absichten der AkteurInnen, wie Initiativen zur Gleichstellungsarbeit wirken und wahrgenommen werden.

2 Wissenschaftliche Frauenförderung durch Mentoring

Auf der Suche nach effizienten Strategien und Maßnahmen zur Erhöhung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses an den Universitäten, vor allem in Bereichen mit hoher vertikaler und horizontaler Segregation, erlebt in den letzten Jahren das Förderkonzept Mentoring innerhalb der Frauenförderung und Gleichstellungsarbeit einen Aufschwung. Zwei Ansatzpunkte für die Gleichstellungsarbeit sind dabei zu bedenken: (1) spezifische Frauenförderungsprogramme zur Unterstützung der Nachwuchswissenschaftlerinnen mit den Vor- und Nachteilen bzw. Ambivalenzen im theoretischen und praktischen Diskurs und (2) Änderung bzw. Verbesserung von strukturellen Rahmenbedingungen, die gleichberechtigte Voraussetzungen für die Karriere in der Wissenschaft schaffen. In der Praxis ist es der Gleichstellungsarbeit nur möglich, das Erste zu leisten, der zweite Punkt ist der gewünschte Effekt von effizienter Gleichstellungsarbeit.

Zum traditionellen Förderinstrument Mentoring als Unterstützungsprogramm zur Einführung in bestehende gesellschaftliche Verhältnisse, dessen Erfolg unter anderem maßgeblich davon abhängig ist, ob die „Chemie" des Mentoring-Paares stimmt, kommt Ende der 1990er Jahre ein weiterer Aspekt hinzu: Die Ungleichheit produzierenden Systeme selbst werden Teil der Debatte.

Genetti, Nöbauer und Schlögl beschäftigen sich mit Mentoring für Wissenschaftlerinnen im Spannungsfeld der universitären Kultur- und Strukturveränderung und sehen Mentoring nicht nur als eine Maßnahme zum Ausgleich von Nachteilen, sondern auch als Strategie zur Struktur- und Kulturveränderung der Universitäten (2005: 14). Für die Autorinnen ist es unerlässlich, dass Mentoring-Programme in ihrer Konzeption immer auch die (geschlechts-)hierarchische Organisationsstruktur der Universität mit einbeziehen. Sie stellen sich die Frage, ob Mentoring als Förderinstrument einen Beitrag zur Strukturveränderung der Universitäten in Richtung Geschlechtergerechtigkeit überhaupt leisten kann (2005: 15).

2.1 Struktur- und Kulturveränderung durch Mentoring an den Universitäten

Ein Strukturwandel von einer androzentristisch geprägten zu einer geschlechtergerechten Organisationsstruktur und -kultur an den Universitäten ist Ziel der Frauenförderungs- und Gleichstellungspolitik. Dazu braucht es aber mehr als eine institutionalisierte Gleichstellungspolitik und das Engagement ihrer AkteurInnen. Denn das Ziel effektiver Gleichstellungspolitik ist nicht mit einer zahlenmäßigen Erhöhung des Frauenanteils in der Wissenschaft erreicht, sondern muss nach Nöbauer und Genetti (2006) immer auch Wissenschafts- und Institutionenkritik mit einschließen und die Reproduktion der systemerhaltenden Strukturen infrage stellen. Ist Mentoring als Fördermaßnahme geeignet, dies zu leisten?

Astrid Franzke, die sich in Deutschland mit Mentoring an den Hochschulen beschäftigt, zeigt auf, dass individuelle Fördermaßnahmen und die Ergebnisse daraus nicht automatisch strukturelle Wirkungen haben. So wirkt die Steigerung des Frauenanteils in Hochschulen zwar gegen den Minderheitenstatus von Frauen, aber diese quantitative Zunahme führt nicht automatisch zu geschlechtergerechteren Strukturen. Dazu sind nach Franzke komplexe Veränderungsprozesse auf allen Strukturebenen notwendig. Sie sieht es als Pflicht von Mentoring-Programmen und -konzepten an, dafür zu sorgen, dass subtile, schwer fassbare Karrierehindernisse für Frauen sowie die symbolische Macht, die mit dem Androzentrismus der akademischen Lebens- und Berufsverläufe verbunden ist, sichtbar zu machen und ihr gezielt entgegenwirken zu können.

Daher sollen in der Entwicklungsphase von Mentoring-Programmen diese formellen und informellen Anforderungen mitgedacht, analysiert und auf ihre Geschlechtergerechtigkeit hin geprüft werden. Geschlechterdiskriminierende Strukturen und Normen müssen aufgezeigt und somit sichtbar gemacht werden (Franzke 2003: 95).

Individuelle Fördereffekte wie eine „beschleunigte" Wissensvermittlung über Regeln und den Habitus der scientific community werden durch eine Kombination von Mentoring-Beziehung, Netzwerkbildung und Zusatzangeboten erreicht. Aus der Sicht der Autorinnen Genetti, Nöbauer und Schlögl ist dies eines der wichtigsten Momente von Mentoringmaßnahmen (Genetti/Nöbauer/Schlögl 2005: 24).

Allerdings stoßen auch individuelle Fördereffekte an ihre natürlichen Grenzen, wenn danach die verfügbaren Stellen fehlen, befristet sind oder die Attraktivität einer Anstellung aufgrund prekärer Arbeitsbedingungen an der Universität nachlässt. Hier gibt es einen Schnittpunkt zwischen individueller und struktureller Ebene.

Welche Ansatzpunkte bzw. Strategien können mithilfe des gleichstellungspolitischen und frauenfördernden Instrumentariums Mentoring entwickelt werden, um eine Struktur- und Kulturveränderung der nach wie vor hierarchischen Strukturen der Universitäten in Richtung Geschlechtergerechtigkeit herbeizuführen?

In Anlehnung an Astrid Franzke (2003) sowie durch Interviews mit den Projektleiterinnen von zwei in ihren Ansätzen unterschiedlichen Mentoring-Programmen[1] an

1 Mag.a Waltraud Schlögl, Projektleiterin von m:uv, Universität Wien; Mag.a Teresa Schweiger, Projektkoordinatorin des Mentoring-Projekts „Chancengleichheit in der Nachwuchsförderung", Universitäten Salzburg und Linz.

österreichischen Universitäten habe ich versucht, mögliche Potenziale der Strukturveränderung von Mentoring abseits der individuellen Karriereförderung aufzuzeigen.

2.1.1 Mögliche Potenziale der Strukturveränderung durch Mentoring

2.1.1.1 Das Potenzial der Implementierung

Mit der Implementierung von Maßnahmen oder Projekten in eine „Dauereinrichtung" sind Eingriffe in das bestehende organisationale System und dessen Handlungsabläufe notwendig. Dabei werden Veränderungsprozesse in Gang gesetzt, die bestehende Rollenzuweisungen und Handlungsmuster und die strukturellen Rahmenbedingungen in Frage stellen (können).

Implementierungen an der Universität betrachten Nöbauer und Genetti als einen „komplexen und lang währenden, bei weitem nicht immer kontinuierlich ablaufenden Prozess, der von vielfältigen Top-down- und Bottom-up-Schritten auf hochschulpolitischer, organisationsrechtlicher und konzeptueller Ebene geprägt ist" (Nöbauer/Genetti 2006: 68). Mangelnde Kontinuität deshalb, da wechselnde Personen in den männlich dominierten Führungsebenen alternierendes Verständnis für die Gleichstellungsarbeit bedeuten und daher mit einer gesicherten Finanzierung für die Gleichstellungsarbeit über einen längeren Zeitraum nicht fix gerechnet werden kann.

Allerdings ist die Implementierung von Mentoring-Programmen in bestehende universitäre Regel-Strukturen eine Interventionsmöglichkeit und birgt Veränderungspotenzial auf struktureller Ebene durch Zugangsmöglichkeiten zu Strukturen, die „die Leistungsfähigkeit der Organisation als Ganzes oder bestimmter Bereiche erhalten und verbessern. Implementierungsprozesse gelten dann als nützlich, wenn sie zur Stabilisierung und Entwicklung der Organisation beitragen" (Franzke 2006: 53).

Die erfolgreiche Durchführung von Mentoring-Projekten stärkt die Einrichtungen für Frauen- und Gleichstellungsarbeit an den Universitäten und fördert deren Etablierung. Ziel ist es aber, diese Projekte in den alltäglichen Regelbetrieb der Universität zu implementieren. Ein möglicher Weg wäre eine Zusammenarbeit mit der Personalentwicklung, um die Programme aus der „Ecke" der Frauen- und Gleichstellungsarbeit herauszulösen, schnellere Anerkennung und Selbstverständlichkeit zu erreichen und das „Mitschwingen" eines Defizitansatzes zu vermeiden.

Da Implementierungsprozesse Organisationen stabilisieren (Franzke 2006), benötigen sie das Potenzial der Destabilisierung vorhandener androzentristischer Strukturen.

2.1.1.2 Das Potenzial der Finanzierung

Die Frage der Finanzierung ist bei jeder neuen Projektinitiative entscheidend. Die Quelle und der Umfang des Budgets zeigen, welche Bedeutung das Projekt für die Universität hat. Mentoringprojekte werden auf Universitätsebene meist mit Drittmitteln kofinanziert. Wie das Wiener Mentoringprojekt m:uv zeigt, können erfolgreiche Projekte von der Organisation in den Regelbetrieb übernommen werden. Das bedeutet auch: Die Universität hat das Potenzial dieses Projekts erkannt und verspricht sich davon einen Nutzen. Dies ist ein wichtiges Signal mit Außenwirkung, um mit der Bereitstellung

von Mitteln den Stellenwert der Nachwuchsförderung zu zeigen. Für InitiatorInnen ist es nicht unerheblich, die Unterstützung ihres Projekts durch den Rückhalt im eigenen Umfeld gesichert zu wissen.

Eine regelmäßige, gesicherte Finanzierung von Fördermaßnahmen ist jedenfalls eine notwendige und nützliche Rahmenbedingung für strukturelle Veränderungen.

2.1.1.3 Das Potenzial der Vernetzung

Mentoring-Programme bieten die Möglichkeit, Erfahrungen in Zusammenhang mit Karrieremöglichkeiten ins Wissenschaftssystem einzubringen und sich darüber auszutauschen. Wissensaustausch und Wissenstransfer sind entscheidende Anreize.

Ein wesentlicher positiver Effekt von Mentoring-Programmen ist die Vernetzung der TeilnehmerInnen, sowohl bei den MentorInnen als auch bei den Mentées. Hier bewährt sich die Peergroup-Methode, da sich neben dem Wissensaustausch zwischen MentorInnen und Mentées zugleich ein Austausch innerhalb der Peergroup ergibt, aus dem weitere Netzwerkbeziehungen entstehen können.

Der Vorteil von Netzwerken besteht darin, dass sie auch nach Ablauf des Programms bestehen bleiben. Durch den regelmäßigen Austausch können strukturelle Barrieren und Karrierehemmnisse sichtbar und besprochen werden. Dies könnte ein Schritt zum Abbau vorhandener Hemmnisse sein.

Der seit Jahren über nationale Grenzen hinaus praktizierte Austausch von Mentoringprogrammen und -erfahrungen an Universitäten hat mittlerweile zu einem europäischen Austausch-Netzwerk geführt. Im Rahmen des EU-Projekts „eument-net – European Network of Mentoring Programmes for Women in Academia and Research" werden in diesem Netzwerk Strategien zur Förderung von weiblichen Wissenschaftlern und Forschern entwickelt.[2]

2.1.1.4 Das Potenzial der MultiplikatorInnen

Den TeilnehmerInnen an Mentoring-Programmen eröffnen sich nicht nur Zugänge zu neuen Netzwerken und dadurch die Möglichkeit eines Wissenstransfers und Wissensaustausches, sie fungieren ihrerseits bei positiven Erfahrungen mit einem Mentoring-Programm als MultiplikatorInnen, die die Idee dieser Maßnahme weitertragen. Das setzt eine professionelle Begleitung und inhaltlich abgestimmte Rahmenprogramme voraus.

In ihren Erwartungen enttäuschte TeilnehmerInnen von Förderprogrammen, zum Beispiel durch das Auseinanderklaffen von Anspruch und Durchführung, sind der Förderidee eher abträglich. Eine qualitative Erhöhung der Anzahl weiblicher Wissenschaftler ist meiner Einschätzung nach aber eine solide Ausgangsbasis, um Wissenschaftlerinnen auch auf höheren Ebenen zur Gewohnheit zu machen und „Normalität" herzustellen. Ein höherer Anteil an weiblichen Rollenmodellen bietet breite Identifikationsmöglichkeiten für weibliche Studierende.

2 Eument-net ist ein EU-Projekt, finanziert im Rahmen des FP6. Daraus entstanden ist die folgende Publikation: Nöbauer, Herta & Genetti, Evi. (2008). *Establishing Mentoring in Europe. Strategies for the promotion of women academics and researchers. A guideline manual edited by eument-net.* University Fribourg.

2.1.1.5 Das Potenzial durch Integration jenseits Frauenförderungs- und Gleichstellungseinrichtungen

Die Konzeption von Angeboten und Maßnahmen der Frauenförderung und Gleichstellungsarbeit hat mittlerweile in den Bereich Angebotsentwicklung innerhalb der Personalentwicklung Eingang gefunden. Eine weitere Möglichkeit wäre die Vermittlung von Mentoring-Programmen im Rahmen der neu entstehenden Career-Center der Universitäten. Dort werden Informationen und Ressourcen gebündelt und das Wissen um die Bedürfnisse der verschiedenen Fachrichtungen ist vorhanden.

Ein breiter, komplexer und von allen Organisationseinheiten getragener und unterstützter Förderansatz macht Förderung „salonfähig". Die Unterstellung eines Defizits kann so ausgeklammert werden.

2.1.1.6 Das Potenzial der AkteurInnen

Einen zentralen Stellenwert bei der Konzeption und Durchführung von Mentoring-Programmen nehmen die handelnden Personen ein. Unterschiedliche Institutionen, spezifische Wissenszugänge, Einstellungen und Positionierungen der AkteurInnen im universitären Feld sind ausschlaggebend für den Ablauf von Mentoring-Programmen. Dies gilt ebenso für andere Maßnahmen der Frauenförderungs- und Gleichstellungsarbeit und für die Personalentwicklung.

Die Zielsetzungen der AkteurInnen ebenso wie der institutionellen Kontexte der Programme spielen eine entscheidende Rolle und können zwischen „Herzeige-Projekt" und Programmen mit nachhaltigen Auswirkungen auf struktureller und kultureller Ebene liegen (Nöbauer/Genetti 2006: 68).

Entscheidend sind dabei die Einstellung, die Intention und vor allem die finanzielle Unterstützung der Universitätsleitung für derartige Maßnahmen. Das Angewiesensein der meisten derzeitigen Programme auf den „good will" der Universitätsleitung in materieller und immaterieller Hinsicht steht nachhaltigen Veränderungspotenzialen entgegen.

Es ist daher relevant, wie die informelle Ebene der sozialen Beziehungen der Universität und ihrer Leitung zu den verantwortlichen AkteurInnen und EntwicklerInnen von Förderprogrammen bzw. zu den AkteurInnen der Gleichstellungsarbeit ist. Ein gutes „Standing" der verantwortlichen AkteurInnen innerhalb der Organisationen gehört auf jeden Fall zu den nützlichen Rahmenbedingungen struktureller Veränderungen.

2.1.1.7 Das Potenzial der Reflexion

Mentoring-Programme bieten den MentorInnen die Gelegenheit, ihre eigene Praxis in der Lehre und im Umgang mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs zu reflektieren.

Mentées können ihre Karrierewünsche überprüfen und gegebenenfalls anpassen. Das gemeinsame Besprechen kann aber auch die aktuellen wissenschaftlichen Strukturen für Laufbahnen und Karrieremöglichkeiten zur Sprache bringen und führt zu einer Reflexion über deren Grenzen und Schwächen.

Schliesselberger und Strasser sehen Mentoring in diesem Zusammenhang im Idealfall auch als politisierte Praxis. Nicht nur die Reflexion der individuellen Handlungs-

weisen soll durch Mentoring angeregt werden, sondern auch ein Nachdenken über die universitäre Organisationskultur. Sie bezeichnen den begleitenden Umstand als eine „Reflexion der Machtverhältnisse, der Differenzen und Differenzierungen parallel mit einer Veränderung der Diskursformen, Lehrinhalte und -stile sowie der Spielregeln" (Schliesselberger/Strasser 1998: 314).

Eine Reflexion der Machtverhältnisse und das Einbeziehen herrschender Strukturen einer Organisation ist für die Konzipierung von Fördermaßnahmen notwendig und Voraussetzung für organisationale Veränderungen.

2.1.1.8 Das Potenzial der Verantwortung

Mentoring-Programme haben den Effekt, dass sie sich mit den Laufbahnen und Karrieren der teilnehmenden Personen auseinandersetzen und Probleme aufzeigen. Strukturelle Probleme, die gleichfalls öffentlich gemacht und debattiert werden, führen zu einem Diskurs, der die unmittelbar verantwortlichen Einheiten in die Pflicht nimmt: Sie müssen sich mit diesen Problemlagen auseinandersetzen und darauf reagieren.

Das Aufzeigen von strukturellen Missständen in den Laufbahnen des wissenschaftlichen Nachwuchses im Rahmen von Mentoring-Programmen fordert zudem die Verantwortung der Universitätsleitung ein, zu Karrierehemmnissen auf struktureller Ebene Stellung zu beziehen.

2.1.1.9 Das Potenzial der Anerkennung

Wie die Projektleiterin von m:uv im Gespräch anmerkt, hat es nach der mehrfachen Durchführung des Mentoring-Programms m:uv eine Änderung der Einstellung gegenüber den an Mentoring-Programmen Beteiligten gegeben. MentorInnen haben für ihre zur Verfügung gestellte Zeit eine Kompensation (in diesem Fall in Form einer Tutorin) erhalten. Dieser Aspekt ist in doppelter Weise wichtig: Er setzt beim größten Problem aller potenziellen MentorInnen an, nämlich beim Zeitproblem, und gleichzeitig erkennt die Universität die Wichtigkeit dieser Tätigkeit an und honoriert sie.

Erfolgreich durchgeführte und anerkannte Mentoring-Programme führen auch die InitiatorInnen und KonzeptionistInnen dieser Programme – diese sind meist identisch mit den AkteurInnen der Gleichstellungsarbeit – ein Stück aus der Invisibilisierung ihrer Tätigkeiten zu einer Struktur und Kultur der Anerkennung ihrer Arbeit und ihres persönlichen Empowerments im Rahmen der Organisation Universität.

2.1.1.10 Das Potenzial der Sensibilisierung

Grundlage aller positiven Effekte von Frauenförderungs- und Gleichstellungsmaßnahmen und deren Akzeptanz ist eine gewisse Sensibilisierung gegenüber geschlechterdiskriminierenden Strukturen. Die Transparenz über Vorgänge der herrschenden Beförderungs- und Aufstiegsmechanismen, behindernde Mechanismen bei der Karriereentwicklung, das Sichtbarmachen weiblicher Kompetenzen – all das birgt strukturelles Veränderungspotenzial. Das Erkennen, wie Abläufe auf formeller und informeller Ebene funktionieren, kann diese in Frage stellen und andere Ansätze aufzeigen. MentorInnen können durch eigene Erfahrungen diese Transparenz herstellen.

Transparenz, Sensibilisierung und Sichtbarmachen der informellen Abläufe und Handlungsmuster im Zusammenspiel mit formellen, strukturellen und rechtlichen Voraussetzungen ist eine weitere Grundlage für die Entfaltung der Potenziale hin zu Veränderung und Neuordnung.

3 Resümee

Die Erfahrungen mit Gleichstellungsarbeit zeigen, dass es zum Großteil auf die einzelnen AkteurInnen und deren Intentionen ankommt, wie diese gesetzlichen Möglichkeiten umgesetzt werden und welches Ziel verfolgt wird. Durchaus kann mit tauglichen Instrumenten ein ewiger Status quo reproduziert werden.

Die Absicht, die hinter der Konzipierung von Mentoring-Programmen steht, ist deshalb entscheidend, weil Mentoring-Programme auch die Anpassung an die vorgeprägten Laufbahnmuster und das Zurechtfinden im Kontext der gegenwärtigen Universitätsstruktur und -kultur vermitteln können und diese selbst wieder reproduzieren.

Strukturelle Veränderungspotenziale können aber nur aktiviert werden, wenn eine kritische Haltung gegenüber den herrschenden Strukturen bei der Konzeption mitgedacht wird. Es ist daher eine wesentliche Frage, wer diese Förderungsprogramme konzipiert, finanziert und durchführt.

Veränderungen festgefahrener Strukturen, Verhaltensweisen und Rollenbilder sind eine langfristige Angelegenheit. Maßnahmen zur Nachwuchsförderung wie Mentoring hingegen sind meist auf eine gewisse Dauer beschränkt. Der Erfolg der von mir skizzierten Veränderungspotenziale hängt daher auch von einer Regelmäßigkeit der Durchführung bzw. Übernahme der Programme in den Regelbetrieb ab. Diese Übernahme wiederum hängt an einer gesicherten Finanzierung.

Eine regelmäßige Finanzierung besteht aber nur dort, wo sich die GeldgeberInnen Nutzen davon versprechen. Somit hängt es wieder an den AkteurInnen, den Verantwortlichen die Effizienz von Nachwuchsförderungsprogrammen bei sonst drohendem Verlust von wichtigem Humankapital für die Universität zu vermitteln.

Die verschiedenen Ansätze der beiden von mir untersuchten Mentoring-Programme als One-to-one-Mentoring bzw. Gruppenmentoring unterscheiden sich nach ihrem Wirkungsgrad in der Reichweite und in den möglichen Veränderungspotenzialen. So hat der One-to-one-Förderansatz vor allem einen individuellen Effekt, der durchaus für die eigene Karriere förderlich sein kann, der Peergroup-Ansatz durch seine größere Reichweite aber einen größeren MultiplikatorInneneffekt, er kann dadurch strukturell mehr wirken. Die Konzeption hängt dabei von der Größe der Universität ab sowie von den fachlichen und personellen Auswahlmöglichkeiten.

Die Unterscheidung der skizzierten Potenziale in „Voraussetzungspotenziale“ bzw. „Basispotenziale“, welche die Potenziale der Implementation, der regelmäßigen Finanzierung und das Potenzial der AkteurInnen einschließen, schaffen die Voraussetzungen dafür, wie sich die anderen skizzierten Potenziale entfalten können.

Die effektivsten Potenziale, jene mit dem größten „Output“, sehe ich in den Potenzialen der Vernetzung, der MultiplikatorInneneffekte und der Sensibilisierung. Beispiele dafür sind aktuelle Publikationen des Wiener Mentoringprogramms m:uv, die

aus einer aktiven Vernetzungsarbeit auf europäischer Ebene, aber auch innerhalb einer fruchtbaren Peergroup-Vernetzungsarbeit[3], entstanden sind.

Mentoring-Beziehungen nützen aber nicht nur den Mentées, sondern sind für MentorInnen ebenfalls ein Lernprozess. Reflexion der eigenen Lehr- und Beratungstätigkeit, Einblicke in neue Netzwerke und der Wissensaustausch mit einer meist jüngeren Wissenschaftsgeneration kann die eigene fachliche und persönliche Reputation stärken und wiederum einen Schneeballeffekt durch Verbreitung der Mentoring-Idee auslösen.

Allerdings kann, wie bereits erwähnt, ein einzelnes, zeitlich befristetes Förderprogramm eher nicht zur Struktur- und Kulturveränderung einer Organisation wie der Universität beitragen. Darin sind sich die AutorInnen wie auch die beiden Projektleiterinnen einig.

Hilfreich ist die Einbettung eines Mentoring-Programms in ein breites Nachwuchs-Förderkonzept, das auf die jeweiligen Bedürfnisse der unterschiedlichen Fachbereiche auf horizontaler und vertikaler Ebene abgestimmt ist. Es kann auf diese Weise zur Veränderung der Strukturen von „innen" heraus und zur Herausbildung einer neuen Organisationskultur beitragen. Eine Ergänzung der Maßnahmen durch die Quotenregelung für den wissenschaftlichen Bereich wäre wünschenswert, ist aber zurzeit nicht durchsetzbar.

Widerstände gegen Frauenförderungsmaßnahmen laufen häufig sehr subtil ab. Niemand wird offen gegen Maßnahmen und Programme zur Frauenförderung oder zur Erhöhung der Chancengleichheit auftreten (mit Ausnahme bei der Diskussion um Quotenregelung, hier sind die Widerstände massiv).

Aus feministischer Sicht ist es weiterhin notwendig, Frauenförderungsmaßnahmen und Projekte zur Erhöhung der Chancengleichheit zu forcieren, um dem Ziel näher zu kommen, diese Maßnahmen durch die Gestaltung geschlechtergerechter Strukturen unnötig zu machen.

Dass es möglich ist, Mentoringprojekte im Rahmen von Förderprogrammen in einer komplexen Organisation zu initiieren, mag an sich schon Potenzial zur Veränderung hierarchischer Strukturen in sich bergen. Eine möglichst breit gestreute Zielgruppe von Profitierenden ist aber wesentlich. Eine Erhöhung der Anzahl der „kritischen Masse" kann strukturellen und kulturellen Veränderungen nur zuträglich sein.

Literaturverzeichnis

Franzke, Astrid. (2003). Mentoring für Frauen an Hochschulen. Potenziale für strukturelle Veränderungen. In Anke Burkhardt & Uta Schlegel (Hrsg.), *Warten auf Gender Mainstreaming. Gleichstellungspolitik im Hochschulbereich* (S. 93-107). (Die hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung. Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität). Halle-Wittenberg

Franzke, Astrid. (2006). Organisationale Potenziale und Implementierungsstrategien von Mentoring an niedersächsischen Hochschulen. In Astrid Franzke & Helga Gotzmann (Hrsg.),

3 Aus einer Peergroup des aktuellen Durchgangs von m:uv ist nachfolgende Publikation entstanden: Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth; Haibl, Michaela; Löffler, Klara & Blumesberger, Susanne. (Hrsg.). (2008). *Wissen und Geschlecht*. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 31

Mentoring als Wettbewerbsfaktor für Hochschulen. Strukturelle Ansätze der Implementierung (S. 51-66). Münster: LIT Verlag

Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth; Haibl, Michaela; Löffler, Klara & Blumesberger, Susanne. (Hrsg.). (2008). *Wissen und Geschlecht*. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Band 31

Nöbauer, Herta & Genetti, Evi. (2006). Geschlecht, Organisation und Transformation: Reflexionen über die Grenzen und Potenziale von Mentoring-Programmen für eine universitäre Kultur- und Strukturveränderung. In Astrid Franzke & Helga Gotzmann (Hrsg.), *Mentoring als Wettbewerbsfaktor für Hochschulen. Strukturelle Ansätze der Implementierung* (S. 67-81). (Focus Gender 7). Münster: LIT Verlag

Nöbauer, Herta & Genetti, Evi. (2008). *Establishing Mentoring in Europe. Strategies for the promotion of women academics and researchers. A guideline manual edited by eument-net*. University Fribourg

Nöbauer, Herta; Genetti, Evi & Schlögl, Waltraud. (Hrsg.). (2005). *Mentoring für Wissenschaftlerinnen. Im Spannungsfeld universitärer Kultur- und Strukturveränderung*. (Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft 20). Wien: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Schliesselberger, Eva & Strasser, Sabine. (1998). *In den Fußstapfen der Pallas Athen? Möglichkeiten und Grenzen des Mentoring von unterrepräsentierten Gruppen im universitären Feld*. (Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft 7). Wien: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Wetterer, Angelika. (2000). Noch einmal. Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. Die kontrafaktischen Wirkungen der bisherigen Frauenförderung im Hochschulbereich. In Beate Krais (Hrsg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt* (S. 195-221). Frankfurt a. M.: Campus Verlag

Zur Person

Marietta Bauernberger, Bakk.komm., M. A., Lehrauftrag „Praxisfeld Gender Studies“ an der Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkte: Öffentlichkeitsarbeit und Organisation im Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen an der Universität Salzburg
E-Mail: Marietta.Bauernberger@sbg.ac.at

Tagungsbericht

Stefan Horlacher, Wieland Schwanebeck

Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present

Internationale Konferenz vom 17.–20. Juni 2009 in Dresden

Zusammenfassung

Anhand von vier theoretischen Beiträgen und 15 Analysen literarischer Texte vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert leistete die Konferenz „Constructions of Masculinity" eine theoretisch reflektierte und an die aktuelle Lebenswelt rückgebundene diachrone Untersuchung sowohl der Veränderungen männlicher Identitätskonstruktionen als auch der ihnen zugrunde liegenden Faktoren.

Schlüsselwörter
Männerforschung, Geschlechterforschung, Identitätskonstruktionen, Britische Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte

Summary

Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present
Conference from 17th to 20th of June 2009 in Dresden

Consisting of four theoretical contributions and 15 interpretations of key literary texts, ranging from the Middle Ages to the very present, the international conference "Constructions of Masculinity" produced a sophisticated, theoretically founded analysis, not only of the diachronic changes of male identity constructions, but also of the underlying reasons for these changes.

Keywords
Masculinity Studies, Gender Studies, Constructions of Identity, British Literature, Literary History

Angesichts der Tatsache, dass Gewalt und Gewaltbereitschaft vor allem unter männlichen Jugendlichen nach wie vor stärker werden, gleichzeitig sich aber auch die den Heranwachsenden angebotenen Rollen, Vorbilder und Subjektpositionen ausdifferenzieren, wodurch eine einfache Rollenübernahme zunehmend erschwert wird, gewann die vom 17.–20. Juni 2009 von *Stefan Horlacher* mithilfe der Fritz Thyssen Stiftung an der Technischen Universität Dresden veranstaltete internationale Konferenz „Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present" nicht nur an tagesaktueller Relevanz, sondern ermöglichte gleichzeitig eine etwa acht Jahrhunderte umspannende Reflexion und somit auch kultur- und literaturhistorische Kontextualisierung der von den Medien wiederholt diagnostizierten Krise von Männlichkeit. Als die Verbindung zwischen Literatur, Geschichte und aktueller Lebenswelt charakterisierende Leitfragen konnten dabei Herbert Grönemeyers „Wann ist der Mann ein Mann?" genauso gelten wie „Was zeichnet Männlichkeit aus?", „Welche verschiedenen Männerrollen und Formen von Männlichkeit existieren und wie verändern sie sich über einen Zeitraum von mehr als acht Jahrhunderten?", „Welche Vor- und Nachteile bringen diese

Veränderungen für Männer wie auch Frauen mit sich – und wie zeigt sich dies in einem der wichtigsten Erzeugnisse unserer Kultur, nämlich der Literatur?"

Ziel der Konferenz war es, der Frage nach Männlichkeit sowohl in wegweisenden literarischen Texten als auch im umfassenderen Kontext der Geistes- und Sozialwissenschaften nachzugehen und die eigene Vorgehensweise theoretisch mit zu reflektieren. Aus diesem Grund wurde den Textanalysen eine eigene, mit „Theoretical Framework" überschriebene Sektion vorangestellt, zu der auch die beiden Keynote Lectures gehörten. Konkret legte *Stefan Horlacher* (Dresden) in seiner programmatischen „Introduction to the Conference" anhand der Leitfragen „Why Masculinities?" sowie „Why Literature?" die soziale Relevanz der Männlichkeitsforschung und den Erkenntniswert von Literatur für diese Forschung dar. Im Anschluss daran gab *Harry Brod* (Northern Iowa), einer der Begründer der Männlichkeitsforschung in den USA, einen konzisen Überblick über aktuelle Ausprägungen im Feld der Masculinity Studies. Einerseits diagnostizierte Brod eine Sättigung an wichtigen theoretischen Publikationen in den vergangenen Jahren, was als selbstreflexive Bestandsaufnahme und rudimentäre Etablierung dieses Feldes gelesen werden könnte, andererseits formulierte er für die Konferenz auch Forschungsdesiderate, beispielsweise den Wunsch, die wichtigsten Grundpfeiler der Disziplin – in den Worten Brods: Eve Sedgwicks Konzept der *Homosociality* sowie Raewyn Connells Arbeiten zur hegemonialen Männlichkeit – zusammenzuführen.

Der zweite Hauptredner, *Richard Collier* (Newcastle), resümierte in seinem interdisziplinären Beitrag einleitend nicht nur zentrale Punkte seiner Monografie *Men, Law and Gender: Rethinking the ‚Man' of Law*, sondern betonte auch juristische Aspekte, die im *Masculinity*-Diskurs von zentraler Bedeutung sind. Hierzu zählen neben der öffentlichen Wahrnehmung männlicher Gewalt auch die in jüngster Vergangenheit im medialen Echo immer prominenter werdenden Aktionen von *Fathers' Rights Groups* wie etwa *Fathers 4 Justice*, die auf eine veränderte öffentliche Wahrnehmung väterlicher Rechte abzielen. Die politischen Implikationen des Themas leiteten lückenlos zum letzten Vortrag der theoretischen Sektion über, nämlich *Kevin Floyds* (Kent State) Beitrag zum Verhältnis von „Masculinity Studies and Queer Studies". Mit Rekurs auf Judith Butlers frühe Arbeiten zur Dominanz der heterosexuellen Norm betonte Floyd den Stellenwert der noch relativ jungen *Queer Studies* (die selbst eine Reaktion auf diese Norm darstellen) in ihrem Verhältnis zu Männlichkeit und diskutierte darüber hinaus die schwierige Abgrenzung zu den *Transgender Studies*, die tradierte Konzepte noch stärker in Frage stellen. Hierbei verdeutlichte er, dass sich eine strikte Trennung zwischen theoretischem Rahmen und historischer Betrachtung unter diesen Aspekten kaum aufrechterhalten lässt.

Im Anschluss an Floyds Beitrag wurde der zweite thematische Hauptblock der Konferenz „Literature from the Middle Ages to the 19th Century" eröffnet. Hier wurden repräsentative und exemplarische Fallstudien aus der englischen Literatur seit dem Mittelalter im Hinblick auf die sich wandelnde Darstellung und Konstruktion von Männlichkeit vorgestellt. *Andrew James Johnston* (Berlin) präsentierte in seinem Beitrag „Robin, Gamelyn and Medieval Masculine Escapism" die einst Geoffrey Chaucer zugeschriebene *romance*-Dichtung *Gamelyn*. Zwar stehen dort durchaus genretypische Eskapaden einer gewalttätigen, heroisierten Männlichkeit im Vordergrund, bei einer genauen Lektüre weisen diese allerdings zahlreiche innere Widersprüche auf – der Protagonist ist einerseits heroischer Outlaw in der Art Robin Hoods, dessen Körperlich-

keit betont wird, andererseits aber ein naiver Aufschneider –, was vor dem Hintergrund einer destabilisierten sozialen Ordnung durchaus auf das transgressive Potenzial des Textes verweist. Ebenfalls der mediävistischen *romance*-Dichtung zuzurechnen ist Thomas Malorys *Morte Darthur*-Sammlung, deren umfangreiche Bezüge zum männlichen Körper *Christoph Houswitschka* (Bamberg) in „Masculinity and Chivalric Prowess" untersuchte. Szenen maskuliner Herrschaftsdemonstration gehen bei Malory unmittelbar in Angsterfahrungen und die allgegenwärtige Bedrohung durch Gewalt über; als exemplarisch darf hier Lancelots Anspruch, sich als stärkster und mächtigster der Ritter hervorzutun, gelten, zumal er alle anderen maskulinen Erscheinungsformen im *Morte Darthur* dominiert und letztlich eine gänzlich überhöhte Stufe des verklärt-ritterlichen Ideals markiert. Die Brücke in die Neuzeit schlug *Thomas Kühn* (Dresden), der John Miltons Versdichtung *Paradise Lost* auf Männlichkeitsentwürfe untersuchte und anhand zentraler Textstellen (wie der Schlacht zwischen Satan und den Engeln im sechsten Gesang) der Frage nachging, welche maskulinen Erscheinungsformen die von Milton geschilderten Sphären von Himmel und Hölle sowie den Garten Eden bevölkern. Wie nimmt sich „heaven's lack of masculinities" gegen die Tatsache aus, dass virile Männlichkeiten bei Milton fast ausschließlich Satan beziehungsweise den gefallenen Engeln vorbehalten sind?

Eine bis dato kaum angesprochene Perspektive brachte *Gabriele Rippl* (Bern) mit ihrem Vortrag zu „Images of Masculinity in Texts of Early Modern Women" in die Konferenz ein, als sie autobiografische weibliche Narrative des 17. Jahrhunderts vorstellte und nachwies, dass selbst in Texten von Frauen oft die Beschreibungen männlicher Familienmitglieder dominieren, die wiederum den Renaissance-Idealen von Ehre und Gerechtigkeit entsprechen. Mit den Nachwirkungen augusteischer Männlichkeit befasste sich *Isabel Karremann* (München) in ihrer kontrastiven Lektüre der Schriften des 3. Earl of Shaftesbury sowie der Persiflage der dort proklamierten Ideale in Jonathan Swifts *Gulliver's Travels*. Während Shaftesbury mit Rekurs auf antike Vorstellungen eine moralisch einwandfreie und strikter Selbstkontrolle unterworfene Männlichkeit proklamiert, welche die abjektale wie auch obszöne Seite des Körpers vollkommen negiert, zeigte *Karremann* in ihrer Swift-Lektüre sehr genau, wie diese unterdrückten Aspekte in *Gulliver* als Verwerfungen wieder auftauchen: So wird beispielsweise das Vorbild Herkules in Swifts Lilliput-Kapitel durch die bizarr anmutende Erscheinung des Protagonisten subvertiert und dem Gelächter preisgegeben.

Mit der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts befassten sich auch die Vorträge von *Laurenz Volkmann* (Jena) und *Rainer Emig* (Hannover). Volkmann untersuchte in seiner Präsentation „The Male Gaze vs. Sexual Ventriloquism" ausgewählte Texte Daniel Defoes und las die Geschichte über Robinson Crusoe exemplarisch als die einer Marginalisierung von Weiblichkeit – man beachte nur die Feminisierung der Insel durch Robinson sowie seine unter patriarchalischen Vorzeichen stehende Eroberung der Natur als einer „perfect prostitute to industry". Crusoe galt lange als prototypischer Vertreter einer zupackenden Form christlich geprägter Männlichkeit, wird aber inzwischen auch kritischen Lektüren im Hinblick auf homoerotische wie auch koloniale Aspekte unterzogen, die dieses Männlichkeitsbild unterlaufen. *Emigs* Vortrag zur „‚Sentimental Masculinity' in Henry Mackenzies *The Man of Feeling* (1771)" las die Geschichte seines Protagonisten Harley als „Probelauf" einer modernen Männlichkeitsauffassung, die

freilich noch keine Erfolgsgeschichte darstellt: Harley zerbricht an den widersprüchlichen Erwartungen an den Mann im Übergang zur Romantischen Periode.

Im ersten Beitrag, der sich mit der Literatur des 19. Jahrhunderts auseinandersetzte, stellte *Ralf Schneider* (Bielefeld) einige der meistgelesenen Schauer- und Kriminalgeschichten des späten 19. Jahrhunderts vor und präsentierte eine Typologie viktorianischer Männlichkeit als entweder idealisiert (wie die damals beispielsweise in den Romanen von Wilkie Collins sich gerade erst etablierende Gestalt des Detektivs), trivialisiert (wie etwa der hypochondrische Onkel der Protagonistin in Collins' *Woman in White*), dämonisiert (wie im Fall von Dracula oder Stevensons Mr. Hyde) oder zutiefst exzentrisch (von den Nebenfiguren bei Dickens bis hin zu Sherlock Holmes). Besonders spannungsvoll gestaltet sich inmitten dieser Bandbreite von Karikaturen und Außenseitern die Frage nach einem normierenden Zentrum von Männlichkeit bzw. einem Rollenbild, das sich im viktorianischen Roman möglicherweise nur noch *ex negativo* finden lässt, denn der verlässliche *pater familias* ist zumindest in diesen Texten kaum anzutreffen. Ein vollkommen überhöhtes Rollenmuster bildet dagegen der Typ des Abenteurers, den *Susanne Scholz* (Frankfurt/Main) und *Nicola Dropmann* (Erlangen) in ihrem Vortrag „The Props of Masculinity" anhand populärer Abenteuerromane der gleichen Zeit diskutierten. Beide näherten sich H. Rider Haggards bis heute immer wieder aufgelegten und adaptierten Geschichten als Sphären einer von Männern dominierten Welt und lasen die zahlreichen Requisiten des Genres als deutliche Hinweise auf einen verdeckten Minderwertigkeitskomplex.

Silvia Mergenthals (Konstanz) Beitrag zu Männlichkeiten im Ersten Weltkrieg leitete den dritten und letzten Themenblock der Konferenz ein, „20th and 21st Century Literature". In ihrer Lektüre der Memoiren von Robert Graves sowie von Pat Barkers *Regeneration*-Trilogie widmete sich *Mergenthal* vor allem der Frage, welche Konsequenzen der Great War als das wohl größte Trauma der britischen Geschichte hinsichtlich des Geschlechterbildes nach sich zog. Erfahrungen wie *male bonding* in den Schützengräben oder das *Shell-Shock*-Phänomen werden unmittelbar in Romanen, aber auch in Erinnerungsberichten reflektiert. *Mergenthal* ließ deshalb, um nur ein Beispiel zu geben, Siegfried Sassoon sowohl als Dichter als auch im Spiegel von Graves' Memoiren sowie als Romanfigur bei Barker zu Wort kommen. Im Vordergrund von *Claudia Lainkas* (Mannheim) Vortrag „Conceptions of 'Fluid' Masculinities in John Cowper-Powys" standen psychoanalytische Ansätze. *Lainka* unterzog vor allem Powys' bekanntesten Roman *Wolf Solent* einer stringenten Lacan'schen Lektüre, die eine Absage des Textes an stabile Identitätsauffassungen aufwies und die männliche Identitätskonstruktion als psychoanalytisch erklär- und verstehbares dynamisches Konstrukt erkennbar werden ließ. In seinem Vortrag zum Aufstieg der „Angry Young Men" zeichnete *Sebastian Müller* (Mannheim) die Wurzeln der „Angry Young Man"-Bewegung der 1950er Jahre und ihres Prototyps (Osbornes Jimmy Porter) nach und machte ihre globalen und epochenübergreifenden Auswirkungen (etwa auf Chuck Palahniuks *Fight Club*) deutlich. Die für den „Angry Young Man" typische Attitüde wie auch seine charakteristische Verklärung des abwesenden Vaters wies Müller anhand eines Filmclips auch an einem prominenten Vertreter kontemporärer viriler Männlichkeit nach, der in der Regel nicht mit der Bewegung assoziiert wird: der von Daniel Craig verkörperten Figur James Bond in *Casino Royale*.

Die drei abschließenden Konferenzbeiträge widmeten sich Texten der zweiten Hälfte des 20. bzw. des frühen 21. Jahrhunderts. In seiner Lektüre von *Gay Masculinities* in Texten von E. M. Forster, Tom Wakefield und Alan Hollinghurst verwies *Berthold Schoene* (Manchester), wie vor ihm schon Richard Collier, auf legislative Aspekte und deren Konsequenzen für das männliche Selbstverständnis in Großbritannien. Ausgehend von einer ideologischen Ausdifferenzierung innerhalb der *Gay Community* in Assimilation einerseits und subversive Formen der Abweichung andererseits, zeigte *Schoene* in den Texten unterschiedliche Lebensentwürfe Homosexueller auf: von den bei Hollinghurst artikulierten, auf eine unterschwellige „fear of domestication" verweisenden Fantasien von zwanglosem Sex bis hin zu Wakefields Roman *Mates* (1983), der den gemeinsamen Lebensweg eines schwulen Paares nachzeichnet und auf einer gewöhnlichen Form von Liebe insistiert, jenseits bloßer Mimikry der heterosexuellen Norm.

Fatemeh Hosseini (Dresden) widmete sich in „Masculinity and Filiarchy" dem Frühwerk Ian McEwans, das einerseits lange als misogyn bezeichnet, andererseits aber auch in feministischen Lektüren gefeiert wurde. Laut *Hosseini* verweist das Schicksal von McEwans Protagonisten, etwa in *The Innocent* oder in *The Cement Garden*, wo nach dem Tod des Vaters der Sohn dessen phallische Insignien nachahmt, auf ein post-patriarchalisches Zeitalter, das ein Modell von *Filiarchy* favorisiert, sodass – nach Matriarchat und Patriarchat – aus McEwans von Mord und Gewaltfantasien geprägten Szenarien letztlich das heranbrechende ‚Zeitalter des Sohnes' hervorgeht. Eines der jüngsten Phänomene des britischen Literaturbetriebs stand im Vordergrund von *Andrea Ochsners* (Basel) Beitrag „The Crisis of Masculinity in the Fiction of Nick Hornby, John O'Farrell and Tim Lott". Ihr Vortrag analysierte Männlichkeitskrisen im noch relativ jungen Genre der *Lad Lit*, das unter anderem auf den Erfolg von Nick Hornbys *Fever Pitch* (1992) zurückgeht. Im Zentrum dieser späten Nachfahren des Bildungsromans stehen meist junge Großstädter, die sich nostalgisch an die Erinnerungen ihrer Jugend klammern (wie Hornbys Protagonist Rob in *High Fidelity*, der seine Biografie über die persönliche Schallplattensammlung formuliert), oder ihre Angst vor festen Bindungen im Geheimen ausleben (etwa Michael in John O'Farrells *The Best a Man Can Get*, der eine zweite Existenz als *bachelor* führt). Die Krise dieser Figuren fällt im anbrechenden 21. Jahrhundert mit einer generell postulierten postmodernen Identitätskrise zusammen. Vor deren Hintergrund erweisen sich *New Man* und *New Lad* oft als von dem ständig zunehmenden Angebot an Identitätsskripten überfordert.

In der Abschlussdiskussion wurde unter Rekurs auf die theoretischen Beiträge von *Horlacher, Brod, Collier* und *Floyd* nicht nur die Frage diskutiert, welche Anforderungen an eine allgemeine Definition von Männlichkeit zu stellen sind, sondern auch, welche Rolle dem Körper hierbei zuzumessen ist. Gerade die diachrone Dimension der analysierten Texte ließ eindrucksvoll erkennen, dass dem Körper in verschiedenen Jahrhunderten, aber auch Textgattungen, sehr unterschiedliche Bedeutungen beigemessen werden. Eine männliche sexuelle Identität scheint sich in vielen der analysierten Texte zumindest auf den Ebenen des Körpers, der Psyche, der sozialen Praktiken, aber auch der Gerichtetheit von Begehren zu konstituieren. Brod verwies in dieser Diskussion wiederholt auf die Arbeiten von Judith Butler sowie die Aspekte Performanz und Performativität. Einen zweiten Schwerpunkt der Abschlussdiskussion bildete die aus der diachronen Abfolge der Einzelanalysen resultierende Frage, ob man – wie dies in der

Populärliteratur geschieht – tatsächlich von einer gegenwärtigen Krise der Männlichkeit sprechen kann oder ob sich Männlichkeit – die britische Literaturgeschichte seit dem Mittelalter scheint dies nahe zu legen – nicht schon immer in einem Zustand der Krise befunden hat. Als Erklärungsmöglichkeit für diese inhärente ‚Krise' könnten psychoanalytische Modelle aus dem Bereich der Objektbeziehungstheorie dienen, die von einer differenten frühkindlichen psychosexuellen Entwicklung ausgehen und das männliche Script als per se krisenhaft auffassen. Dies abzuklären wäre jedoch Gegenstand einer neuen Konferenz.

Die Beiträge zu „Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present" werden voraussichtlich 2011 in überarbeiteter Form als Sammelband erscheinen.

Zur Person

Stefan Horlacher, Prof. Dr., 1964, Institut für Anglistik und Amerikanistik, TU Dresden. Arbeitsschwerpunkte: Britische Literaturwissenschaft, Gender Studies, Männerforschung, Postcolonial Studies, Dekonstruktion, Psychoanalyse. E-Mail: stefan.horlacher@mailbox.tu-dresden.de

Wieland Schwanebeck, M. A., 1984, Institut für Anglistik und Amerikanistik, Institut für Germanistik. Arbeitsschwerpunkte: Anglo-amerikanischer Campus-Roman, deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts, Signatur-Theorie. E-Mail: wieland.schwanebeck@gmx.de

Kontakt (für Horlacher und Schwanebeck): Lehrstuhl für Englische Literaturwissenschaft, Institut für Anglistik und Amerikanistik, Fakultät Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften, Technische Universität Dresden, 01062 Dresden, Tel.: 0351 463-33848, www.englitw.com

Katharina Knüttel, Martin Seeliger

Grenzen des Wohlfahrtsstaates: Migration und Geschlecht

Tagung am 26. Juni 2009 in Bochum

Zusammenfassung

„Grenzen des Wohlfahrtsstaates: Migration und Geschlecht" – so lautete der Titel einer Tagung, die am 26. Juni 2009 an der Ruhr-Universität Bochum vom Lehrstuhl für Soziale Ungleichheit und Geschlecht (Professorin Ilse Lenz) und der Heinrich-Böll-Stiftung durchgeführt wurde. Thematisch ging es um die Verteilung von Bildungs- und Arbeitsmarktchancen und die Rolle des Wohlfahrtsstaates unter besonderer Berücksichtigung der Aspekte Migration und Geschlecht in ihrem Zusammenwirken als Kategorien komplexer sozialer Ungleichheiten. Ziele der von internationalen ForscherInnen vorgestellten Beiträge waren eine analytische Weiterentwicklung und das Aufzeigen neuer politischer Gestaltungsmöglichkeiten.

Schlüsselwörter
Migration, Wohlfahrtsstaat, Intersektionalität, Bildung, Soziale Ungleichheit

Summary

Limits of the Welfare-State: Migration and Gender
Conference on June 26, 2009, Bochum

The conference "Limits of the Welfare-State: Migration and Gender", was held on June 26, 2009, at the Ruhr-University of Bochum, and hosted by the Chair for Social Inequality and Gender (Professor Ilse Lenz) and the Heinrich-Böll-Foundation. It focused the distribution of life chances, procured by the education-system and the labour-marked in connection with the welfare-state and with special regards to the aspects of migration and gender as categories of complex social inequalities. Besides the further development of analytical approaches, a central goal of the contributions made by international scholars was to point out new political scopes for design.

Keywords
Migration, Welfare-State, Intersectionality, Education, Social Inequality

Am 26. Juni 2009 fand an der Ruhr-Universität Bochum die Tagung „Grenzen des Wohlfahrtsstaates: Migration und Geschlecht" unter Beteiligung von ca. 20 FachvertreterInnen aus Wissenschaft, Politik und Medien, eines engagierten Organisationsteams sowie zahlreicher BesucherInnen statt. Die Veranstaltung wurde vom Lehrstuhl für Soziale Ungleichheit und Geschlecht unter der Leitung von Ilse Lenz und der zugehörigen Marie-Jahoda-Gastprofessur, der Heinrich-Böll-Stiftung, der Hans-Böckler-Stiftung und der Research-School der Ruhr-Universität durchgeführt. Zentrales Thema war die Auseinandersetzung mit der Verteilung von Bildungs- und Arbeitsmarktchancen in modernen Gesellschaften und der sich wandelnden Rolle des Wohlfahrtsstaates. Neben der analytischen Betrachtung standen vor allem die kritische Hinterfragung aktueller ‚Politiken der Differenz' sowie die Diskussion möglicher alternativer Konzeptionen

im Mittelpunkt. Gleichzeitig gab man sich mit einer ausschließlichen Betrachtung der Zustände in Deutschland nicht zufrieden. So entwickelten einzelne Vorträge eine vergleichende Perspektive auf unterschiedliche europäische Länder, sodass immer wieder Schlaglichter auf Entwicklungen jenseits der nationalen Grenzen geworfen wurden.

Zugespitzt wurde der Fokus der Tagung auf die Verbindung von Bildung und Statuspassage in den Arbeitsmarkt durch eine integrative Sichtweise auf Geschlechter- und Milieuzugehörigkeit sowie die Frage des Migrationshintergrundes. Daher wurde sowohl in der Vorankündigung als auch an zentralen Punkten der Tagung der Topos des katholischen Arbeitermädchens vom Land bemüht, der aktuell als Sinnbild struktureller Benachteiligung bei Bildungs- und Erwerbschancen durch den im sozial benachteiligten Stadtteil ansässigen Jugendlichen mit Migrations- und ohne Bildungshintergrund abgelöst worden sei. Die gemeinsame Klammer der Beiträge – die soziale Platzierungsfunktion von Bildungs- und Erwerbssystem und die damit in Zusammenhang stehende Rolle des Wohlfahrtsstaates unter Berücksichtigung der Dimensionen Ethnizität und Geschlecht – machte die Tagung anschlussfähig an die derzeit nicht mehr nur im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung geführten Diskussionen zum Konzept der Intersektionalität.

In ihrem Eröffnungsvortrag „Zwischen BürgerInnen und Schattenmenschen: Einschlüsse und Ausschlüsse nach Geschlecht und Migration in Wohlfahrtsstaaten“ griff *Ilse Lenz* kritisch die aktuelle Debatte um ungleichheitsstrukturierende Dimensionen auf. Problematisch erscheine in einer umfassenderen gesellschaftstheoretischen Perspektive das ungeklärte Verhältnis der „Achsen der Differenz“ zur Gesellschaftsstruktur. So dürfe die systematische Betrachtung der Wechselverhältnisse zwischen unterschiedlichen sozialen Kategorien nicht zu einer analytischen Homogenisierung der betreffenden Gruppen führen, da dies das Risiko einer Stereotypisierung beziehungsweise der Reproduktion bestehender Stereotypen berge. Stattdessen sollten – gerade vor einem zeitdiagnostischen Hintergrund, der Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung berücksichtigt – auch die Flexibilität der Strukturformen und bestehende Abweichungsmöglichkeiten in den Blick genommen werden. Klassenzugehörigkeit, (etwaiger) Migrationshintergrund und Geschlecht wirkten hierbei als Ausgangspunkte einer Anordnung ungleichheitsgenerierender Mechanismen, innerhalb derer sich dynamische und strukturierte Prozesse von Inklusion und Exklusion vollziehen.[1] Um gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse im sich wandelnden Wohlfahrtsstaat erfassen zu können, schlägt Lenz mit den Formen der Privilegierten Inklusion, der Inklusion, der Marginalisierung und der Exklusion eine Typologie vor, die einen Beitrag zur Transparenz der Diskussion komplexer sozialer Ungleichheiten leisten soll. Indem sie diese Typologie auf die Bereiche des Bildungs- und Erwerbssystems sowie die Frage nach politischer Partizipation bezieht und gleichzeitig auf die Berücksichtigung der Dimensionen Geschlecht, Migration und Milieu verweist, leistet sie einen wertvollen Beitrag für eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Frage nach komplexen sozialen Ungleichheiten in modernen Gesellschaften.

1 So beeinflussten die genannten Kategorien zwar die Spannweite des Rahmens von Handlungsmöglichkeiten für Individuen und Gruppen, determinierten diese hierbei allerdings keinesfalls vollständig. Als Beispiel für die hier skizzierte Mobilitätsdynamik führt Lenz TV-Moderatorin und Millionärsgattin Gülçan Kamps an.

Als derzeitige Inhaberin der Marie-Jahoda-Gastprofessur legte die Politikwissenschaftlerin *Diane Sainsbury* ihren Schwerpunkt auf die Dynamiken der Verteilung sozialer Teilhabechancen im Wohlfahrtsstaat, deren konkrete Ausprägungen im Rahmen einer Wechselwirkung zwischen unterschiedlichen Politikfeldern generiert würden. In ihren Ausführungen orientierte sie sich am – wenigstens für den deutschen Diskurs wohl klassischen – Vergleich zwischen Schweden und Deutschland. Dem Paradigma einer intersektionellen Sichtweise auf die spezifischen Wechselwirkungen unterschiedlicher sozialer Kategorien folgend, betonte *Sainsbury* die gegenseitige Durchdringung von Geschlechter-, Migrations- und Wohlfahrtsregimen innerhalb der beiden nationalen Konstellationen. So führe etwa die nach wie vor stärkere Orientierung am männlichen Ernährermodell in Deutschland zu einer strukturellen Prägung des Politikfeldes, die – anders als in Schweden – Familienzusammenführungen als legitime Form der Einwanderung betrachtet.

Unter dem Titel „Die (Wieder-)Entdeckung der Differenz. Geschlechterpolitik zwischen Gleichheitsansätzen und einer neuen Politik der Ungleichheit" widmete sich der Dortmunder Soziologe *Michael Meuser* im dritten Vortrag des Tages der Auseinandersetzung mit den die Gender-Politik der letzten Jahre bestimmenden Konzepten des ‚Gender Mainstreamings' und des ‚Diversity Managements'. In einer kritischen Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Diskurskonstellationen innerhalb der beiden Felder identifizierte *Meuser* eine jeweils anders geartete Semantik. So zeichne sich der Gleichstellungsdiskurs des Gender Mainstreamings auf der einen Seite durch eine normativ-gerechtigkeitsorientierte Begründung geschlechterpolitischer Maßnahmen aus, während als legitimatorische Bezugspunkte innerhalb des Feldes Diversity Management in der Regel ökonomische Effizienzkriterien hinzugezogen würden. Den Übergang „vom Ungleichheits- zum Potenzialdiskurs" und von einer systemischen zu einer individualisierten Perspektive verortete *Meuser* im Wandel von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, in der damit einhergehenden Aufwertung physisch nicht greifbarer Ressourcen und in neuen, durch Subjektivierung und Entgrenzung gekennzeichneten Formen von Erwerbsarbeit. In einem kritischen Abschluss stellte *Meuser* die Frage, inwieweit der gemeinhin als progressiv-inklusiv wahrgenommene Ansatz betrieblicher Diversity-Politik nicht auch gleichzeitig neue, unter Umständen sogar prekärere Exklusionsverhältnisse (re-)produziert. Die Grenzen der Inklusion lägen hierbei vor allem darin, dass nur marktfähige Differenzen als Gegenstand fruchtbarer Implementationspolitiken in Frage kämen. So könne die Verwirtschaftlichung sozialer Ungleichheiten gleichsam zu einer Re-Legitimisierung derselben führen.

Im Anschluss an die makro- und meso-politischen Analysen von *Sainsbury* und *Meuser* rundete der Klagenfurter Kulturwissenschaftler *Erol Yildiz* den ersten Teil der Tagung mit seinem Vortrag „Migration bewegt die Gesellschaft – Migration und Bildung im Zeichen globaler Öffnungsprozesse" und einer praktischen Perspektive für die interkulturelle Bildungsarbeit ab. Ausgehend von der Kritik an einem gesellschaftlich verankerten „Ausländerdispositiv" skizzierte er alltagsweltliche Zugänge von Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft zu integrationspolitischer Praxis. Zwischen offener Diskriminierung und – häufig gut gemeinter – „Veranderung" forderte er eine alltagsweltorientierte Bildung als Grundlage eines gesellschaftlichen Miteinanders jenseits verfremdender Zuschreibungen und institutionalisierter Ungleichbehandlungen. Multi-

kulturalismus könne demnach nicht auf einer fortwirkenden Differenzierung zwischen leitkultureller Norm und vermeintlich abweichenden Ausprägungen multikultureller Formen basieren, sondern setze vielmehr eine dialogische Integrationspraxis voraus, die Verschiedenheit nicht als Differenzlinie zwischen Mehrheits- und Nischenkultur, sondern als Fundamentalwert einer offenen Gesellschaft voraussetze.

In der zweiten Tagungsphase wurden in zwei Arbeitsgruppen unterschiedliche thematische Schwerpunkte verfolgt. Die Arbeitsgruppe „Chancen in Arbeitsmarkt und Politik" begann mit *Cinur Ghaderis* Vortrag „Citizenship, Geschlecht und Migration: Wie sehen politisch aktive MigrantInnen den Wohlfahrtsstaat und die Politik?". Ihr Ausgangspunkt war in Anlehnung an das Konzept der Social Citizenship (Marshall) die kritische Frage nach der politischen Legitimation eines demokratischen Wohlfahrtsstaates, in dem die Partizipationschancen für MigrantInnen beschränkt bleiben. In ihrer auf 20 Tiefeninterviews mit in Deutschland lebenden, politisch aktiven KurdInnen aus dem Irak basierenden Analyse fokussierte sie empirisch fundiert die (Mikro-)Ebene der Subjektbildung, auf der sich ein Anpassungsarrangement im Spannungsfeld äußerer Inklusion und innerer Exklusion nachzeichnen lasse. Grundlage dieser Anpassungsarrangements sei die Double-Bind-Situation, in der sich die AkteurInnen befänden: Trotz Integration bestünden kulturalistische Zuschreibungen. Mit der Partikularisierung der Social Citizenship in „political" und „cultural belonging" eröffnete *Ghaderi* eine politische Perspektive, in der die Ideale von Demokratie zu Fragen kultureller Differenz ins Verhältnis gesetzt werden sollten und der Schwerpunkt der sozialen und insbesondere politischen Teilhabe von „ethnos" zu „demos" verschoben werden könne. Notwendig hierzu seien sensible Inklusionsstrategien und veränderte Zugangsmechanismen und -schwellen.

Anschließend widmete sich *Anja Hartmann* unter dem Titel „Zwischen Professionalisierung, Regulierung und privatem Engagement: Gesundheitsberufe aus geschlechts- und migrationsspezifischer Perspektive" der ungleichen Teilhabe am Erwerbsleben. Der Gesundheitssektor – beschäftigungsbezogen ein „hidden champion" in der Entwicklung der letzten Jahre – sei ein in großem Maß geschlechtsspezifisch segregierter Beschäftigungsbereich: Obwohl überwiegend Frauen dort beschäftigt sind und diese auch fast ausschließlich von den Beschäftigungssteigerungen profitieren, befinden sie sich überproportional in Pflege- statt in Arztberufen und sind damit auch sehr viel stärker von belastenden Arbeitsbedingungen betroffen. Allerdings zeichne sich in zweifacher Hinsicht ein Aufbruch der Segregation ab: Zum einen steige der Anteil der Frauen im ärztlichen Bereich („Feminisierung der Medizin"), zum anderen lasse sich ein durch Akademisierung und Professionalisierung in der Tendenz steigendes Ansehen der anderen Gesundheitsberufe ausmachen.[2] Bei der Betrachtung der Migrationsdimension tritt ein doppelter „Brain-drain"-Effekt zutage: Einerseits steigt der Anteil ausländischer ÄrztInnen in Zusammenhang mit der Migration deutscher ÄrztInnen ins Ausland, andererseits gibt es im privaten Pflegebereich einen steigenden grauen Markt vor allem für osteuropäische Frauen. Mit diesen Aspekten der migrations- und geschlechtsspezifischen Entwicklung der Erwerbstätigkeit im Gesundheitssektor zeigte *Anja Hartmann* ebenfalls die Verflechtung von Welfare-, Gender- und Migrationsregimen sowie weiteren gesellschaftlichen Strukturkomponenten (beispielsweise die demografische Entwicklung) auf.

2 Hinter diesen Aufbruchsperspektiven blieben allerdings Fragezeichen, da ein „Geschlechtswechsel" von Berufen mit einem Prestigeverlust einhergehen könne.

In der zeitgleich stattfindenden Arbeitsgruppe „Geschlecht, Migration und Qualifikation in der beruflichen Bildung und der Hochschule“ zielten die beiden Vorträge von *Karin Schittenhelm* und *Anja Weiss* auf die Stellung von MigrantInnen und deren Nachkommen im Bildungs- und Erwerbssystem. In ihrem Beitrag „Bildungs- und Berufslaufbahnen von Frauen und Männern mit Migrationshintergrund: Ungleichheitsdimensionen und ihre kumulative Wirkung“ entwickelte *Schittenhelm* – ausgehend vom Datenmaterial eines innerhalb der Studiengruppe „Kulturelles Kapital in der Migration“[3] angesiedelten Forschungsprojektes – eine Perspektive auf die spezifischen Ungleichheitsverhältnisse in den Statusübergängen der Berufs- und Bildungsverläufe von MigrantInnen aus der Sicht der Lebenslauf- und Biografieforschung. Für Erfolg im Bildungssystem und am Arbeitsmarkt käme in diesem Zusammenhang neben dem Migrationshintergrund insbesondere dem Bildungsstand der Eltern eine große Bedeutung zu. Um vor allem die schulischen Leistungen zu verbessern, könnten sich mögliche politische Interventionen etwa auf eine gezielte Sprachförderung richten, um auf diese Weise Verständigungsbarrieren abzubauen und sowohl Lernkompetenzen zu optimieren als auch soziale Integration wahrscheinlicher werden zu lassen.

Unter dem Titel „Hochqualifizierte MigrantInnen und ihre mehrdimensional strukturierte Statuspassage in den Arbeitsmarkt“ führte *Anja Weiss* die Diskussion über den Zusammenhang von Migration, Bildung und Geschlecht mit weiterem Material aus der Forschungsgruppe fort. Aus einer feministischen Perspektive verdeutlichte sie, dass sich die Biografie- und Lebenslaufforschung durch eine Vernachlässigung geschlechtsspezifischer Verteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit in weiten Teilen implizit an einer typisch männlichen Biografie orientiert. Der hier herausgearbeitete Bias ließe sich auch auf die Biografien von MigrantInnen übertragen, da deren Lebensverläufe – gemessen an den in der Forschung verwendeten Leitbildern – ebenfalls als ‚anders‘ erschienen. Die Orientierung an den Lebensverläufen sesshafter StaatsbürgerInnen müsse daher durch eine differenzierte Perspektive erweitert werden. Mittels einer fünf Punkte umfassenden Typologie zeigte sie unterschiedliche Härtegrade der Erschwerung des Zugangs für MigrantInnen zum Erwerbs- und Bildungssystem auf. In einem abschließenden Schritt lieferte sie ein Beispiel für die umfassende Berücksichtigung der verschiedenen Dimensionen im Lebenslauf.

Abgerundet wurden die Vorträge mit einer lebhaften Podiumsdiskussion,[4] die die praktische und politische Relevanz der vorgestellten wissenschaftlichen Analysen in den Mittelpunkt rückte. Um – dem Rahmen der Tagung entsprechend – möglichst vielfältige Ansichten einfangen zu können, wurde besonderer Wert auf Diskussionsbeiträge aus dem Plenum gelegt und auf dem Podium ein Platz für potenzielle DiskussionsteilnehmerInnen nach dem „Fishbowl“-Prinzip freigehalten. Die vielschichtige Diskussion kann hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden. Stattdessen werden einige Aspekte herausgegriffen, die an verschiedenen Stellen zur Sprache kamen und einer politischen Praxis als Orientierung dienen können. So wurde vorgeschlagen, dass nicht die Homogenisierung einzelner MigrantInnen oder spezifischer migrantischer Gruppen für politische AkteurInnen eine größere Rolle spielen sollte, sondern die Politikfeld- bzw.

3 Siehe hierzu die Internetseite www.cultural-capital.net.

4 Moderiert von der Journalistin *Cornelia Benninghausen*, TeilnehmerInnen auf dem Podium waren *Leyla Özmal* (Integrationsreferentin und Integrationsbeauftragte der Stadt Duisburg), Professor *Ahmet Toprak* (TU Dortmund), *Markus Kurth* (MdB) sowie *Claudia Menne* (DGB).

Problemzentrierung. In diesem Zusammenhang wurde angemahnt, die Kooperation und Vernetzung von Behörden und Institutionen zu stärken, „Zuständigkeitengerangel" zu vermeiden und so eine enge Verzahnung unterschiedlicher Kompetenz- und Zuständigkeitsbereiche zu erzielen. Integrationsarbeit müsse sich zudem stärker auf die „Mitte" der Gesellschaft stützen. Von politischen AkteurInnen und in den Medien identifizierte „Integrationsprobleme" seien demnach zwar häufig auch Armuts- und Bildungsprobleme, allerdings muss diese Perspektive erweitert werden, um sich nicht in einen diskriminierenden Stereotypisierungsdiskurs einzufügen. Eine latente Diskriminierung finde seitens der Mehrheitsgesellschaft auch gegenüber gebildeten, in den Arbeitsmarkt integrierten MigrantInnen mit guten Sprachkenntnissen statt. Diese würden allerdings weitaus weniger wahrgenommen als das Stereotyp des türkischen, gewalttätigen Hauptschülers aus Berlin-Neukölln, obwohl gerade hier eine Chance liege, Bilder und Repräsentationen von MigrantInnen zu ändern und positive Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen.

Im Anschluss an die Tagung lud die Heinrich-Böll-Stiftung (Nachwuchs-)WissenschaftlerInnen und andere Interessierte zu einem Wissenschaftssalon ein. Aktuelle Chancen und Barrieren für Frauen im Wissenschaftsbetrieb wurden trotz der fortgeschrittenen Tageszeit mit großem Engagement und in angenehmer Atmosphäre diskutiert. Neben *Ilse Lenz* und *Melanie Trommer* beteiligte sich auch die Sprecherin für Wissenschaftspolitik der Fraktion Bündnis90/DieGRÜNEN im Landtag NRW *Ruth Seidl*.

Der Titel „Frauen in der Wissenschaft" umfasst zwei Aspekte: Einerseits steht nach der erfolgreichen Etablierung zunächst der Frauenforschung und dann der Gender Studies deren zukünftige Entwicklung zur Disposition. Andererseits – und darauf sollte der Schwerpunkt der Debatte liegen – geht es um die Zukunft von Frauen/MigrantInnen innerhalb des gesamten Wissenschaftsbetriebes. Neben aller Kritik an der doppelten Ökonomisierung der Wissenschaft durch den Bologna-Prozess[5] und das Hochschulfreiheitsgesetz könne die Gleichstellung hier insofern profitieren, als dass Frauen als „Ressource" erkannt und entsprechend gefördert würden. Beim Frauenanteil weise insbesondere Nordrhein-Westfalen auch heute noch sowohl im Bundes- als auch im internationalen Vergleich eine niedrige Quote auf, was die Frage nahe legt, welche Barrieren den Weg in die Wissenschaft für Frauen erschweren und wie diese zu beseitigen seien. Einigkeit herrschte darüber, dass bei den bestehenden Förderinstrumenten auf Geschlechtergerechtigkeit geachtet werden sollte, statt neue, nur auf Frauen bezogene Förderungen einzusetzen. Allerdings bestünden Möglichkeiten – zum Beispiel bei Berufungsverfahren –, durch bestimmte Taktiken Gleichstellungsgesetze zu umgehen beziehungsweise zu verhindern, dass überhaupt Situationen auftreten, in denen diese zum Tragen kommen könnten. Im Gegenzug zur These der „Männerbünde", die sich erfolgreich gegen Nachwuchswissenschaftlerinnen zusammenschließen, lässt sich heute eine Form indirekter Privilegierung durch männlich dominierte Netzwerke vermuten. Insgesamt lasse sich bei den Einstellungsverfahren eine zunehmende Entdramatisierung hinsichtlich der Gleichstellung ausmachen, und zwar sowohl bei den Bewerberinnen, die ihren Geschlechterstatus vernachlässigt sehen wollen, als auch bei denjenigen, die

5 Inwiefern die neue Studienstruktur tatsächlich höheren Leidensdruck der Studierenden durch stärkere Verschulung und weniger Freiheitsgrade aufweise, es sich um eine Selffulfilling Prophecy handele oder zunehmender Druck breiter kontextualisiert und mit weiteren Faktoren zusammenhängend betrachtet werden müsse, wurde kontrovers diskutiert.

die Auswahl zu treffen haben. Nichtsdestotrotz bleibe eine gläserne Decke für Frauen, die einen Aufstieg auf der Karriereleiter verhindere. Mutterschaft ist hier eines der wichtigen Symbole für die Vereinbarkeit einer (Frauen-)Karriere und des Privatlebens vor dem breiteren Hintergrund von immer prekärer und unsicherer verlaufenden wissenschaftlichen Laufbahnen.

Das umfangreiche Programm der Tagung hat eine multidimensionale Sichtweise auf die Ungleichheitsverhältnisse innerhalb moderner westlicher Gesellschaften ermöglicht. Durch den Fokus – die Kategorien Ethnizität und Geschlecht im Zusammenhang mit der Funktionsweise des sich wandelnden Wohlfahrtsstaates – gelang es, die Notwendigkeit der Berücksichtigung unterschiedlicher Aspekte und ihrer spezifischen Wechselwirkungen aufzuzeigen, die eine differenzierte Analyse der Verteilung von Lebenschancen in modernen Gesellschaften erforderlich macht. Bezogen auf den aktuell mit wachsender Intensität geführten Diskurs zur Intersektionalität, der sich gegenwärtig vor allem auf die theoretische Erfassung eben dieser multidimensional verfassten Ungleichheitsverhältnisse fokussiert, konnten die Tagungsbeiträge neben ihrer wissenschaftlich-theoretischen Fundierung vor allem durch ihren unmittelbaren praktischen Bezug überzeugen.

Zur Person

Katharina Knüttel, Dipl. Soz.Wiss., 1979, studierte bis 2009 Sozialwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum und arbeitet als Lecturer im Bereich Sozialwissenschaftliche Methodenlehre und Statistik. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Körpersoziologie, Sozialtheorie. E-Mail: katharina.knuettel@rub.de

Martin Seeliger, B. A., 1984, studiert im Master-Studiengang Sozialwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Arbeits-, Wirtschafts- und Migrationssoziologie. E-Mail: martin.seeliger@gmx.net

Rezensionen

Eva Tolasch

Ina Kerner, 2009: Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus.
Frankfurt a. M.: Campus Verlag. 413 Seiten. 34,90 Euro

„While women of color are urged, at every turn, to become permanently infertile, white women enjoying prosperous economic conditions are urged, by the same forces, to reproduce themselves“, schreibt Angela Davis (1981) zum Thema „Racism, Birth Control and Reproductive Rights“. Sie – wie auch andere schwarze Feministinnen der 1970er und 1980er Jahre in den USA – verweist darauf, dass es „die Frauen“ als solche im Sinne eines Kollektivsubjekts nicht gibt, da sich ihre sozialen Positionen durch verschiedene Kategorien sozialer Differenzierung unterscheiden: Insbesondere entlang von „Rasse“ und Klasse organisieren sich hier gesellschaftliche Hierarchisierungsprozesse; mit ihnen gehen Unterdrückungs- und Ungleichheitsverhältnisse einher.

An die Debatten der schwarzen Feministinnen knüpft das im deutschsprachigen Raum zunehmend beachtete Intersektionalitätskonzept an, das sich auf theoretischer und/oder empirischer Ebene als spezifische Haltung versteht, um soziale Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse zu identifizieren und zu analysieren, ohne sich dabei auf die Kategorie Geschlecht zu beschränken. In den letzten Jahren sind viele Bücher zur Intersektionalitätsthematik erschienen. Allerdings sind noch immer zahlreiche Fragen vor allem hinsichtlich der Konzeptionalisierung offen. Dazu liefert die ausschließlich theoretisch ausgerichtete Studie von *Ina Kerner* einen wertvollen Beitrag.

Ziel der Studie ist „eine Kartographie, die sowohl verschiedene Beschreibungsformen als auch unterschiedliche Verhältnisbestimmungen von Rassismus und Sexismus systematisiert – und auf diese Weise die Vielschichtigkeit und Komplexität der verhandelten Phänomene verdeutlicht“ (S. 377). Ferner unterbreitet *Ina Kerner* einen konzeptionellen Vorschlag, die genannte „Komplexität und Vielschichtigkeit“ von empirischen Einzelaspekten zu erfassen, um dann zu einer Entscheidung über die Berücksichtigung oder Vernachlässigung von einzelnen Aspekten zu gelangen.

So widmet sie sich einer doppelten Fragestellung: Welche Funktionsmechanismen von Sexismus und Rassismus lassen sich identifizieren und in welchem Verhältnis stehen die beiden Problembereiche zueinander?

Kerner plädiert für ein *integratives Analyseverfahren*, um Rassismus und Sexismus zu untersuchen, die sie aus einer Foucault'schen Perspektive als Machtrelationen – so die Leitperspektive der Studie – verstanden wissen will. Mit integrativer Analyse meint sie einen *mehrdimensional-multiperspektivischen Entwurf*, um Ungleichheiten zu erfassen.

Der *mehrdimensionale* Aspekt des Entwurfs bezieht sich auf die Funktionsmechanismen von Rassismus und Sexismus. In Anlehnung an Foucaults Machtanalytik, die vor allem Subjekte, Diskurse und Institutionen fokussiert, entwickelt die Autorin drei Dimensionen: die *epistemische, institutionale* und *personale*. Die *epistemische* Dimension umfasst „rassistisches und sexistisches Wissen und entsprechende Diskurse samt

Bildern und Symbolen“ (S. 38), die zweite Dimension hingegen „betrifft institutionelle Settings, die zu strukturellen Formen der Diskriminierung, Stratifizierung oder Ausgrenzung führen“ (S. 40), und die personale Dimension umfasst „Subjektivierungseffekte wie Identitätsmerkmale, aber auch Einstellungen und personale Interaktionen“ (S. 311). Die drei Dimensionen greifen stets ineinander.

Der *multiperspektivische* Aspekt verweist auf theoriegeleitete Analysekriterien hinsichtlich des Verhältnisses von Sexismus und Rassismus: Ähnlichkeiten, Unterschiede, Kopplungen und Verflechtungen. Sie werden folglich nicht im Sinne einer eindimensionalen Relation gedacht, die oft – wie *Kerner* ausführt – mit dem Begriff Intersektion und/oder Interdependenz beschrieben wird.

Die Autorin betont, dass die beiden Aspekte des Entwurfs – das Mehrdimensionale und das Multiperspektivische – integrativ angelegt sind. Entsprechend ist die Beziehung zwischen den Faktoren zur Bestimmung der Relation von Sexismus und Rassismus und den drei Dimensionen hinsichtlich der anatomischen Beschreibung in gegenseitiger Verschränkung zu denken. Kurz: Die vier Faktoren zur Charakterisierung der Relation können sich in Bezug auf jede der drei Dimensionen hinsichtlich der Funktionsbestimmung ereignen.

Die Arbeit von *Kerner* ist aufgrund der guten Strukturierung und Systematisierung des Materials sehr empfehlenswert. Des Weiteren sind vor allem zwei Punkte positiv hervorzuheben: Erstens liefert *Kerner* inhaltlich einen umfangreichen und interessanten Einblick in die gegenstandsbezogenen Ansätze. So stellen ältere oder weniger bekannte – allerdings nicht weniger interessante – Autorinnen Bezugsgrößen für die theoretische Konzeptionalisierung ihres Analyseentwurfs dar. Hierzu zählen etwa im Bereich der Geschlechtertheorien neben Judith Butler und Patricia Hill Collins auch die Autorinnen Frigga Haug und Simone de Beauvoir sowie Susanne Weingarten, Marianne Wellershoff und Sylviane Agacinski.

Der zweite Punkt bezieht sich darauf, dass *Kerner* Machtverhältnisse – hier Rassismus und Sexismus – und nicht wie so oft die Differenzen in Form von Kategorien und/oder Leitlinien in den Mittelpunkt stellt, um davon ausgehend andere Kategorien mit einzuarbeiten, die Verhältnisse sozialer Ungleichheit begründen können. Damit geht sie einen umgekehrten Weg, der die Möglichkeit bietet, Homogenisierungsprozesse im Rahmen der Analyse zu umgehen.

Daher bereichert *Kerner* mit ihrem Beitrag die Intersektionalitätsdebatten enorm. Ihr nicht-essentialisierender Ansatz ist als methodologischer Beitrag zu verstehen. Abzuwarten bleibt, wie sich diese Konzeptionalisierung in der empirischen Praxis bewährt. In diesem Sinne erscheint eine produktive Weiterführung unterschiedlicher empirischer Arbeiten, die mit diesen Faktoren und Dimensionen arbeiten bzw. sich daran orientieren und aufzeigen, wie sie zu operationalisieren wären, wünschenswert. Offen bleibt nämlich die Frage, ob und wie im Anschluss an diesen Analyserahmen empirische Studien aussehen und gelingen können.

Zur Person

Eva Tolasch, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie und Gender Studies der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Gendertheo-

rien, qualitative Verfahren, Elternschaft und Kindstötung
Kontakt: Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Soziologie, Konradstraße 6, 80801 München. E-Mail: Eva.Tolasch@soziologie.uni-muenchen.de

Almut Kirschbaum

Birgit Riegraf, Lydia Plöger (Hrsg.), 2009: Gefühlte Nähe – Faktische Distanz. Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung auf die „Wissensgesellschaft". Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. 211 Seiten. 19,90 Euro

Debatten über die Entfremdung zwischen feministischer Theorie und Praxis sind so neu nicht mehr. Gegenwärtig bewegen sich die AkteurInnen der Frauenbewegung, institutionalisierten Gleichstellungspolitik und Frauen- und Geschlechterforschung in unterschiedlichen Arenen und Netzwerken, „zwischen denen es nur noch wenige Überschneidungen zu geben scheint." Die Herausgeberinnen des Sammelbands, der aus der Tagung „Konstruktives Spannungsverhältnis: Frauen- und Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitik" (Bielefeld 2007) entstanden ist, sind allerdings nicht zufrieden mit dieser einfachen Schlussfolgerung. Ihr Anliegen ist eine systematische Bestandsaufnahme und eine weiterführende Auseinandersetzung mit dem „facettenreichen und komplizierten Spannungsverhältnis", in dem sich Frauen- und Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik befinden.

LeserInnen, die neugierig auf neue, erkenntnisbringende Perspektiven sind, mögen sich konzentriert auf die Suche begeben, denn es werden sehr viele wichtige Fragen aufgeworfen.

Was macht den gegenwärtigen Dialog zwischen Frauen- und Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik so schwierig? Wie sind die Verknüpfungen zwischen Politik, Wissenschaft und Gesellschaft zu denken? Welches handlungs-, praxis- und politikrelevante Geschlechterwissen für Politik und Verwaltung wird von der Frauen- und Geschlechterforschung überhaupt zur Verfügung gestellt? Wie wirkt sich die Nachfrage nach Geschlechterwissen und -kompetenz auf die Produktion wissenschaftlichen Wissens aus? Wie stellt sich die Kommunikation zwischen der „scientific community" und der „community of practice" dar? Entstehen an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis neue Wissensräume, also neue Erkenntnisse über die Kategorie „Geschlecht"? Gibt es einen neuen Dialog und eine erneute Annäherung zwischen Frauen- und Geschlechterbewegung und Frauen- und Geschlechterforschung?

Die Autorinnen des Bandes sind Wissenschaftlerinnen und Gleichstellungsexpertinnen, darunter zahlreiche Akteurinnen, die sich sowohl in wissenschaftlichen als auch in gleichstellungspolitischen Handlungsfeldern bewegen. Die Folie, vor der sie in den insgesamt 13 Beiträgen diskutieren, ist weitgehend bekannt und in der Tat komplex.

Es geht um die vermeintliche Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit von dekonstruktivistischen Geschlechtertheorien mit einer politischen Gleichstellungspraxis, in der es absurd erscheint, Geschlecht als Struktur- und Ungleichheitskategorie zum

Verschwinden zu bringen. Und es geht um die Kritik an einer Politik, die sich an der Reproduktion von Ungleichheit in den Geschlechterverhältnissen beteiligt, wenn sie die Rede von den Unterschieden zwischen Frauen und Männern fortführt. Spätestens seit Gender Mainstreaming und seinen Auswüchsen wird debattiert über die Inhalte und die Wirksamkeit von Gleichstellungspolitik. Dabei geht es besonders um die Fragen, ob Gleichstellung denn nun als Interessenpolitik für Frauen oder als Managementaufgabe zu fassen ist, und inwieweit es legitim ist, sich die zunehmend ökonomischen Kalküle in der Hochschulpolitik mit „strategischem Opportunismus" zunutze zu machen.

Lydia Plöger und *Birgit Riegraf* diagnostizieren ein nachhaltig verändertes Zusammenspiel von Geschlechtertheorie und -praxis. In der Wissensgesellschaft findet eine wachsende gesellschaftliche Nachfrage seitens Politik, Verwaltung und Wirtschaft nach wissenschaftlicher Gender-Beratung und Gender-Expertise statt. Sie beziehen sich auf Erkenntnisse der Wissenssoziologie, wonach „gerade Distanz zwischen Wissenschaft und Politik für eine fruchtbare Verbindung der beiden gesellschaftlichen Teilbereiche entscheidend ist, da sie ohne Differenz nicht wechselseitig voneinander profitieren und gleichsam füreinander einstehen können." Diese Entwicklung ist Ausdruck einer engeren Kopplung und bietet die Möglichkeit zur Kommunikation und Kooperation zwischen den verschiedenen Handlungsfeldern.

Andrea Löther reflektiert als „Grenzgängerin" zwischen Theorie und Praxis, dass Gleichstellungsarbeit keine uneingeschränkte Umsetzung theoretischen Wissens bedeutet. Grenzgängerin zu sein heißt, unterschiedliches Wissen in einer Person zu vereinbaren und sich je nach Handlungskontext auf relevantes Wissen beziehen zu können.

Innenansichten über die gleichstellungspolitische Alltagspraxis als zum Teil „schmutziges" Geschäft offenbart *Sigrid Metz-Göckel*. Ihr zufolge ist das Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis weniger mit einem Kommunikationsdefizit zu erklären. Durch einen eigenen Forschungsschwerpunkt Angewandte Geschlechterforschung könnten die gegenseitigen Wissenslücken gefüllt und das bislang ungenutzte Potenzial des praxisbezogenen Wissens der GleichstellungsakteurInnen einbezogen werden.

Gleichstellungspolitik ist nicht nur ein Zeichen des Praktischwerdens von Theorie, so argumentiert *Heike Kahlert* mit Bezug auf die Verwendungsforschung. Beide Sphären stehen in keinem hierarchischen Wissens- und Abhängigkeitsverhältnis. Auch die Erkenntnisse aus der Praxis haben wieder forschungsmethodologische und organisationsbezogene Rückwirkungen auf die Frauen- und Geschlechterforschung; das Spannungsverhältnis zeichnet sich durch eine „qualitative Differenz" aus.

Birgit Riegraf analysiert mit Bezug auf organisationssoziologische Erklärungsansätze, dass die Wirksamkeit von Gleichstellungspolitiken nicht allein auf die (In-) Kompetenzen, das Engagement und die politischen Strategien einzelner AkteurInnen zurückzuführen ist. Entscheidend sind Eigenlogiken, Veränderungsresistenzen und institutionelle Dynamiken der Wandlungsprozesse in Organisationen. Geschlechterpolitische Strategien sind daher nur über die Institutionalisierung längerfristiger, immer wieder selbstreflexiver Prozesse umsetzbar.

Feministische Theorie und gleichstellungspolitische Praxis haben sich laut *Angelika Wetterer* weit voneinander entfernt. Allerdings sollten das Alltagswissen über die Geschlechterverhältnisse, das Wissen von Gender-ExpertInnen in der Gleichstellungs-

praxis und theoretisches Geschlechterwissen nicht nach gleichen Maßstäben gemessen werden. Voraussetzung für einen gelungenen Dialog zwischen Gleichstellungspolitik und feministischer Theorie ist die Reflexion über den Zusammenhang zwischen Wissen und Handeln in den verschiedenen Sphären.

Sabine Hark setzt sich mit bestehenden Rechtspolitiken für Gleichheit aus der Perspektive der Queer Theory auseinander. Sie plädiert für den Dialog zwischen radikal verschiedenen Lebensweisen, um gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, die auf Veränderlichkeit von Identitäten basiert. Ihre Formel ist „dissidente Partizipation", um kritisches Wissen zur Deutungsmacht zu verhelfen.

Regina-Maria Dackweiler diagnostiziert das Verhältnis zwischen Geschlechterforscherinnen, Gleichstellungsbeauftragten und Frauenbewegung als asymmetrische Triade mit punktuellen Berührungspunkten. Sie sieht Potenzial in dem Ansatz „transveraler Politik" für einen demokratischen Dialogprozess unter Anerkennung von Macht-Differenzen.

Susanne Baer thematisiert die diskursive Abwertung von Gleichstellung und benennt Gender-Kompetenz und Souveränität als zentrale Mittel gegen Diffamierung. Sie adressiert Kritiken aus der Geschlechterforschung an Gender Mainstreaming und Diversity Management und fordert eine Qualitätsdebatte über gute und schlechte Frauen- und Geschlechterforschung. Wenig produktiv wertet sie eine Typologie unterschiedlichen Geschlechterwissens, wie Wetterer sie vornimmt, und pocht darauf, dass Gender-Expertise ohne feministische Reflexion keine Expertise ist.

In den Auseinandersetzungen zeigt sich der Wunsch nach gegenseitiger Anerkennung zwischen Frauen- und Geschlechterforschung und Gleichstellungspraxis. Thematisiert werden auch der Wunsch nach Anerkennung und die Anpassungsleistungen innerhalb des jeweiligen institutionellen Praxisfeldes, was, so schlussfolgert *Katharina Gröning*, die konstruktive Zusammenarbeit behindert und zur Stagnation von Gleichstellungspolitik führt.

In vielen Beiträgen wird die Notwendigkeit zum Dialog betont. So z. B. von *Julia Chojecka* und *Claudia Neusüß*, die die Bedeutung gemeinsamer Lern- und Begegnungsorte hervorheben. Was in den Diskussionen leicht in Vergessenheit gerät, wird in ihrem Gespräch deutlich. Hierarchisierungen zeigen sich auf personeller Ebene: Ausflüge in die gleichstellungspolitische Praxis werden von der Scientific Community „nicht nur nicht honoriert, sondern bestraft", und sind riskant für das Verfolgen wissenschaftlicher Karrieren.

Regina Harzer beschreibt die begrenzte Reichweite des bestehenden positiven Gleichstellungsrechts. Obwohl Recht eigentlich bedeutet, „zwingen zu dürfen", können Landesgleichstellungsbeauftragte keine Mitwirkungsrechte einklagen. „Hyperaktive Strategie-Konzeptionen" (GM, DM etc.) diagnostiziert sie als riskante Versuche, diesen Rechtsmangel auszugleichen, und fordert „Gender-Justice" als reales, transhistorisches Ziel.

Der Tenor des Buches liest sich mehrheitlich konstruktiv. Als Lesestoff sind die Beiträge allen Interessierten aus Theorie und Praxis und deren Zwischenräumen sehr zu empfehlen, auch wenn man vergeblich nach hilfreichen Zwischenüberschriften sucht. Das heißt, klare Trennungslinien sind nicht mehr so eindeutig zu ziehen, aber das ist auch gut so.

Ursula Müller gelingt in ihrem resümierenden Artikel eine hilfreiche Systematisierung und Zuspitzung der in der Vielfalt der Beiträge auch erkennbaren Unordnung und argumentativen Überschneidungen. Ungeduldige LeserInnen sollten ihren Beitrag zuerst lesen. Als thematischer roter Faden erkennbar sind demnach differente Logiken, Professionalisierung und Anerkennung. Müller stellt fest – und ich lese das mit einem Augenzwinkern –, dass Frauen- und Geschlechterforschung wie auch Gleichstellungspolitik in den letzten Jahren das unbedingte Pochen auf wechselseitige Distinktion hinter sich gelassen haben. Diese zu betonen sei „immer auch ein Ausdruck von Unsicherheit."

Was sich häufig zwischen den Zeilen liest, jedoch nur an einigen Stellen konkret benannt wird, sind die gravierenden Veränderungen im Wissenschaftssystem. Der Forschungsbedarf liegt auf der Hand. Weiterführend diskutiert und in die Analyse integriert werden sollten die Konsequenzen von Umstrukturierungen, Wettbewerbsorientierung und Autonomiebestrebungen der Hochschulen für wissenschaftliche Karrieren und Geschlechterverhältnisse – und für die institutionalisierte Frauen- und Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitik.

Zur Person

Almut Kirschbaum, Dipl.-Soziologin, promoviert an der Universität Bielefeld in der Arbeits- und Geschlechtersoziologie mit einem Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung. Arbeitsschwerpunkte: Erwerbsbiografien, Arbeitszeit, Karriere und Lebensführung, Gleichstellungspolitik, Hochschulforschung
E-Mail: kirschbaum@uni-bielefeld.de

Sigrid Metz-Göckel

Doris Doblhofer, Zita Küng, 2008: Gender Mainstreaming. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor – das Praxisbuch. Berlin: Springer Verlag. 278 Seiten. 39,95 Euro

---

‚Das Praxisbuch' heißt es selbstbewusst im Untertitel und in der Tat kommt das Buch ohne ein üppiges Literaturverzeichnis (mit 9 Titeln, S. 270) und ohne explizite Verweise auf wissenschaftliche Literatur aus. Daher wäre GENDER. *Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* auf Anhieb nicht der richtige Ort für eine Besprechung. Sie wird dies erst im Kontext der wissenssoziologischen Auseinandersetzung zum Expertenwissen und wissenschaftlichen Geschlechterwissen. Das in diesem Praxisbuch explizierte Expertenwissen resultiert aus dem reflektierten Erfahrungswissen zur Umsetzung des Gender Mainstreamings (GEM) in die (betriebliche) Praxis und aus einer vielfältigen Tätigkeit der Autorinnen als Beraterin und Coacherin zum Gender Mainstreaming. Es sollte daher in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht werden.

Im Vorwort heißt es: „Eine gesunde Bevölkerungsentwicklung und ein damit einhergehendes Wirtschaftswachstum werden nur möglich sein, wenn Männer und Frauen in

ihren ähnlichen bzw. unterschiedlichen Lebensbedürfnissen und -entwürfen unterstützt und diese nicht durch überkommene Rollenerwartungen behindert werden.“ (S. V). Das macht zunächst skeptisch, da hier die Gewinn- oder Ressourcen-Orientierung zu dominieren scheint und es keinen guten Klang hat, wenn von gesunder Bevölkerungsentwicklung die Rede ist. Schauen wir, was das Praxisbuch dann tatsächlich hergibt. Es ist in drei Teile gegliedert:

Teil 1 Gender Mainstreaming: Die Strategie und ihre betriebliche Umsetzung
Teil II Die zentralen AkteurInnen sind die Führungskräfte
Teil III Management Tools: Wie sie das Geschlechterverhältnis in Bewegung bringen

Die Autorinnen begrenzen Gender-Expertise darauf, Gleichstellungsmaßnahmen zu prüfen und Auswirkungen von Gleichstellungsmaßnahmen zu bewerten. Sie tun dies in Kenntnis der geschlechtertheoretischen Auseinandersetzungen. Allerdings ist nicht immer klar, wer hier außer den Autorinnen die ExpertInnen sind. Naheliegend wäre, diese bei den professionellen und Ad-hoc-Beauftragten für die Gleichstellung zu vermuten, seien es männliche oder weibliche. Aber kann dies generell der Fall sein? Damit würden sich die Autorinnen selbst unglaubwürdig machen. Denn dieses Praxisbuch will die relevanten AkteurInnen in diesem Feld *erst zu Gender-ExpertInnen machen* und ihnen dafür fundierte Hilfestellung und Anregung geben. Es böte sich daher an, das Gender-Expertenwissen noch weiter zu differenzieren.

Dieses Praxisbuch ist auf einem theoretischen Hintergrund aufgebaut, es integriert wissenschaftliches Geschlechterwissen und ist geschlechtertheoretisch up to date. Das ist wohltuend und unterscheidet es von anderer Ratgeberliteratur oder praktischen Leitfadenvorschlägen. Ihm liegt ein konstruktivistisches Verständnis von Geschlecht zugrunde, das mit dem Dilemma umzugehen versucht, dass dieses hochkomplexe und abstrakte Geschlechterwissen im Alltag nicht mehr abzubilden ist bzw. dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen erst nahegebracht bzw. verständlich gemacht werden muss. Der Trick, mit dem die Autorinnen aus diesem Dilemma herauszukommen versuchen, ist, die Führungsebene verantwortlich zu machen und unterschiedliche Ansätze – vor allem die Strategie der Frauenförderung und des Diversity Managements – in den allgemeineren Ansatz des Gender Mainstreamings zu integrieren. Das leistet dieses Praxisbuch mit einfallsreichen Übersetzungsleistungen auf eindrucksvolle Weise, teils ganz witzig, wenn die „Davon-Krankheit“ oder die Methode der „Guten Nachrede“ mit der Botschaft, Hiob hat ausgedient, vorgestellt werden.

Als Akteurs- und zielgerichtetes Aktionswissen sei das Gender-Expertenwissen darauf angewiesen, Verhältnisse zu personalisieren, die strukturell bedingt sind. Dies gilt z. B. für die zentrale Zielsetzung, ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis auf allen Hierarchie-Ebenen herzustellen, was zwangsläufig auf Abwehr und Desinteresse stößt. Um diese Zielsetzung kommunikationsfähig und handhabbar zu machen, sei ein professionelles Gender-Equality-Management nötig, das auch kulturelle Aspekte und vor allem Widerstände berücksichtigt. Wie mit den unterschiedlichen Widerständen kreativ und produktiv umgegangen werden kann, darauf beziehen sich einige ‚Handreichungen‘ dieses Buches. Die Autorinnen drängen darüber hinaus, auf Institutionalisierungsprozesse und die Verstetigung von Veränderungsprozessen und Erreichtem

hinzuwirken, womit die Machtverhältnisse einerseits angesprochen sind und andererseits auszuhebeln versucht werden. Sie raten, an die Logik der Organisation, z. B. die Erschließung neuer Potenziale, an Bedürfnisse (nach Wertschätzung) und vor allem an Abwehr und Widerstände anzuknüpfen.

Das Gender-Equality-Management wird in acht Handlungsfelder aufgeteilt (ab Kap. 4), die dann strukturiert und aufschlussreich ausgeführt werden. Es folgen Equality-Standards (Kap. 5) und eine Landkarte für die professionelle Institutionalisierung von Gleichstellung in Unternehmen (Kap. 6). Sehr differenziert sind Verantwortung (Gesinnungs- und Verantwortungsethik), Aufgaben, Rollen und Abwehrmuster der Führungskräfte behandelt. Begegnet wird ihnen mit wenig bedrohlichen und insgesamt eher witzigen als besserwisserischen Verhaltensvorschlägen (Kap. 7–9).

Im größten Teil des Buches, 13 weiteren Kapiteln, werden Tools vorgestellt, die von Equality Scorecard, Wegweiser zum GEM-System über die 4R-Genderanalyse und das Gleichstellungscontrolling bis zum Geschlechterdialog und zum GEM-Audit reichen.

Was sticht hervor?

Das Praxisbuch enthält erwartungsgemäß neben zahlreichen praktischen Hinweisen viele sehr eingängige Begriffsklärungen, ein Glossar und vor allem eine Übersetzung der geschlechtertheoretischen Ansätze in konkrete Handlungen und Strategien mit Arbeitspapieren zum Downloaden. Es wird mit Zitaten von leitenden Personen aus Unternehmen und vielen Beispielen angereichert und enthält klare Untergliederungen. Es ist schnell zu lesen und dennoch informativ. Sehr differenziert und erkenntnisreich sind die Ausführungen zum Controlling, die einige strukturelle Gleichstellungsindikatoren aus der Geschlechterforschung umsetzen, z. B. einen Genderindex, einen Segregationsindex, einen ‚Gläserne Decke'-Index, und nicht nur für Unternehmen, sondern auch kontextsensibel für Universitäten (S. 199-210) Anwendung finden könnten.

Überraschend sind einige Interpretationen, z. B. Widerstände seien zu begrüßen (Kap. 9), da sie Abwehrmuster erkennen lassen, an die angeknüpft werden kann, um sie aufzulösen.

Expertenwissen zum Gender Mainstreaming entwickelt sich – und das ist ein herausragender Befund – in der Konfrontation mit einer widerständigen Realität, die zu verändern ist, indem man/frau sich darauf einlässt, z. B. mit emphatischen Spekulationen. Gender-Expertenwissen kann wissenschaftliches Geschlechterwissen transzendieren. Gegenüber theoretischem Geschlechterwissen in seiner Überheblichkeit ist das Praxiswissen, das in diesem Buch verarbeitet wird, auf mehrfache Weise aufklärerisch.

Wer soll das Buch lesen?

Adressiert ist es an die Gleichstellungsbeauftragten und Verantwortlichen in Organisationen und Betrieben. Als Handbuch zur Umsetzung des Gender Mainstreamings ist es ein wichtiges Buch, das Aufmerksamkeit verdient, da es Expertenwissen aus der Veränderungspraxis und Handlungswissen zusammenbringt, und zwar sehr strukturiert und reflektiert. Es bietet eine einfallsreiche Unterstützung für alle an, die sich für die Geschlechtergleichstellung praktisch engagieren und theoretisch interessieren. Gedacht ist es für den deutschsprachigen Raum, also die Schweiz, Deutschland und Österreich. Für diese Länder sind einige Daten zur Genderanalyse, vor allem Arbeitsmarktdaten

und Entgeltbefunde, angeführt, die sicher differenzierter und aktueller möglich wären. Alles in allem ist dem Handbuch eine breite Rezeption in der gleichstellungspolitischen Community und darüber hinaus zu wünschen.

Zur Person

Sigrid Metz-Göckel, Prof. Dr. (em.), Hochschuldidaktisches Zentrum der TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Hochschulforschung, Frauen- und Geschlechterforschung, Wissenschaftskarrieren und Elternschaft, Migration
Kontakt: Tel.: 0231-7555530
E-Mail: sigrid.metz-goeckel@tu-dortmund.de

Ulrike Vogel

Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hrsg.), 2008: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (2., erweiterte und aktualisierte Auflage).
Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 959 Seiten. 49,90 Euro

---

Wenn das Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung vier Jahre nach seiner ersten Auflage neu und erweitert erscheint, stellt sich die Frage: Was bietet dieses Handbuch nach wie vor, was bietet es an Neuem?

Laut Vorwort zur Neuauflage stellt das Handbuch mit Beiträgen zu nun 112 – vorher 90 – Stichworten einen Überblick über Entwicklung und Stand der deutschsprachigen und internationalen Frauen- und Geschlechterforschung aus unterschiedlichen Disziplinen dar. Dies war von Anfang an das Ziel. Dem entspricht der gleichgebliebene Aufbau: Er umfasst im ersten Teil „Zentrale Fragestellungen und Theoriekonzepte", unter denen zunächst „Konzepte zum Geschlecht" und danach die „Rezeption und Weiterentwicklung von Theorien" in der Frauen- und Geschlechterforschung entsprechend den jeweiligen Entwicklungssträngen behandelt werden. Wiederum unter Berücksichtigung historischer Entwicklungen werden im zweiten Teil zu „Methoden und Methodologie" sowohl methodologische Grundsatzfragen als auch häufig verwendete Forschungsmethoden dargestellt. Der dritte Teil „Arbeitsfelder und Forschungsergebnisse" enthält Beiträge aus den verschiedenen Disziplinen, von den Sozial- und Geisteswissenschaften (einschließlich Philosophie und Theologie) über die Naturwissenschaften (einschließlich Mathematik), die Medizin, die Ingenieur- und Technikwissenschaften bis zu den Wirtschafts-, Rechts- und Kulturwissenschaften. Zusammengestellt sind diese Beiträge in sechs „zentralen Forschungsbereichen": „Lebensphasen und -lagen", „Arbeit, Politik und Ökonomie", „Körper und Gesundheit", „Bildung, Kultur und Kunst", „Technik- und Naturwissenschaften" sowie „Frauenbewegungen und Gleichstellungspolitiken". In den Beiträgen werden, wie in der ersten Auflage, jeweils Einblicke in zentrale Definitionen, grundlegende Diskurse, aktuelle Forschungsergebnisse und ein Ausblick auf

weitere Entwicklungen gegeben. Am Ende jedes Beitrags finden sich, ebenfalls wie in der ersten Auflage, Verweise auf Beiträge zu ähnlichen Themen. Ebenso gibt es im Anhang ein Schlagwortregister zu nun über 700 – vorher über 450 – Kennworten sowie ein AutorInnenverzeichnis.

Die Erweiterung des Handbuchs bezieht sich vor allem auf den dritten Teil „Arbeitsfelder und Forschungsergebnisse" und dort auf den neu aufgenommenen Forschungsbereich „Technik und Naturwissenschaften" mit sieben neuen Beiträgen. Dies reflektiert das Gewicht, das die Frauen- und Geschlechterforschung in diesem Bereich, in dem Frauen besonders auffällig in der Minderheit sind, inzwischen gewonnen hat. Daneben gibt es neue Beiträge zu den bisher vertretenen Forschungsbereichen in diesem Teil. Auch in den beiden ersten Teilen zu Theoriekonzepten und Methoden finden sich neue Beiträge. So werden in allen Bereichen des Handbuchs der aktuelle Forschungsstand und die rege Forschungstätigkeit in den verschiedenen Arbeitsfeldern reflektiert.

Im ersten Teil „Zentrale Fragestellungen und Theoriekonzepte" unter dem ersten Aspekt „Konzepte zum Geschlecht" sind die meisten Texte inhaltlich überarbeitet und durch neue Literatur ergänzt worden. Die Beiträge zum zweiten Aspekt „Rezeption und Weiterentwicklung von Theorien" wurden ebenfalls aktualisiert und um drei weitere Beiträge ergänzt: von *Helga Krüger* zu „Lebenslauf: Dynamiken zwischen Biographie und Geschlechterverhältnis", von *Mechthild Oechsle* zu „Work-Life-Balance: Diskurse, Problemlagen, Forschungsperspektiven" und von *Herta Nagl-Docekal* zum Thema „Feministische Philosophie: Wie Philosophie zur Etablierung geschlechtergerechter Bedingungen beitragen kann". Sie alle führen in wichtige Aspekte der feministischen Theorie-Diskussion ein und zeigen die Vielzahl ihrer Anknüpfungspunkte an Theorie-Entwicklungen sowie die Bandbreite in der Weiterentwicklung.

Im zweiten Teil „Methoden und Methodologie" ist den überarbeiteten Beiträgen ein weiterer von *Caroline Kramer* und *Anina Mischau* zu „Sozialberichterstattung: Frauenberichte oder ein „gegenderter" Datenreport" hinzugefügt. Hier wird neben den herkömmlich häufiger „qualitativen" Methoden in der Frauen- und Geschlechterforschung ein Bereich vorgestellt, der wesentlich auf „quantitativ" erhobene Daten bezogen ist.

Der dritte Teil „Arbeitsfelder und Forschungsergebnisse" enthält sechs Forschungsbereiche, von denen die Beiträge im ersten Bereich „Lebensphasen und Lebenslagen" mehr oder weniger stark inhaltlich und auf neue Literatur hin überarbeitet wurden.

Unter dem zweiten Forschungsbereich „Arbeit, Politik und Ökonomie" finden sich neben den überarbeiteten zwei neue Beiträge: von *Kathrin Dressel* und *Susanne Wanger* zum Thema „Erwerbsarbeit: Zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt" und von *Gesine Fuchs* zu „Politik: Verfasste politische Partizipation von Frauen". Hiermit werden zwei für die Lage von Frauen zentrale Bereiche vorgestellt.

Im dritten Forschungsbereich „Körper und Gesundheit" sind neben den überarbeiteten drei Beiträge neu: von *Andrea D. Bührmann* und *Sabine Mehlmann* zu „Sexualität: Probleme, Analysen und Transformationen" sowie von *Andrea Pauli* und *Claudia Hornberg* einmal zu „Gesundheit und Krankheit: Ursachen und Erklärungsansätze aus der Gender-Perspektive" und einmal zu „Umwelt und Gesundheit: Gender-Perspektiven in Forschung und Praxis". Auch diese Bereiche sind für die Situation von Frauen wichtig.

In den vierten Forschungsbereich „Bildung, Kultur und Kunst" wurden in Ergänzung zu den überarbeiteten fünf neue Beiträge aufgenommen: von *Heike Klippel* zu

„Film: Feministische Theorie und Geschichte“, von *Kristina Reiss* zu „Linguistik: Von Feministischer Linguistik zu Genderbewusster Sprache“, von *Carola Muysers* zu „Künstlerin/Kunstgeschichte: Zur Konzeption der Künstlerin in der kunsthistorischen Geschlechterforschung“, von *Birgit Dahlke* zu „Literatur und Geschlecht: Von Frauenliteratur und weiblichem Schreiben zu Kanonkorrektur und Wissenschaftskritik“ und von *Rebecca Grotjahn* zu „Musik: Frauen- und Geschlechterforschung in der Musikwissenschaft“. Auch hier liegen wichtige Ergänzungen des bisher Behandelten vor.

Der fünfte Forschungsbereich „Technik und Naturwissenschaften“ ist neu und enthält neben einem aus der ersten Auflage übernommenen Beitrag von *Ruth Becker* zu „Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum“ sieben neue Beiträge: von *Tanja Paulitz* zu „Technikwissenschaften: Geschlecht in Strukturen, Praxen und Wissensformationen der Ingenieurdisziplinen und technischen Fachkulturen“, von *Susanne Ihsen* zu „Ingenieurinnen: Frauen in einer Männerdomäne“, von *Andrea Blunck* und *Irene Pieper-Seier* zu „Mathematik: Genderforschung auf schwierigem Terrain“, von *Corinna Bath, Heidi Schelhove* und *Heike Wiesner* zu „Informatik: Geschlechteraspekte einer technischen Disziplin“, von *Helene Götschel* zu „Physik: Gender goes Physical – Geschlechterverhältnisse, Geschlechtervorstellungen und die Erscheinungen der unbelebten Natur“, von *Kerstin Palm* zu „Biologie: Geschlechterforschung zwischen Reflexion und Intervention“ und von *Robin Bauer* zu „Chemie. Das Geschlecht des Labors – Geschlechterverhältnisse und -vorstellungen in chemischen Verbindungen und Reaktionen“. Der Überblick über feministische Forschung in Bezug auf diese große Anzahl traditioneller Männerdisziplinen ist beachtlich, die Einführung in entsprechende Literatur sehr übersichtlich.

Im sechsten und letzten Forschungsbereich „Frauenbewegungen und Gleichstellungspolitiken“ sind neben acht überarbeiteten Beiträgen zwei neu: von *Barbara Stiegler* zu „Gender Mainstreaming: Fortschritt oder Rückschritt in der Geschlechterpolitik?“ und von *Verena Bruchhagen* und *Iris Koall* zu „Management Diversity: Ein (kritisches) Konzept zur produktiven Nutzung sozialer Differenzen“. Beide Beiträge beziehen sich auf Konzepte aus der Politik, die Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung wirkungsvoll in der Politik aufgreifen – oder diese durch interessengeleitete bzw. bürokratische Verwertung stereotypisieren und pervertieren können. Der Kampf um die Gleichstellung der Geschlechter wird durch diese Verfahren per se nicht entschieden.

Insgesamt stehen alle neuen Beiträge den bisherigen an Informationsgehalt, Präzision und Lesbarkeit in nichts nach und stellen somit eine gelungene Ergänzung für diese Neuauflage dar. Die Kürze und Übersichtlichkeit der einzelnen Beiträge lädt darüber hinaus zur ausführlicheren Lektüre ein.

Weiter in die Zukunft gedacht fragt sich, ob eine nächste Auflage nicht den Aspekt der „intersectionality“, d. h. die Verquickung der Ungleichheit nach Geschlecht mit der nach Klasse, Ethnie und z. B. Nationalität, berücksichtigen müsste. Sicher handelt es sich hier um ein Thema zum ersten Teil „Zentrale Fragestellungen und Theoriekonzepte“ unter dem Aspekt „Konzepte zum Geschlecht“. Es kann sich aber nicht nur um die Hinzufügung eines weiteren Beitrags handeln. Vielmehr wäre auch die Frage zu beantworten: Was bedeutet „intersectionality“ für die bisherigen Konzepte zum Geschlecht? Wie und in welchem Rahmen kann Frauen- und Geschlechterforschung weiter ihren Stellenwert sichern? Dieses Thema dürfte sich insofern für eine weitere Auflage des

Handbuchs Frauen- und Geschlechterforschung in einigen Jahren anbieten, als bis dahin die Auseinandersetzung mit dem Problem der „intersectionality“ in den Theorie-Debatten, aber auch in der empirischen Forschung zu noch mehr Wissen geführt haben dürfte, das sich in Handbuchartikeln festhalten lässt. Es handelt sich hier letztlich um die Behauptung der Frauen- und Geschlechterforschung in einem veränderten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext.

Abgesehen von diesem Ausblick auf die Zukunft liegt mit dieser Neuauflage des Handbuchs ein für die Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch für weitere Interessierte grundlegendes Kompendium zur Nutzung in Forschung und Lehre vor. In diesem trotz seines Umfangs handlichen Nachschlagewerk ist es den Herausgeberinnen *Ruth Becker* und *Beate Kortendiek* mit den Mit-Herausgeberinnen *Barbara Budrich, Ilse Lenz, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller* und *Sabine Schäfer* überzeugend gelungen, bereits Präsentiertes und Neues zu einem aktuellen Werk aus einem Guss zu vereinen.

Zur Person

Ulrike Vogel, Prof. Dr. (em.), TU Braunschweig, Fakultät I, Institut für Sozialwissenschaften. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Wissenschaftskarrieren von Frauen und Männern, Habitus im sozialen Feld von Beruf und Familie
Kontakt: Prof. Dr. Ulrike Vogel, Kötherberg 8, 38104 Braunschweig, Tel.: 0531-361282
E-Mail: u.vogel@tu-braunschweig.de

Melanie Groß

Gabriele Winker, Nina Degele, 2009: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten.
Bielefeld: transcript Verlag. 163 Seiten. 13,80 Euro

Intersektionalität kann als ein neues Paradigma der Gender und Queer Studies bezeichnet werden. Mit dem auf Kimberlé Crenshaw zurückgehenden Begriff der *intersections* sind Überschneidungen und Wechselwirkungen zwischen Differenzkategorien gemeint, die sich einer rein additiven Verknüpfung entziehen. Bislang bleiben die meisten Beiträge zur aktuellen Intersektionalitätsdebatte jedoch in einem appellativen Gestus stecken – unklar ist, wie eine Intersektionalitätsanalyse theoretisch und empirisch erfolgen kann. Diese Lücke schließt nun der von *Gabriele Winker* und *Nina Degele* vorgelegte Mehrebenenansatz, eine Theorie, Methodologie und Methode für eine kapitalismuskritische und differenzsensible Intersektionalitätsanalyse. Die Autorinnen nehmen mit ihrem Ansatz in mehrerer Hinsicht notwendige Präzisierungen und Konkretisierungen vor. Sie leisten damit einen wesentlichen Beitrag für die Weiterentwicklung des Ansatzes und bieten zugleich Auswege aus theoretischen Engführungen und empirischer Ratlosigkeit. Im Folgenden werde ich auf die zwei zentralen Aspekte näher eingehen: die Benennung von drei Ebenen und deren Kontextualisierung innerhalb der kapitalisti-

schen Profitmaximierung der Gegenwartsgesellschaft und die Fokussierung auf soziale Praxen als Ausgangspunkt empirischer Intersektionalitätsanalysen.

1 Mehrebenenanalyse und Rahmung durch kapitalistische Profitmaximierung

Einleitend formulieren *Winker* und *Degele* den Status quo der auf den Black Feminism zurückgehenden Intersektionalitätsdebatte. Nach dieser Rekonstruktion verweisen sie auf die Wechselwirkungen zwischen Differenzkategorien und ziehen erste Schlüsse für die Notwendigkeit einer Differenzierung in verschiedene Ebenen. Im zweiten Kapitel legen sie eine Theorie der intersektionalen Ungleichheitsanalyse vor, mit der sie wesentliche Schritte über bisherige Entwürfe zur Intersektionalität hinausgehen. Denn sie unterscheiden nicht nur zwischen miteinander wechselwirkenden Differenzkategorien, sondern thematisieren zudem drei verschiedene, miteinander verbundene Ebenen, innerhalb derer Differenzkategorien wirksam sind:

> „Wir wollen zeigen, wie die Verwobenheit von Ungleichheitskategorien auf verschiedenen Ebenen theoretisch zu fassen und im empirischen Forschungsprozess zu analysieren ist. Wir begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d. h. Herrschaftsverhältnisse), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen" (Winker/Degele 2009: 15).

Die Prämisse der Autorinnen lautet, dass Verbindungen und Wechselwirkungen erst dann konkretisiert werden können, wenn der historisch genaue gesellschaftliche Kontext in die theoretische Ausarbeitung des Ansatzes mit einbezogen wird. So betonen sie als notwendige Präzisierung für die Entwicklung ihres Intersektionalitätsansatzes: „Wir gehen in unseren Überlegungen von einer kapitalistisch strukturierten Gesellschaft mit der grundlegenden Dynamik ökonomischer Profitmaximierung aus." (Winker/Degele 2009: 25)

Innerhalb dieses Rahmens schlagen sie im Anschluss an wissenschaftstheoretische Überlegungen von Sandra Harding die Erweiterung der intersektionalen Perspektive auf drei Ebenen vor: die Ebene struktureller Herrschaftsverhältnisse, die Ebene symbolischer Repräsentationen und die Ebene der Identitätskonstruktionen. Damit rekonfigurieren sie die klassische soziologische Differenzierung in Makro-, Meso- (soziale Strukturen plus Organisationen und Institutionen) und Mikroebene (Identitätskonstruktionen) und explizieren die Ebene der Repräsentation als weitere Ebene. Diese drei Ebenen sind zwar nicht neu, blieben aber bislang in der wissenschaftlichen Debatte unverbunden. Die Autorinnen führen dies auf „disziplinäre Gebundenheiten und entsprechende methodische Kompetenzen" (Winker/Degele 2009: 23) zurück, deren Begrenzungen sie mit ihrem Ansatz überwinden wollen.

Besonders weiterführend sind die Ausführungen zur Ebene der strukturellen Herrschaftsverhältnisse. *Winker* und *Degele* konstatieren hier den größten Forschungsbedarf. Sie präsentieren nicht zuletzt wegen versandeter Debatten zum Verhältnis von Kapitalismus und Patriarchat oder zur *dual-system-theory* eine neue theoretische Konzeptionierung jenseits dualistisch angelegter „Megastrukturen" (Winker/Degele 2009: 37), indem sie von einem kapitalistischen System ausgehen und die unterschiedlichen Herrschaftsverhältnisse in der Produktions- und Reproduktionssphäre fokussieren. Dafür benennen

sie vier wechselwirkende Herrschaftsverhältnisse: Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen. Diese vier zentralen Begriffe auf der Ebene sozialer Strukturen korrespondieren mit den Kategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper. Damit erweitern die Autorinnen die klassische soziologische Dreierkette *gender-race-class* auf der Strukturebene um die Kategorie Körper. Durch den Einsatz und die Effekte der Differenzkategorien werden Individuen unterschiedlich sozial platziert und mit ungleichen Ressourcen und Teilhabechancen ausgestattet.

Die Herrschaftsverhältnisse, die die Autorinnen über die Darstellung der Kategorien jeweils einzeln ausführlich erläutern, zeichnen sich durch zwei Leitprinzipien aus, die sie stützen und verfestigen: der ungebrochene Glaube an die Meritokratie auf der einen Seite und an Naturalisierungen auf der anderen Seite – sie verhelfen diesen Herrschaftsverhältnissen zu ihrer Stabilität. Diese „Ausbeutungs- und Diskriminierungsstrukturen" (Winker/Degele 2009: 53) werden durch die Analyse der vier Differenzkategorien aufgezeigt und rekonstruiert.

Die Fokussierung des Blicks auf vier zentrale Kategorien der Ebene der sozialen Strukturen heben die Autorinnen für die Ebenen der symbolischen Repräsentationen und der Identitätskonstruktionen auf, um der Komplexität vielfältiger Repräsentationsweisen und individueller Lebensentwürfe gerecht zu werden. Auf der Ebene der Identitätskonstruktionen kommen Differenzkategorien zum Einsatz, die Individuen ermöglichen, sich von anderen abzugrenzen und damit ein Verhältnis zu sich selbst zu entwickeln. Auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen werden Wahrheitsgehalte und Wissenskomplexe verhandelt, die zu einem je historischen Zeitpunkt das hegemoniale Verständnis – etwa von Mütterlichkeit – bestimmen.

2 Soziale Praxen als Ausgangspunkt empirischer Forschung

Im dritten Kapitel entfalten *Winker* und *Degele* die Methodologie und Methode ihres Ansatzes. Mit Verweis auf Bourdieu setzen sie an den sozialen Praxen der Subjekte an, durch die die drei Ebenen miteinander verbunden sind und anhand derer sich Effekte, Wirkungen und Hervorbringungen von Differenzkategorien überhaupt erst rekonstruieren lassen. Mit dieser praxeologisch orientierten intersektionalen Mehrebenenanalyse verknüpfen sie eine induktive und deduktive Vorgehensweise in einem iterativ angelegten Acht-Schritte-Programm.

> „Mit Blick auf die Verwobenheiten von Praxen und Diskursen analysieren wir soziale Praxen in Form von Handlungen einschließlich sprachlicher Interaktionen und untersuchen die dort vorfindbaren Differenzierungskategorien vor allem in ihren Wechselwirkungen. Ausgehend vom empirischen Handeln und Sprechen von Personen fragen wir nach den Identitäten, die sie herstellen, sowie Strukturen und Normen, auf die sie rekurrieren." (Winker/Degele 2009: 67)

Zentral ist hierbei, dass zunächst die von Individuen, beispielsweise in narrativen Interviews, rekonstruierten sozialen Praxen auf der Identitätsebene konsequent ergebnisoffen und ohne das vorherige Zugrundelegen von Differenzkategorien ausgewertet werden. Entscheidend ist allein, welche Differenzkategorien die Interviewpersonen selbst ansprechen. Erst in nachfolgenden Schritten werden Spuren für die theoretisch vorausgesetzten Herrschaftsverhältnisse gesucht. Mit dieser Vorgehensweise bleibt im

Forschungsprozess offen, welche Differenzkategorien für welche Subjektpositionen relevant sind, welche bereits bekannten Herrschaftsverhältnisse mit ihnen korrespondieren und für welche sich abzeichnenden Herrschaftsverhältnisse die Theoriebildung erst sensibel gemacht werden muss. Auch die Hinweise auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen werden über die Narration der Individuen aufgespürt. Um hegemoniale Repräsentationsweisen und strukturelle Herrschaftsverhältnisse erläutern zu können, sind über die Analyse sozialer Praxen hinaus weitere Datenerhebungen erforderlich. Entscheidend ist, dass dabei stets den im Interview genannten Hinweisen – etwa durch das Hinzuziehen von Informationen über rechtliche Regelungen oder mediale Diskurse – nachgegangen wird. Wie ein solches Vorgehen aussieht, zeigen die Autorinnen im vierten Kapitel anhand von Interviews, die mit erwerbslosen Personen geführt wurden.

3 Fazit

Gabriele Winker und *Nina Degele* ist mit ihrem Ansatz ein entscheidender Beitrag zur Intersektionalitätsdebatte gelungen, der auseinanderdriftende Diskussionsstränge insbesondere um sozialstrukturelle Ungleichheiten und disziplinierende Normalisierungs- und Subjektivierungsprozesse auf neue Weise wieder fruchtbar zusammenführt. Dabei verzichten sie auf den Einsatz einer Metakategorie und führen somit das Projekt der Gender und Queer Studies konsequent weiter. Durch die systematische Veranschaulichung der Methodologie und Methode anhand konkreter Beispiele aus Forschungsprozessen (z. B. zu Homophobie im Fußball, zum Alltag erwerbsloser Personen, zu Protestkulturen wie Anti-Lookism) wird greifbar und auch umsetzbar, was Analysen zur Intersektionalität leisten können. Aber auch, wie Wechselwirkungen zwischen Differenzkategorien und Ebenen untersucht werden können und welche Perspektiven der Widersetzungen Individuen entwickeln.

„Mithilfe unseres intersektionalen Werkzeugkastens können wir die bestehenden Verhältnisse in ihren diskriminierenden und abwertenden Formen beschreiben, dabei aber auch Widersetzungen der Interviewpersonen gegenüber Ungleichheiten auf der Grundlage unterschiedlicher Differenzkategorien und auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar machen." (Winker/Degele 2009: 145)

Damit verweisen die Autorinnen in ihrem Resümee (Kapitel 5) auf eine weitere Dimension ihres Ansatzes: Sie zeigen, dass die Überwindung der komplexen Ungleichheitsverhältnisse, die intersektionale Analysen zu spiegeln vermögen, komplexes politisches Handeln erfordert. Damit geben sie gleichzeitig Hinweise für die politische Relevanz ihres wissenschaftlichen Projekts.

Zur Person

Melanie Groß, Prof. Dr., Arbeitsschwerpunkte: Jugend- und Protestkulturen, Intersektionalität und Ungleichheit, Gender und Queer Studies, Cultural Studies
Kontakt: Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Fachhochschule Kiel
Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Sokratesplatz 2, 24149 Kiel
Telefon: 0431 210-3046, Fax: 0431 210-6-3046, www.fh-kiel.de
E-Mail:melanie.gross@fh-kiel.de